

Hans Hauser

KURDISTAN

Schicksal eines Volkes



Langen Müller

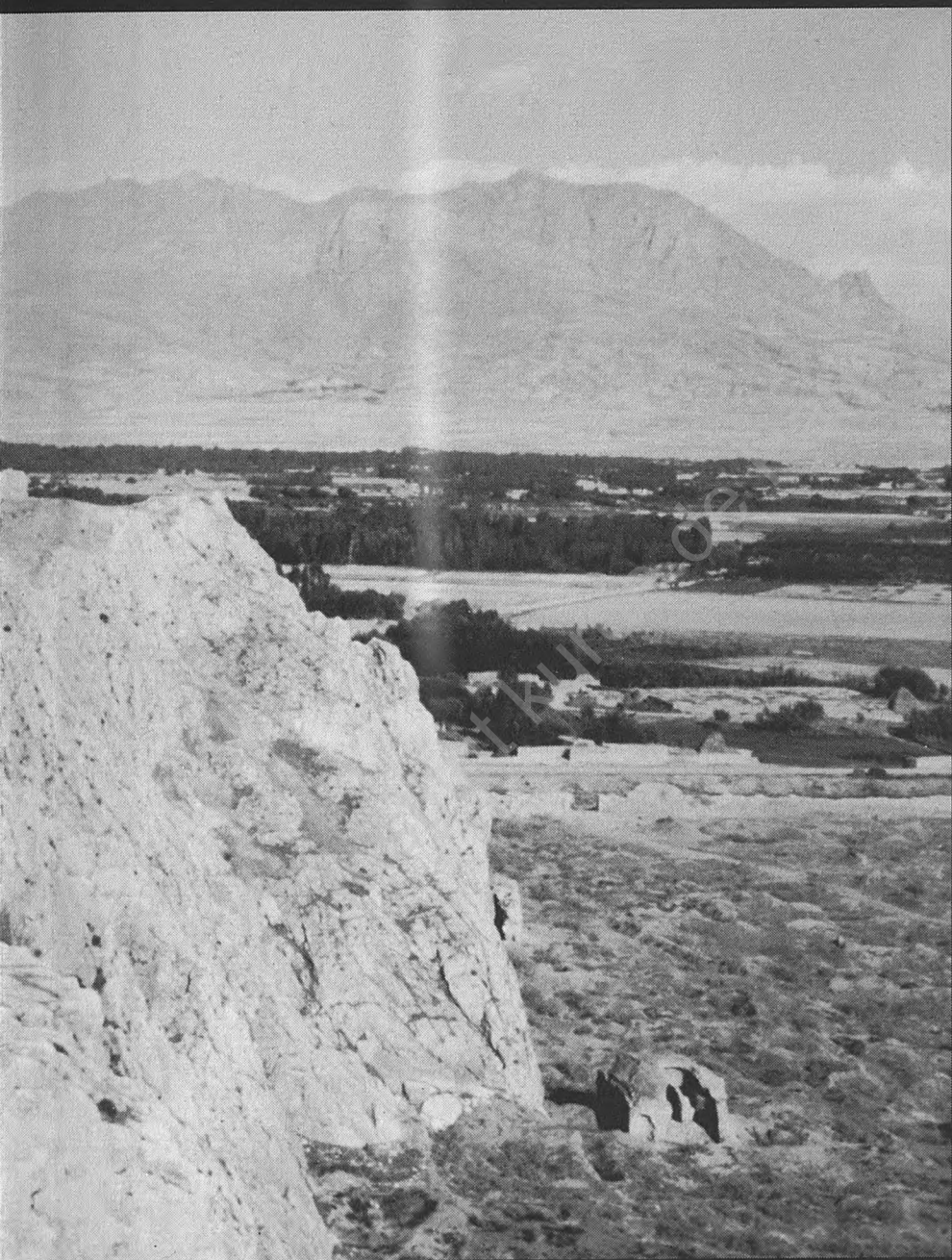
Seit Karl May in seinen »Reiseerzählungen« das »wilde Kurdistan« und sein Volk aus dem Dunkel der Geschichte herausgehoben und einem breiten Publikum vorgestellt hat, ist uns zumindest seine Existenz bekannt. Und die Leser von gestern und heute nehmen diese spannenden und lebendig geschilderten Erlebnisse gerne als »wahre Begebenheiten« hin. Da sonst wenig über die Kurden zu erfahren war, blieben sie immer geheimnisumwittert:

Sie gelten auch heute noch als wildes Bergvolk, das am Anfang seiner Geschichte stehengeblieben scheint.

Erst als vor einigen Jahren ihr erbitterter Kampf um Autonomie und ihr Ringen um Anerkennung begann, nahmen sich die europäischen Zeitungen in kurzen Notizen des Geschehens an. Doch bald verschwanden diese Meldungen wieder, die Sensationen blieben aus, die Kurden waren wieder aus dem Blickpunkt der Geschichte gerückt.

Das kurdische Volkstum geht bis auf die dunklen Vermächtnisse uralter Sagenkönige zurück. Die Kurden bekämpften Assyrer und Babylonier, verteidigten sich gegen Perser, Römer, Mongolen, Araber und Türken. Und nach jeder Niederlage zogen sie sich wieder weiter in ihre wilden, fast unbezwingbaren Gebirge zurück. Zahlreiche Völker in ähnlichen Situationen wurden vertrieben und ausgerottet; dieses relativ kleine 10-Millionen-Volk aber hat seine Eigenheiten bewahrt,





Institut kurde de Paris

6EN 604

liv. 322

Hauser · KURDISTAN

000 HAU KUR

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

HANS HAUSER

KURDISTAN

Schicksal eines Volkes



Langen Müller

Das Schutzumschlagfoto zeigt:
Hochzeitsfest auf dem Hausdach (türkisch-syrische Grenze)
Festkleider in allen Farben, Tanz der Frauen mit der Braut

Institut kurde de Paris

© 1975 by Albert Langen Georg Müller Verlag
Schutzumschlaggestaltung: Günther Bernhardt
unter Verwendung eines Fotos von Yoannis Karaman
Gesamtherstellung: Jos. C. Huber, Dießen vor München
Printed in Germany 1975
ISBN: 3-7844-1611-X

Diyari? ya min si mirê Kurdan ve
K. A. Bedirxan

Berlin, 30, 4, 77

Zerdest Haco

INHALT

Der Krieg im Schatten	7
War Karl May im wilden Kurdistan?	15
Die Wölfe in den Kirchen	26
Noahs Enkel blieben in den Bergen	42
Ex Corduene Lux	62
Der Traum vom Reich	100
Der Ritt auf dem Silbernen Löwen	126
Der Dank des Hauses Osman	145
Die verfluchte Rasse	175
Lawrence kam nicht bis Kurdistan	187
Der Tiger von Barzan	203
Das letzte Kapitel des Scheref Nameh	245
Nachwort	270
Zeittafel	273
Stichwortverzeichnis	277

Institut kurde de Paris

I.

DER KRIEG IM SCHATTEN

Einige Bergstämme trotzen der Regierung — »Die Rebellen sind vernichtet« — Und geben zur Offensive über — Das vergessene Volk — Ist Scheik Barzani Sowjetgeneral?

I.

An einem Januartag des Jahres 1962 fährt eine makabre Prozession in die Hauptstadt ein. Dutzende schwerer amerikanischer Armeelastwagen dröhnen durch die Straßen, auf denen man die Leichen von Gendarmen erkennen kann. Wie ein Lauffeuer geht diese Nachricht durch die Stadt. Überall in den Kaffeehäusern und im Basar raunt man sich zu, was Ankömmlinge aus der nur fünfzig Kilometer entfernten Kreisstadt erzählen: man höre schon seit Tagen den Donner der Kanonen aus den Bergen und in den Nächten sehe man die Blitze der Abschüsse wie das Leuchten schwerer Gewitter. Es ist klar: Das Regime kann die Rebellion nicht länger totschießen.

Die Stadt ist aber nicht Saigon, sondern Bagdad, die Hauptstadt des Irak, und die Rebellen in den Bergen sind die Kurden, die sich gegen die Regierung des General Kassem erhoben haben.

Die staatlich kontrollierte Presse hat seit Monaten über die Lage im Norden geschwiegen. Nur in wenigen offiziellen Bulletins war von »Banditen« und »versprengten Wegelagerern« die Rede gewesen, »die zu Paaren getrieben« worden seien, und »deren letzte Nester ausgeräuchert würden«.

Der Ausdruck »Banditen«, »Wegelagerer« ist ein Terminus, dessen sich zu allen Zeiten Regierungen bedient haben, um revolutionäre Kräfte zu diskriminieren, von denen sie bedrängt wurden. Schon Schubat-Enlil, Herrscher von Mari, schrieb an seinen Sohn, den Statthalter einer aufständischen Bergprovinz: »Berate dich mit Tarimschakim, setze Truppen in Marsch und verwüste das Gebiet dieses Gesindels.« Garibaldis Freiheits-

kämpfer wurden von den Stadtyrannen Italiens als »Räuberbanden« apostrophiert, und unter ähnlichen Verbalinjurien haben Maos Volksgardisten und die Partisanen Titos ihren langen Marsch an die Macht begonnen, ehe sie zu Abgeordneten, Aufsichtsratsvorsitzenden und Volkskommissaren avanciert sind.

Die »Wegelagerer« Barzanis freilich sind heute, vierzehn Jahre nach der Gründung der »Kurdischen Volksarmee« im Jahre 1961, noch immer unstete Wanderer auf dem schmalen Grat zwischen Erfolg und Untergang und von der Verwirklichung ihres nationalen Traumes weiter entfernt als vom Sturz in eine gnadenlose Niederlage — jener tödlichen Vergessenheit, welche die öffentliche Meinung allen Unterlegenen der Weltgeschichte reserviert. Aber es ist selbst zu dem Zeitpunkt, da die letzten Seiten dieses Buches geschrieben wurden, nicht entschieden, ob und welche Fernwirkungen das kurdische Problem noch parat hält. Zweifellos hat es im Vorderen Orient außer dem Staat Israel mit seinem natürlichen Interesse an einer innenpolitischen Schwächung des Irak als Mitglied der arabischen Fronde noch andere Mächtegruppen gegeben, die mit einer Unterstützung der kurdischen Ansprüche auf das Erdölzentrum von Kerkuk und mit dem Gedanken sympathisiert haben, einen möglichen kurdischen Staat oder ein starkes autonomes Gebiet Kurdistan gegen die OPEC-Politik, also das arabische Erdölmonopol auszuspielen. Überlegungen dieser Art aber könnten im Falle einer Verschärfung der Ölkrise — etwa im Sinne der Interventionsdrohung Kissingers — noch immer eine Rolle spielen, und selbst ein weltpolitisch ad acta gelegtes Kurdenproblem über Nacht in einer Form reaktivieren, die eine explosive Veränderung des gesamten Mittleren Ostens nach sich zieht.

Das kurdische Problem führt freilich viel weiter in die mit beispielloser Dynamik gefüllte Geschichte des Orients zurück und ist eigentlich so alt wie der Bestand der Kurden als Volk überhaupt. Aber es ist deren Los, immer von größeren Konflikten überschattet zu werden.

Als nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches endlich das Tor zur Freiheit offen schien, wurden sie das erste Opfer der siegreichen Ententemächte im Wettlauf um das arabische

Erdöl, gerieten nach dem Zweiten Weltkrieg in den eisigen Zug des Kalten Krieges und wurden durch den arabisch-israelischen Konflikt wiederum weit in den Hintergrund der politischen Bühne abgedrängt. Als im Jahre 1962 eine kurdische Delegation bei Präsident Kennedy und Chruschtschow während ihres Wiener Treffens vorsprechen will, wird sie höflich aus dem Hotel Imperial hinauskomplimentiert, und Telegramme an das Generalsekretariat der Vereinten Nationen werden notorisch mit dem dürren Hinweis quittiert, daß sie den »kurdish facts« — dem Ordner für kurdische Angelegenheiten — beigefügt wurden.

Unter diesen weltpolitisch wenig erfolgreichen Aspekten hat ihr Führer Mulla Mustafa, genannt »Barzani«, im Jahre 1961 den vorübergehenden Flirt mit der irakischen Regierung abrupt beendet, der nach der Revolution des General Kassem gegen das westlich orientierte Regime König Faisals drei Jahre zuvor begonnen hatte, weil der Revolutionsgeneral zur Verbreiterung seiner politischen Basis die Kurden brauchte.

Es war für Barzani nicht das erstemal, daß er keinen Kompromiß einging, sondern alles hingeworfen hat, um in der Hut der heimatlichen Berge die Kraft für einen neuen Schlag zu suchen. Er hatte seinen Vater im Kampf gegen die Türken verloren, sein Onkel und Bruder fielen während eines Aufstandes gegen die britische Besatzungsmacht, und er selbst wurde nach dem Zusammenbruch der Kurdenrepublik von Mahabad im Jahre 1946 mit einigen Dutzend Getreuen von der persischen Armee wochenlang durch die Bergwildnisse Vorderasiens gehetzt, bis er endlich mit knappem Vorsprung die sowjetische Grenze erreichte. Gerüchten zufolge hat Stalin persönlich den Befehl gegeben, für ihn den Schlagbaum zu öffnen und ihn später in der sowjetischen Militärakademie in Strategie, Taktik und politischer Schulung ausbilden lassen; das alles vielleicht in der Hoffnung, den einer feudalen Familie entstammenden Kurdenführer für den Tag X einer kommunistischen Revolution in Kurdistan bereitzuhalten. Aber das entspricht wohl nicht der Realität.

Barzani selbst redet nicht gerne über diese dreizehn langen Jahre des Exils, und seine Rolle in der »Demokratischen Partei Kurdistans« weist ihn eher als Exponent des Konservativen

Lagers und außenpolitisch wenig russenfreundlich aus. Auch über seinen Bruch mit dem linksstehenden General Kassem können nur Vermutungen angestellt werden. Wahrscheinlich ist, daß der sonst innenpolitisch sehr geschickt lavierende Militär die kurdischen Autonomie-Forderungen zu früh und zu schroff zurückgewiesen und das auf seine patriarchalischen Stammesbindungen so stolze Volk dadurch vor den Kopf gestoßen hat, indem er eine radikale Bodenreform und die Aufhebung der Stammesjustiz dekretierte.

Eines Nachts waren die Unterhändler Barzanis, der selbst bereits in seinem geheimen Hauptquartier saß, aus der Hauptstadt verschwunden. Und so begann die nächste Runde in den Bergen.

Vor den nur mit einigen hundert Beutegewehren bewaffneten »Pesch Merga«, was so viel wie »bereit zu sterben« heißt, muß sich die irakische Armee bald in das der Ebene vorgelagerte Hügelland zurückziehen.

Im Januar despatcht der Gouverneur von Mossul, der wichtigsten Stadt im Norden des Irak, an Kassem, daß die Armee vor Ende des Winters nicht in der Lage sei, in das Hochland einzudringen, und im März muß die Regierung bereits drei ihrer insgesamt fünf Divisionen gegen die Kurden einsetzen, freilich ohne entscheidende Fortschritte zu erzielen. Im Gegenteil: Die Kurden, unübertroffene Meister in der Guerillataktik, befolgen eine Strategie blitzschneller Vorstöße und ziehen sich vor überlegenen Streitkräften in unersteigliche Höhen und Schlupfwinkel zurück. Sie jagen die im gebirgigen Gelände ohnehin schlecht verwendbaren Panzer mit selbstverfertigten Minen in die Luft und geben in der Behandlung der Gefangenen sämtlichen alten und neuen Mächten in der Welt ein Beispiel: Gefangene Iraker werden nach wenigen Tagen mit einem Geldgeschenk entlassen, »da ihre Bewachung und Ernährung ohnehin die Schlagkraft der Verbände schwächen würde«, wie ein kurdischer Sprecher erklärt. Die Rebellentaktik spricht sich überall herum, und niemand fürchtet mehr, abgeschnitten und gefangen zu werden. Die Kampfmoral der durch wiederholte Säuberungen ohnehin angeschlagenen Re-

gierungstruppen sinkt auf einen neuen Tiefpunkt. In dieser Situation — es ist inzwischen Juli geworden — bietet General Abd el Kerim Kassem seinem Gegenspieler in den Bergen plötzlich Verhandlungen an. Folgen wir der Darstellung eines Augenzeugen: »Als Ort des Treffens war ein kleiner Ort in der Nähe von Suleimania vorgeschlagen. Die Kurden sollten durch General Barzani, die Regierung durch Oberst Hassan Abud vertreten sein. Zeit: Acht Uhr abends.

Wenige Minuten nach acht Uhr verdunkelte sich der Himmel. Eine Staffel sowjetischer Mig der irakischen Armee überflog das Dorf. Sekunden später krachten die ersten Bomben in die Häuser. Die Staffel zog eine Schleife und kam im Tiefflug noch einmal zurück. Gegen acht Uhr dreißig war das Dorf dem Erdboden gleichgemacht.«

Am nächsten Tag berief General Kassem in Bagdad eine Pressekonferenz ein und verkündete: »Der Kurdenführer Barzani ist tot!«

Vierzehn Tage später rollte eine Offensive der Kurden gegen fünf vorgeschobene irakische Garnisonen an. Zwölftausend Iraker werden eingekesselt. Zurückkehrende Gefangene berichten, daß Barzani persönlich seine Truppen befehligt habe; munterer und gesünder als je zuvor!

Aus diesen Tagen stammt der legendäre Ruf des Kurdenführers, der vielleicht das größte militärische und politische Talent ist, das Kurdistan in den letzten hundert Jahren hervorgebracht hat. Obwohl oftmals totgesagt, überlebt er seinen Gegenspieler General Kassem, dem schon ein Jahr später die politische und militärische Niederlage zum Verhängnis wird, und auch Marschall Aref, den nächsten Staatspräsidenten, der bei einem Hubschrauberabsturz umkommt, der auf kurdisches Konto gehen soll, und obwohl die Regierung Konzentrationslager errichtet und Giftgas, Napalm und bakteriologische Waffen gegen die Kurden einsetzt, wird sie in den folgenden Jahren dreimal um Waffenstillstand bitten müssen.

Aufgrund der Kurdenfrage wurden seit Beginn der Auseinandersetzungen sieben Regierungen gestürzt, drei Ministerpräsidenten ins Exil und zwei andere ins Gefängnis geschickt. Das

ist eine eindrucksvolle Bestätigung für die Kräfte, die in den kleinen, immer wieder grob unterschätzten Bergstämmen stecken, die vor neun Jahren in strategisch aussichtsloser Position gegen eine von den Weltmächten ausgerüstete Armee angetreten sind.

Nach einer bei der Menschenrechtskommission der UNO eingebrachten Beschwerde rächten sich die Regierungstruppen für ihre militärischen Mißerfolge durch einen Feldzug der »verbrannten Erde«. Allein im Jahre 1967 sollen tausend kurdische Dörfer durch Bomben oder durch Artilleriebeschuß vollständig zerstört worden sein. Derzeit leben mehr als dreihunderttausend Flüchtlinge, meist Frauen, Kinder und Greise in Zeltlagern jenseits der persischen Grenze und bilden somit ein Flüchtlingsproblem, das kaum mehr überschaubar ist. Aber aus nicht ersichtlichen Gründen spielt sich dieses Geschehen in einem ungewissen Zwielficht ab, nimmt das Weltgewissen kaum Notiz von dem verzweifelten Kampf eines kleinen Volkes, das nur so abstrakte Werte wie Freiheit und Selbstbestimmung in die Waagschale internationalen Rechts werfen kann.

»Die Kurden sind von der Geschichte vergessen worden«, faßte der russische Kurdologe Nikitine im Jahre 1956 dieses Phänomen zusammen, »sie sind ein Volk, das die eigene Vergangenheit überrollt hat.«

Und es ist wirklich sonderbar: Während über antike Völkerstämme historische Bestseller geschrieben werden, während das Schicksal der Indianerstämme Nordamerikas immer wieder in Filmen und Büchern aufgegriffen wird, ist über die Kurden eigentlich nicht viel mehr bekannt, als daß sie Räuber und Aufrehrer seien, die jeder staatlichen Autorität trotzen und in unzugänglichen Schlupfwinkeln hausen. Selbst Fakten, die besagen, daß schon zur Zeit Karls des Großen im kurdischen Bitlis ein sehr geschichtsbewußtes Fürstentum bestanden hat, das bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts als nationaler Kristallisationspunkt wirksam war, und die Kurden viele Wesire und Gelehrte in islamischen Höfen und in der Person Karim Zands sogar einen König von Persien gestellt haben, einen der fähigsten des Reiches überhaupt, sind nur einem engeren Kreis von Fachgelehrten bekannt. Niemand hat es der Mühe wert

gefunden, die verschlüsselte Geschichte der Kurden zu ergreifen.

Jetzt ist es aber höchste Zeit, denn das alte romantische Kurdistan wird es nicht mehr sehr lange geben. Schon dringt die westliche Zivilisation in die Reviere der alten Stämme vor, werden die Kurden in Persien und der Türkei durch Schule und Rekrutierung national nivelliert und sozial auf Kosten der traditionellen Stammesbindungen entwurzelt, zu landwirtschaftlichen und industriellen Arbeitskräften proletarisiert. Mit Riesenschritten werden die letzten Reste jener bunten alttestamentarischen Völkerscharen erbarmungslos eingeschmolzen, unter denen die Kurden als nahezu letzte Vertreter in unsere Zeit hineinragen.



Trotz dieser einmaligen geo-historischen Position ist ihre Stammesgeschichte bis heute ungeschrieben geblieben. Mühelos kann man die Veröffentlichungen über dieses vielleicht interessanteste Volk des alten und neuen Orients sichten, und dieses uralte Bergvolk war dem Bewußtsein des Abendlandes so gründlich entschwunden, daß es eines Tages wiederentdeckt werden mußte. Aber auch dieser Verdienst trifft nicht einen Vertreter der zuständigen Fachwissenschaft. Einem Laien, einem Außen-seiter der Gelehrsamkeit blieb es vorbehalten, die Kurden der Weltöffentlichkeit vorzustellen. Der Mann, der hierüber zwar nur eine romanhafte »Reiseerzählung« geschrieben hat, aber nach dem Urteil eines namhaften Anthropologen gerade dadurch »zum allgemeinen Bildungsstand und zum Ruhm und Ruf der Kurden das meiste beigetragen hat« (Professor Eickstedt 1956), wurde am 25. 2. 1842 in Ernsttal in Sachsen als fünftes Kind eines armen Webers in bitterster Armut hineinge-boren, wurde mit neunzehn Jahren Hilfslehrer an einer Werk-schule, um dann nach Jahren eines dunklen Lebens am Rande der Gesellschaft zum erfolgreichsten Volksschriftsteller aller Zeiten aufzusteigen. Er heißt Karl Friedrich May!

II.

WAR KARL MAY IM WILDEN KURDISTAN?

Ein Pascha geht in den Bergen verloren — 5000 Briefe an den Karl-May-Verlag — Sir Henry Layard, der perfekte Abenteurer — Hadschi Halef Omar aus dem Computer — Kara Ben Nemsi war ein Engländer.

I.

Zu der Zeit, da Karl May sich anschickt, aus dem kleinbürgerlichen Schulmeisterrock in die abenteuerliche Verkleidung eines »Old Shatterhand« und »Kara Ben Nemsi« zu schlüpfen, beginnt sich zaghaft das Dunkel über den Gegenden »zwischen Bagdad und Stambul« zu lichten. Viele Jahrhunderte lang waren die Vorstellungen des Abendländers vom Orient einerseits durch die Bibel und anderseits durch die Greuelberichte aus der Kreuzfahrerzeit bestimmt worden. Seit die osmanischen Türken im 15. Jahrhundert die anatolische Landbrücke zwischen Europa und Asien unterbrochen hatten, war der schwache Schein von Aladins Lampe am Horizont Europas erloschen, das in seiner mittelalterlichen Periode von sich aus jede Beziehung zu fremden naturwissenschaftlichen und geographischen Problemen verloren hat. Selbst die Kontakte, die schon die antiken Griechen und Römer zu ihren asiatischen Hinterländern hatten, waren vergessen worden.

Sie konnten erst neu angeknüpft werden, nachdem die Osmanen ihren Kulminationspunkt überschritten und aus dem »furchtbaren Türck« der »Kranke Mann am Bosphorus« geworden war.

Aber noch so mancher offizielle oder private Reisende, der den Vorhang zur verbotenen Welt Harun al Raschids durchschlüpfen konnte, mußte seinen Mut mit schweren Entbehrungen, Gefangenschaft oder dem Tod bezahlen. So wie der bayrische Soldat Hans Schiltberger; der in mongolische Kriegsgefangenschaft geriet, die Mitglieder einer königlich-dänischen Expedition, die in

den Wüsten Innerarabiens zugrunde gingen oder der Philologe Prof. F. Schulz, der 1829 in Kurdistan erschossen wurde.

Es ist also nicht sehr erstaunlich, wenn die Schlupfwinkel und die Existenz der Bergkurden relativ spät und nahezu unbemerkt Eingang in die Berichterstattung abendländischer Reisender gefunden haben. Einer der ersten, der über sie berichtet hat, war — eine seltsame Beziehung zu Karl May — mit Sicherheit nie an Ort und Stelle gewesen. Es ist der niederländische Arzt Olfert Dapper, der in einem 1681 veröffentlichten Wälzer über Persien auf knapp zwei Seiten und vornehmlich nach antiken Quellen die »Landschaft Curdistan« behandelt, »die in den Bergen Mediens und der Susiana gelegen ist. Die Einwohner sind sehr Streitbar«, fügt er hinzu, »und dürften dem Türkenreiche heut oder morgen nicht geringen Schaden zufügen, führen aber auch gern einiglichen Krieg widereinander.«

Ein erster, wirklich wissenschaftlich ambitionierter Spähtrupp nach Kurdistan glückt erst rund neunzig Jahre später. Wenn das Wort »glückt« auch in anderem Sinn auszulegen ist, denn von den sieben Teilnehmern der im Auftrag der dänischen Regierung 1763 gestarteten Vorderasienexpedition kehrt nach vier Jahren nur der in Göttingen ausgebildete Geograph Carsten Niebuhr zurück. Er schreibt dann eine »Reisebeschreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern«, die für die nächsten hundert Jahre zur Pflichtlektüre jedes Orientreisenden werden sollte.

Es ist eine seltsame widersprüchliche, eigentlich noch altorientalische Welt, die Niebuhr betritt. Achtzig Jahre nach dem letzten Versuch der Türken, Wien und Europa zu überrennen, sieht der kritische Nordländer überall die Risse im »weichen Unterleib« des Riesenreiches, das sich vom Atlantik bis zum Indischen Ozean und vom Sudan bis in den Kaukasus erstreckt.

Erstaunt registriert Niebuhr, daß die Paschas ihre Provinzen nur dem Namen nach regieren: »Innerhalb der Mauern von Mossul und Bagdad sind die Janitscharen, außerhalb die Ara-





ber und die Kurden die Meister.« Da die Paschas vom Sultan nach sehr kurzer Zeit immer wieder ausgewechselt werden — 48 haben in der Zeit von 1638 bis 1767 in Bagdad regiert — »trachten sie nach rascher Bereicherung, ehe sie abgelöst werden, und denken nicht daran, die armen Bauern gegen die räuberischen Stämme zu schützen. So ist es kein Wunder, daß die türkischen Provinzen immer mehr verwüstet werden.«

Kurdistan aber erweist sich als eine besonders schwer zu regierende Provinz: Nachdem schon Hassan Pascha auf einem Feldzug gegen Hamadan in Persisch-Kurdistan umgekommen ist, endet auch ein Abenteuer seines Sohnes Achmed fatal. Auf einer Expedition gegen einen Stamm, »der den gewöhnlichen Tribut verweigert hat«, wird er von einem Kurden aus dem Hinterhalt erschossen.

»Die Stämme dieser bergigen Landschaft nehmen von den türkischen Statthaltern keine Gouverneure an, sondern anerkennen nur ihre eigenen Oberhäupter«, notiert der Däne gewissenhaft. »Aber die Regierung bleibt nicht lange in einer Familie. Denn bei dem Tod eines Oberhauptes wird jedesmal durch Zweikampf ausgemacht, wer wieder herrschen soll.«

»Überall regiert hier das Gesetz der Blutrache«, schreibt er in sein Tagebuch. »Kurz vor meiner Ankunft in Mossul hat ein kurdischer Mullah den Pascha von Kalla Dsjolan des nachts in seinem Bett ermordet, weil dieser seinen Bruder hatte hinrichten lassen.«

2.

Das also ist das Land, von dem Karl May — sonst furchtloser »Früh-Supermann« — sagen wird: »Seit Tagen befand ich mich in einem Zustand der Spannung, wie seit langem nicht. Es gibt kein Land der Erde, das so zahlreiche Rätsel birgt, wie der Boden, den die Hufe meines Pferdes berührten. Es ist eine

Landschaft, in der Völkerhaß, wilder Fanatismus und die Geisel der Blutrache Legionen von Opfern gefordert haben.«
Tatsächlich wird er hier von Abenteuern berichten, die jeden Vergleich mit den besten seiner Indianerbücher aushalten. Mehr noch: Die Schilderungen aus dem »wilden Kurdistan« sind realistischer, gegenwartsbezogener als die meisten seiner übrigen Romane. Gleich auf den ersten Seiten dieser Erzählung, die der »Deutsche Hausschatz«, ein katholisches Familienblatt der achtziger Jahre, als erste Zeitschrift publiziert hat, ist ein neuer Wind zu spüren, ja, ein gewisser Stilbruch zum bisherigen Konzept. »Die Landschaft, die in den meisten und besonders den späteren Kompositionen zu Stereotypen erstarrt« (Hans Wollschläger, Rowohlt 1965), wird hier besonders plastisch projiziert, »und die ihr aufgehefteten Figuren« wirken keineswegs »plakettenhaft und vor immer flacherem Halbreliet«. Im Gegenteil: Wie in einem guten Film, der von einem gewissenhaften Regisseur gemacht wurde, sind alle Rollen, auch die kleinsten, glänzend besetzt, atmen sozusagen wirkliches Leben. »Ich begann zu lesen und kam nicht davon los. Familie, Geschäft, Essen, Trinken, alles vergaß ich!« bekennt sein eigener Verleger Friedrich Ernst Fehsenfeld (1853–1933), sonst erfolgreicher Vertreter eines Geschäftszweiges, dem gebührende Distanz zum angebotenen Stoff selbstverständlich ist. Schon bei der ersten Begegnung glaubte er, der mit Hermann Grimm und Gustav Freytag befreundet ist, an seinem Autor »den leichten Schwung von Reiterbeinen« zu bemerken, und noch jahrelang ist er fest davon überzeugt, daß die »Reiseerzählungen« auf wirklichen Erlebnissen beruhen. Verwundert es da, wenn das breite Leserpublikum alle Abenteuer, auch die haarsträubendsten, für bare Münze nimmt, sich in der Verlagsredaktion Berge von Briefen türmen (5000 sind es im Oktober 1896), in denen die Karl May-Fans weitere Abenteuer und Aufschluß über das fernere Schicksal der Freunde und Gefährten Kara Ben Nemsis verlangen?

Dieses Interesse hätte schon sehr früh und recht eindeutig befriedigt werden können.

Eine Fährte, die uns in die Nähe der Entschlüsselungsszene bringt, führt in die Vergangenheit des Jahres 1839 zurück.

Im Herbst dieses Jahres ritt ein Europäer mit seinem Begleiter durch Kleinasien und Mesopotamien. Einige Jahre später schrieb er in seinen Erinnerungen hierüber: »Wir ritten allein und achteten beide keiner Gefahr. Unsere Waffen waren unser einziger Schutz, unser Felleisen hinter dem Sattel unsere Garderobe, und wenn uns nicht die Gastfreundschaft in einem Dorfe oder einem arabischen Zelte dieses Geschäftes überhob, warteten wir unsere Pferde selbst. Auf diese Weise mischten wir uns unter das Volk und nahmen seine Gewohnheiten an.«

Spricht aus diesen Sätzen nicht die bescheidene Eigenart Kara Ben Nemsis, ist die damals wie heute so seltene Gewohnheit, abseits der »Straßen der Touristik« zu reisen, nicht die unbefangene Absicht des »Emirs« aus Deutschland? Schon einige Seiten weiter scheinen sich diese Gedanken zu bestätigen, als die beiden Reiter auf den Stamm der Haddedihnaraber stoßen, Freunde ihres Scheik werden und auch dem bösen Pascha von Mossul gegenüberstehen, der die Reichen köpfen läßt, um ihr Vermögen einzustecken, während seine Soldaten die umliegenden Dörfer und Stämme plündern.

Nun kann kein Zweifel mehr bestehen, daß es sich um den Roman »Durch die Wüste« handelt, in dem sich bekanntlich ein gleiches begibt. Schon auf den nächsten Seiten muß es zur Begegnung mit den geheimnisumwitterten »Teufelsanbetern« kommen und danach zu den Erlebnissen mit den wilden Kurdenstämmen, in deren Kämpfe der Erzähler mitten hineingezogen wird.

Diese Erwartungen treffen auch ein, nur ist es jetzt an der Zeit, eine kleine Korrektur anzubringen: die gegenständlichen Schilderungen stammen nicht aus der Feder Karl Mays, sondern stellen Erinnerungen eines ganz anderen Mannes dar, eines Reisenden, von dem jedenfalls feststeht, daß er wirklich viele Monate unter beutegierigen Arabern und wilden Kurden gelebt hat, die ihm mehr als einmal nach dem Leben getrachtet haben. Der Mann der solcherart in unsere Erzählungen tritt, war ein Abenteurer von einem Format, wie es in unserer eng und kahl

gewordenen Welt kaum mehr vorstellbar ist. Zwei Jahre nach der Entmachtung Napoleons geboren und in Italien und England erzogen, verbringt Austin Henry Layard sechs dumpfe Jahre in einem Londoner Anwaltsbüro, von dessen Fenster er nur den Fuß jener schmutzigen Häuserwände sieht, die irgendwo oben in den trüben englischen Himmel münden. Dann, von einem Tag zum anderen, reißt er sich plötzlich los, wirft Perücke, ruhiges Dasein und gesicherte Zukunft hin und geht, mit nichts als seinem Optimismus das Land seiner Träume suchen, den Orient aus Tausendundeiner Nacht. Und dort findet er nach Jahren ziellosen Herumstreifens, die ihn bald als eine Art Agent der britischen Gesandtschaft nach Syrien und Mesopotamien, bald als Privatmann nach Persien und Palästina, einmal in die Gefangenschaft eines arabischen Scheichs und zu den Bachtianen Südpersiens führen, die Bestimmung seines Lebens: in einem »ungeheuren Erdgebirge« gegenüber Mosul, das schon frühere Reisende zu abenteuerlichen Spekulationen veranlaßt hat, vermutet er nichts anderes als die Überreste des antiken Ninive. Mit einem Anfangskapital von sechzig Pfund, die ihm der englische Gesandte Sir Stratford Canning im Jahre 1840 schenkt, heuert er ein paar Dutzend Fellachen an, gräbt tatsächlich die assyrische Metropole aus dem Schutt der Jahrtausende und wird unsterblich. Gleichzeitig aber — und das ist der Zweck unserer Exkursion in die Archäologie des vorigen Jahrhunderts — wird sich sein Leben auf seltsame Weise mit dem des sächsischen Lehrers verknüpfen, oder besser gesagt: mit dessen zweitem transparenten Ich als Held der Wüsten und Gebirge.

Im Sommer 1845 muß Layard seine Arbeit auf den Ruinenhügeln Kujundschiks einstellen. Die Hitze, der ewige Staub und die Strapazen der Ausgrabungsarbeiten sind von einem Europäer nur begrenzt auszuhalten. Im Juni steigt hier das Thermometer bis auf 55 Grad Celsius. Seine Arbeiter, die ihn als Wohltäter verehren, sind zum Teil Angehörige einer christlichen Sekte hoch oben in den Tijari-Bergen am Oberen Zab. In lockenden Farben beschreiben sie ihm die Kühle der kurdischen Gebirge, deren schneebedeckte Gipfel er, wenn er abends erschöpft vor seinem Zelt sitzt, in den schwindenden Strahlen

der Sonne golden leuchten sieht, während die Ebenen ringsum schon im tiefen Abendschatten liegen. Es sind geheimnisvolle, von Europäern so gut wie noch nie betretene Regionen.

4.

Layard versieht sich also mit »Bujuruldīs« oder Befehlen des Paschas von Mossul an die Behörden bis Amadijah sowie einem Empfehlungsbrief an den kurdischen Häuptling von Berwari und bricht in Begleitung seines Assistenten Hormuzd Rassam, eines Faktotums namens Ibrahim Agha und einigen Khawasen, die ihm der Pascha mitgegeben hat, am 28. August in die Gebirge auf.

Es wird eine Reise aus den wilden Jahrtausenden der Vergangenheit in eine Gegenwart, die nicht weniger abenteuerlich ist. Für Sir Austin, weil er in Verwicklungen geraten wird, die wie die lebendig gewordenen Kapitel aus dem verlorengegangenen Geschichtsbuch dieses Landes verlaufen und für die Lesergemeinde Karl Mays, weil sie gleich nach den ersten Sätzen des Layard-Reports eine literarische Landschaft wiedererkennen kann, die Karl May im zweiten Band seiner »Reiseerzählungen« topographisch außerordentlich präzise beschrieben hat.

Von einem Ritt »außerhalb des gewöhnlichen Weges nach Kurdistan« ist die Rede, der an der großen Schiffsbrücke bei Mossul beginnt und über die Straße nach »Ain Sifni«, »Baadri« und dem Jezidenheiligtum »Scheik Adi« nach der Festung Amadijah führt, »dem Schlüssel gegen das Land der freien Kurden«. Von dort dann weiter hinauf durch die Distrikte der Berwari-Kurden in die Nestorianer-Staaten von Tijari und Tkoma, wo die Handlung einen ihrer Höhepunkte erreichen wird, ebenso wie in der Geschichte des sächsischen Schriftstellers.

»In vier Stunden erreichten wir ein aus Stein gut gebautes Dorf namens Kaloni«, schreibt Layard, »welches zwischen den Weingärten über dem Flußbett des Gomel zu hängen scheint.« Vom gleichen Ort existiert eine Beschreibung Karl Mays, die wörtlich lautet: »Seine Häuser sind fast ausnahmslos aus Stein ge-

baut und hängen wie riesige Vogelnester zwischen den Wein-
gärten hoch über dem Flußbett des Gomel.«

Als Layard nach Bebozi kommt, »welches auf dem Gipfel eines
hohen Berges liegt«, berichtet er, daß die Einwohner, »die
neuerdings Katholiken geworden sind«, ihn »mit unverstellter
Gastfreundschaft aufgenommen haben«. Eine schöne Sitte, die
ebenso Kara Ben Nemsi erfreut hat. Denn auch er wird in dem
gleichen Dörfchen von den Einwohnern, »die bekehrt worden
sind«, »unentgeltlich mit Speis und Trank« aufgenommen.

In geradezu bestürzender Weise aber gleichen sich die Erleb-
nisse der beiden Reisenden während der folgenden Etappen.

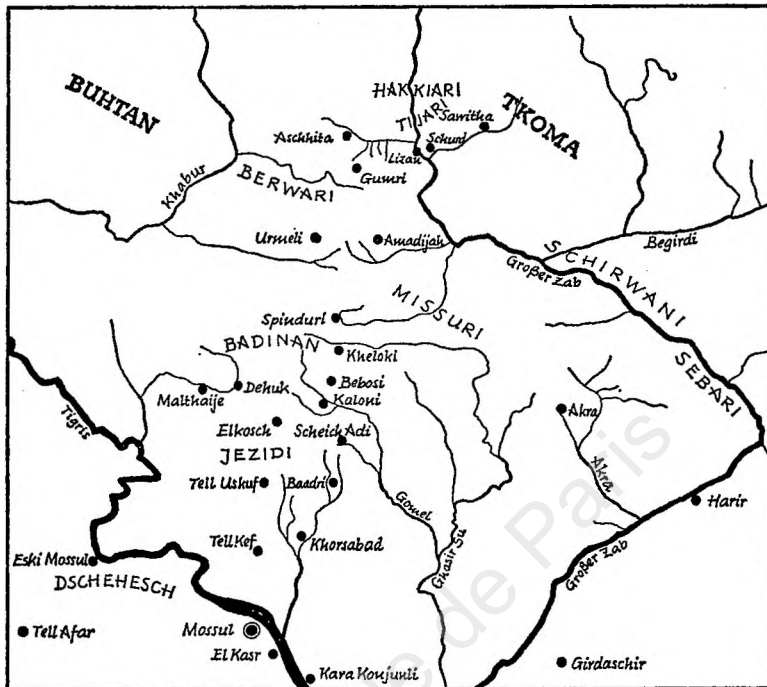
Als der Engländer das große Kurdendorf Spandareh erreicht,
»das seinen Namen von den vielen Pappeln hat, denn Pappel
heißt kurdisch Spandar«, »schiene die Bewohner, von dem
furchtbaren Aussehen unserer Gruppe beunruhigt, nicht abge-
neigt, die Pflichten der Gastfreundschaft beiseite zu lassen«, ein
Insult, das dem hier wenig gefragten Image der türkischen
Khawassen zu verdanken ist.

Karl May ergeht es nicht besser. »Wir fragten nach der Woh-
nung des Kiajah, erhielten aber nur grimmige Blicke zur Ant-
wort«, schreibt er über sein Entree im selben Ort. Er hatte
seine Frage türkisch ausgesprochen. Als er sie kurdisch wieder-
holt, »machte das die Leute augenblicklich willfähriger«.

Ist es nicht offenkundig, daß der Autor vom »wilden Kurdi-
stan« tatsächlich an Ort und Stelle gewesen ist, wenn er derart
lokalintensive Beschreibungen abgeben kann und sogar be-
stimmte Typen und Akteure seines Kurdenbuches im unbestech-
lichen Report des Engländers wiederzuerkennen sind?

»Eine Tür geht auf, und es erscheint ein junger Mann von sehr
schöner Gestalt. Er hat regelmäßige Gesichtszüge, Augen, deren
Feuer überraschend war, und unter seinem Turban quollen
eine Fülle der prächtigsten Locken hervor«, beschreibt May
(I/552) Ali Beg, den Häuptling der Djesidi. Layard bestätigt:
»Der Häuptling war einer der schönsten jungen Männer, die ich
je gesehen habe. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig, seine
Augen glänzend, und unter dem bunten Turban flossen lange,
rabenschwarze Locken hervor.«

Kann es da einen Zweifel geben, daß es sich um ein und den-



Von Mossul nach Amadijah (Layards und Karl Mays Reisewege)

selben Mann handelt, der den Inglis »nach der Sitte des Landes umarmt« (May, eine Spur herzlicher: »er küßte mich auf beide Wangen«) und ihn einlädt, das sonst vor Fremden streng geheim gehaltene Fest der »Teufelsanbeter in Scheik Adi« mitzuerleben?

Wie geht es weiter, lassen sich auch die anderen erregenden Erlebnisse des bisher als Fabulierer eingestuften Schriftstellers lokalisieren?

Es ist ein seltsames Spüren auf halbverschütteten Fährten. Irgendwo kommt uns auf einem Esel »ein unmäßig dickes Individuum« mit einem Tintenfaß im Gürtel entgegengeritten, das wir leicht als den »Buluk Emini«, den Meister der Feder erkennen. Der »Jehudi« aus Amadijah taucht aus dem Schatten einer verfallenen Hausmauer auf, nur um einer »martialischen Gestalt« Platz zu machen, »deren Sammetjacke über und über

mit Goldstickereien bedeckt ist und deren Waffen keinen geringen Wert haben«. Es ist klar, daß es sich um niemand anderen als Selim Agha, den Anführer der Arnauten in Amadijah handelt, dessen Eskapaden auch bei May viele Seiten füllen. Und dann geschieht etwas Merkwürdiges: An einer bestimmten Stelle glaubt man hinter den Erinnerungen Layards plötzlich eine der berühmtesten Karl-May-Gestalten, wenn nicht die beliebteste überhaupt, zu erkennen. Bringt man bestimmte Skizzen und Glossen der Erzählung in eine bestimmte Ordnung, tritt plötzlich schemenhaft die Figur Hadschi Halef Omars, des flinken Aghas mit der Peitsche aus den Kulissen. Verschlüsselt und verfremdet, aber doch erkennbar in der Gestalt eines der Gefährten Layards. Jenes Ibrahim Agha, der dem Engländer seit Mossul nicht von der Seite weicht, mit Witz und Waffe überall zur Stelle ist, wo Unannehmlichkeiten oder Gefahren drohen.

Er ist mit von der Partie, als Layard vor dem Kurdendorf Mia durch einen Hufschlag seines Pferdes verletzt wird, ein Mißgeschick, das seltsamerweise an derselben Stelle auch Kara Ben Nemsi ereilt, nimmt mit drolligen Worten so mancher gefährlichen Situation die Schärfe und begleitet seinen »Effendi« auch ins Serail des Gouverneurs von Amadijah. Wie zur Probe eines erfolgreichen Kostümfestes versammeln sich im verwahten Fort, »das von ein paar hundert Kurden leicht überrumpelt werden könnte«, die gleichen Honoratioren zur Ehre des fremden Gastes, so wie es in May Band II, Kapitel 4, nachzulesen ist. Sie sagen die gleichen Monologe auf und spielen die gleichen Rollen. Über die Sparsamkeit des Sultans beklagt man sich, der seine Soldaten nicht bezahlt, von rebellischen Kurden und von alkoholischer »Medizin« für den kranken »Mutesselim« ist die Rede.

5.

Die Szene wandelt sich zur Komödie.

Wie spricht ein bekannter Literaturkritiker eine bissige Weisheit trocken aus: »Die meisten Bücher«, meint er, »entstehen auf einfache Art: durch Abschreiben.«

Doch wir wollen hier nicht moralisch werten. Registrieren wir einfach, daß wir geographisch am Ende einer Reisetappe angelangt sind und literarisch an einem Scheideweg, an dem wir dem wirklichen Kara Ben Nemsi begegnen. Wenn es auch nicht ein berühmter »Nemtschke«, sondern ein noch mehr bewundernswerter »Inglis« gewesen ist, der Kurdistan unter Lebensgefahr durchquert hat.

So dürfen sich heute zwei Männer in das Verdienst teilen, Kurdistan dem Abendland nahegebracht zu haben: Der abenteuernde Archäologe Layard als der Entdecker und der »Jugend-schriftsteller« Karl May als der Publizist. Denn während der »Populäre Bericht« des späteren Ministers — durch seine troken-wissenschaftlichen Passagen für ein breiteres Publikum stellenweise fast unlesbar — heute in wenigen Exemplaren in den Bibliotheken verstaubt, haben die unter dem Titel »Durchs wilde Kurdistan« erschienenen Karl May-Bände seit ihrem Erscheinen im Jahre 1881 an die achtzig Millionen Leser gefunden, von denen wohl vorher kaum einer sagen konnte, wie ein Kurde aussieht und wo dieses Kurdenland überhaupt zu suchen ist.

Noch manches gäbe es über die Beziehung zwischen den beiden so verschiedenen Männern zu sagen und in dem seltsamen Dämmerlicht zwischen Erfindung und Wahrheit weiterzuforschen. Doch müssen wir Rücksicht darauf nehmen, daß schließlich nicht nur Karl May-Kundige dieses Buch lesen werden. Jene aber werden — sofern sie es nicht schon lange ent-rüstet weggelegt haben — noch oft mit Namen und Fakten konfrontiert werden, die ihnen bekannt vorkommen, und die ihnen auch ohne weitere Textkritik des Autors die Möglichkeit offerieren, als Leser modernen Stils je nach Neigung und Interesse auf eigene Faust den verschlungenen Pfaden des »Alten aus dem Tann« weiterzufolgen.

III.

DIE WÖLFE IN DEN KIRCHEN

Golgatha in den Bergen — »Wer einen Giaur tötet, kommt ins Paradies« — Ein Massaker wird angesagt — Die 80 Stunden des Lizan-Dagh und der Geist der Marah Durimeh — »Kebr um, Effendi, oder alle werden ermordet!« — Die Wurzeln der Wildheit.

I.

Die Wohnsitze der Nestorianer, dieser entlegenen Christengemeinden, sind das nächste Ziel unserer Inglis.

Viele der Arbeiter, die unten in der Ebene geholfen haben, Ninive auszugraben, stammen aus christlichen Dörfern am Oberlauf des Zab. Sie haben ihn, ihren väterlichen Wohltäter und Freund, der sie viele Monate lang ernährt und für ihren, in Mossul von den Türken in halber Gefangenschaft gehaltenen Patriarchen interveniert hat, eingeladen, ihre Gebirge zu besuchen.

Von der Existenz dieser »Verlorenen Gemeinden« hatte die Weltöffentlichkeit erst wenige Jahre zuvor durch amerikanische Presbyterianer erfahren, die in Mossul eine Mission gegründet hatten. Dort hörten sie immer wieder von »Assori«, Überresten der alten Assyrer, die nach dem Zusammenbruch ihres Reiches in die Berge retiriert seien, dort das Christentum angenommen und in den Einöden Kurdistans die Jahrtausende überdauert hätten. Die Patres gingen dem Gerücht nach und stießen tatsächlich nach Überwindung gewaltiger Schwierigkeiten in den Hochtälern der Tijariberge auf seßhafte christliche Stämme, die eine lange, wechselvolle Geschichte hinter sich hatten. Sie besaßen eine patriarchalische Ordnung, die praktisch der Sozialstruktur zur Zeit Christi entsprach, hörten noch auf biblische Namen wie Nimrud oder Sanherib und sprachen aramäisch, also jene längst für erloschen gehaltene Sprache, die zur Zeit des Apostel Paulus die Sprache ganz West-Arabiens war.

Es handelte sich um Nestorianer, Anhänger der Lehre jenes Patriarchen Nestorius von Konstantinopel, dessen Glaubenssatz von den zwei Naturen Christi auf dem Konzil von Ephesus zwar feierlich verdammt worden war, dessenungeachtet aber im Osten eine ungeheure Verbreitung gefunden hatte.

Man wußte von diesen Nestorianern, daß sie im frühen Mittelalter über Persien und Indien bis an die Küsten des Gelben Meeres missioniert, allein in Persien 36 Bistümer gegründet und in China über eine Viertelmillion Anhänger gehabt hatten. Sie bekehrten Fürsten und Könige, besorgten den diplomatischen Dienst zwischen den Ländern des Ostens und Byzanz und hätten beinahe ganz Asien in einen christlichen Kontinent verwandelt.

Von diesem hohen Sockel waren sie dann gleichsam über Nacht ins Bodenlose gestürzt. Ein Dekret des chinesischen Kaisers verbot 845 jede weitere Religionsausübung, die Kirchen wurden zerstört und die meisten Priester umgebracht. Dann fielen die Mongolen über sie her, und Dschingis-Khan jagte sie bis in die Schlupfwinkel der Wald- und Felsschluchten Kurdistans. Den Rest besorgten innere Macht- und Glaubenskämpfe. Die oftmalige Verlegung des Patriarchensitzes spiegelt diese Zerrissenheit deutlich wieder. Von Ktesiphon nach Bagdad und Maragha, nach Arbela und Diarbekr in Kleinasien und wieder zurück nach Mossul irrt der Hirte des zusammengeschmolzenen Häufleins. Dann, im 17. Jahrhundert, faßt er den merkwürdigen Entschluß, hinaufzugehen nach Qudschanes, einem Weiler nahe der persischen Grenze. Er kehrt zurück in die Schluchten und Schlupfwinkel von Hakkari, dem Gebiet der barbarischsten Stämme von Zentralkurdistan. In einem primitiven, fast fensterlosen Steinbau haust hier der »Patriarch der Chaldäer des Morgenlandes«, wie er sich selbst nennt, neben einer ebenso archaischen Kirche, um die nachts Bären und Wölfe schleichen.

Aber auch hier findet der müde alte Mann und seine Gemeinde keine Ruhe. Schuld sind diesmal nicht die Araber, Mongolen oder Türken, sondern die Amerikaner.

Ein paar Tage, ehe sich unser Gewährsmann von dieser seltsamen Verkettung überzeugen wird, empfängt er bei seinem Abschiedsbesuch im Serail des Mutesselim von Amadijah noch eine ernstgemeinte Warnung vor den Gefahren des Weiterrittes, »über welchen der Sultan seine schützende Hand nicht mehr halten könne«. Auch die Khawassen aus Mossul »würden bei den freien Kurden mehr Ungelegenheiten als Schutz bedeuten«, weshalb sich Layard kurz entschließt, sie in der Festung zurückzulassen.

Eine Zeitlang noch begleitet eine Abteilung kurdischer Reiter den einsamen Europäer, die ihm der Bey von Gumri für sein Gebiet als Schutzwache mitgegeben hat. Dann, als die Berge von Tijari in Sicht kommen, »verließen sie uns in einem der engen und öden Täler, durch die unser Weg nach Aschhita führte«, setzt Layard seine Erzählung fort. »Sie wollten es nicht riskieren, mit den Tijari zusammenzustoßen, weil sie immer Krieg mit den Christen haben. Ich ließ hier anhalten und ermahnte meine Abteilung zur größten Vorsicht während der nun kommenden Wanderung. Besonders dem Ibrahim Agha machte ich klar, daß er sein Ungestüm zu zügeln habe, das uns in diesen Bergen nur Gefahren einbringen könne.«

Wie zur Bestätigung der Warnung begegnen sie bald danach in einer Felsschlucht einem Hirten, der ein von einem Bären getötetes Schaf hinter sich schleppt. »Später stießen wir auf den noch warmen Körper eines Ochsen, der auch den fürchterlichen Tieren zum Opfer gefallen war. Die beiden Hauptklagepunkte der Christen waren überhaupt Kurden und Bären. Beide bringen gleich viel Unheil. Die Bären machen sich über die Früchte her, die zum Trocknen auf der Darre liegen, die Kurden holen die Wintervorräte.«

Und Seltsames geschieht: Je weiter wir jetzt mit Layards kleinem Trupp in den Raum eindringen, um so deutlicher wird, daß wir wie durch eine Drehung von H. G. Wells Zeitmaschine aus den Tagen der vermeintlichen Erlebnisse Kara Ben Nemsis um ein Menschenalter zurück in die Zeit dieser Völkertra-

gödie versetzt werden, über die keine Chronik, keine Zeitungsmeldung je berichtet hat.

Plötzlich sehen wir uns als Zeitgenossen des wegen seiner geradezu klassischen Grausamkeit berüchtigten Bedr Khan Bey von Djesireh. Die Residenz Nur Ullah Beys, der den deutschen Archäologen Professor Schulz ermorden ließ, ist nur eine Tagesreise entfernt, und vor uns liegt auf einem isolierten Felsen Kalah Gumri, die Burg Abd el Summit Beys, »des Schlächters von Berwari«.

Es sind die vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts.

3.

Die prächtige Aussicht, die Layard hinter Amadijah auf das Panorama des nestorianischen Gebirge hat, ist trügerisch. Denn »diese Berge rauchen vom Blut der ermordeten Christen, und die Tiere des Waldes haben ihre Knochen abgenagt«.

Überall in den verfallenen Berwaridörfern erzählen ihm die ausgehungerten und verschüchterten Christen die gleiche Leidensgeschichte von Terror, Tod und Unterdrückung. Layard ist hier der erste Reporter einer Katastrophe, die der Kurdologe B. Nikitine hundert Jahre später sachlich als »Revolte des Bedr Khan Bey von 1843« im Rahmen der kurdischen Nationalbewegung katalogisieren wird. So meint Nikitine, daß die Christen die kurdische Aktion, so unentschuldig sie in ihrer Form auch ausgefallen sei, indirekt selbst herausgefordert hätten. Danach habe nämlich der aus uraltem Kurdenadel stammende Bey von Djesireh in Ausnützung der türkischen Niederlage gegen die Ägypter im Jahre 1839 nicht mehr und nicht weniger als die Unabhängigkeit ganz Zentralkurdistan angestrebt. Dann, 1842, mitten in seinen Vorbereitungen, wären ihm die christlichen Einwohner seines Distriktes durch Verweigerung der Steuerzahlungen in den Rücken gefallen, »so daß er gezwungen wurde, sie zum Gehorsam zurückzubringen«.

Diese Gehorsamsaktion hat darin bestanden, daß die Kurden allein in Tijari, dem größten der Nestorianerdistrikte, über

10 000 Einwohner massakriert haben, während eine große Anzahl von Frauen und Kindern in die Sklaverei fortgeschleppt wurden. Die Häuser und Kirchen wurden dem Erdboden gleichgemacht, die Obstbäume umgehauen und das Vieh fortgetrieben. Ein Gemetzel, das in Art und Durchführung beklemmend an uralte asiatische Vorbilder erinnert.

Derart also ist die Situation des Nestorianerstaates auf den neuesten Stand gebracht, als Sir Austin, Ende August 1843, den Schauplatz des Geschehens erreicht.

»Nach einem höchst ermüdenden Ritt auf Wegen, die höchstens für Genssen gangbar waren«, erreichen die paar einsamen Reiter den Gipfel des Passes und halten ihre Pferde überrascht an. »Von diesem Punkte aus ruhte das Auge auf einer überaus schönen Szene. Vorn der hohe, von Schnee und Gletschern bedeckte Pik von Aschhita, zu unseren Füßen das Dorf, dessen Häuser von Gärten umgeben und über das ganze Tal bis an die Seiten der Berge zerstreut sind.«

Man hat den Engländer schon erwartet. Kaum hatte der Trupp das erste Haus erreicht, da hörte man den Ruf: »Der Bey ist gekommen«, und Männer, Frauen und Kinder versammeln sich um ihn. »Alle küßten mir die Hand, und mein Begleiter — Hormuzd Rassam — wurde von den Umarmungen der Mädchen, die er fast alle aus der Gefangenschaft der Kurden befreit hatte, beinahe erdrückt.« Mit unverstellter Gastfreundschaft bemüht man sich um die Fremden. Während im Haus des Jakob Rais, des Dorfoberhauptes, die Unterkunft vorbereitet wird, tragen die Mädchen das Essen auf, das für die armen Teufel zweifellos ein seltenes Festmahl darstellt: gekochter Garas in Butter und Früchte verschiedener Art. Würdevoll nähern sich die Priester, ehrwürdige Greise mit langen Bärten und alttestamentarischen Namen. Kascha Orabo heißt der eine, das ist Abraham, Kascha Hormuzd der andere. Beeindruckt schildert der Abendländer, mit welchem Respekt die Geistlichen behandelt werden: »So wie sie ins Zimmer traten, stand die ganze Versammlung auf, und ihre Kopfbedeckung ehrfurchtsvoll abnehmend, küßte jedermann ihnen die Hand. Dabei sind die Priester einfache Männer, deren zerrissene und beschmutzte Anzüge deutlich zeigen, daß sie den ganzen Tag über in den

Weingärten mühevoll Arbeit verrichtet hatten und ärmer waren als ihre Gemeinde.«

Sobald die erste Begrüßung vorbei und die Neugier über Ausdehnung und Dauer der Reise gestillt ist, entgeht Layard nicht eine gewisse Unruhe unter den guten Leuten, eine Besorgnis, die nur mühsam verborgen wird. Bald ist es heraus: das Dorf fürchtet einen neuen Überfall der Kurden.

Diesmal ist es der Nachbardistrikt Tkoma, der das Schwert Bedr Khans kosten soll. An Aschhita selbst hat er zwar nur den Befehl geschickt, Lebensmittel für die durchziehenden »Truppen« bereitzustellen, aber ein böses Zeichen deutet Schlimmeres an: Vor ein paar Tagen war plötzlich auf schweißbedecktem Pferd ein bärtiger Sorankurde angaloppiert und hatte einem christlichen Einwohner, dem er zu Dank verpflichtet war, die Warnung zugerufen, mit Weib und Kind so bald als möglich fortzugehen und sich im Wald zu verbergen, »denn böse Zeiten kämen für die Christen«!

»Bei dem Rais wohnte ich auf patriarchalische Art«, schreibt Layard in sein Tagebuch. »In einem Winkel des Zimmers wurde mein Bett gemacht, die anderen Ecken nahmen Jakob, seine Frau, seine unverheirateten Töchter und die übrigen Familienmitglieder ein. Meine Begleiter ließen sich »in der Mitte nieder. Der Grund für diese Beengtheit ist nicht mangelnde Gastfreundschaft, sondern die Tatsache, daß es noch nicht genug Wohnungen gibt. Denn es ist erst zwei Jahre her, daß der Ort von den Kurden niedergebrannt und die Mehrzahl der Einwohner umgebracht worden ist.«

In dieser Nacht findet Layard nicht viel Schlaf. Zu viele Eindrücke stürmen auf ihn ein.

Da ist er, der Engländer, ein Mann der Neugier und des Forschens, zu einem harmlosen Ausflug in die freie Luft der Gebirge aufgebrochen, und er wird Augenzeuge einer Völkertragödie von der Art, wie sie in Asien ganze Landstriche leergefegt haben. Glaubenszeugen aus den Tagen der Geburt des Christentums, kaum erst der Vergessenheit entstiegen, sollen wieder hinuntergestoßen werden ins Dunkel der Geschichte, in dem schon so viele Nationen, Stämme und Sekten ruhen, um Jahrtausende später nur mehr als archäologische Fragmente

von der Wissenschaft zu einem Scheinleben erweckt zu werden.

Es ist eine Ausgangssituation für ein Abenteuer, wie es sich in Jahrhunderten nur einmal bietet.

4.

Am nächsten Morgen bemerkt Layard, »daß nur die Bäume und üppigen Getreidefelder die Armseligkeit des Ortes verborgen und Aschhita von außen ein blühendes Aussehen verliehen hatten«. »Als ich durch die Gäßchen wanderte, fand ich nichts als Ruinen, und nur wenige Häuser erhoben sich über den Brandstellen. Es gab keine Vorräte, kein Vieh und es hat große Mühe gemacht, ein bißchen Saatgut aufzutreiben.«

»Wie wir so entlang gingen, zeigte mir Jakob Rais die früheren Wohnungen der Familien und erzählte mir, wo und wie sie ermordet wurden. Ihm war in dem Drama ein seltsamer Part zugewiesen worden. Er war einer der ersten, der von den Kurden ergriffen, aber im Gegensatz zu den anderen Männern am Leben gelassen worden war. Bedr Khan persönlich hatte ihn als eine Art Geisel ausersehen und überall mit hin geschleppt, wo die Tijari angegriffen wurden. So hatte er alle von ihm beschriebenen Morde aus nächster Nähe miterlebt und mitansehen müssen, wie eine Anzahl seiner Verwandten und Nachbarn niedergehauen wurde. Das Haar des Vierzigjährigen war darüber in wenigen Tagen weiß geworden.«

»Nachher ging ich zu den Ruinen der Schule und des Wohnhauses, welche die amerikanischen Missionare bei ihrer kurzen Anwesenheit in den Gebirgen erbaut hatten«, setzt der Engländer fort und erfaßt sehr wohl, daß er zugleich auch vor den Trümmern einer Illusion steht und die eigentliche Ursache des Unglücks vor sich hat, das über diese ehemals glücklichen Täler hereingebrochen ist.

*Unweit des Ararat
liegt die Moschee und die alte Burg von Dogu Bayazit*





Es ist, als ob sich schon damals in Alt-Kurdistan jenes geradezu klassische Unvermögen der Amerikaner erwiesen hat, auf die wirklichen Probleme fremder Völker einzugehen, das sie bis heute nicht überwinden konnten. Jene unglückliche Hand, die fast regelmäßig das Gegenteil dessen erreicht, das angestrebt worden ist. Layard spricht es trocken aus: »Diese Gebäude der presbyterianischen Mission waren die Ursache großer Eifersucht und des Verdachts bei den Kurden gewesen, denn sie liegen auf dem Gipfel eines alleinstehenden Hügels, der das ganze Tal beherrscht. Eine weniger mächtige Anlage und eine bescheidenerere Ausführung hätte für friedliche Zwecke gewählt werden müssen, und man muß sich wundern, wie unüberlegt Leute handeln konnten, die doch mit dem Charakter der Stämme, unter denen sie lebten, vertraut sein mußten.«

Tatsache ist, daß sich die Gebäude als so fest erwiesen, daß der Kurdenhäuptling Zeinel Bey von hier aus mit nur wenigen Leuten das ganze Tal unterworfen hielt. So wird Layard später, wenn er den Patriarchen wiedersehen wird, als einziges mageres Ergebnis westlicher Präsenz in Kurdistan die Erbitterung des alten Mannes gegen die »amerikanischen Ketzer« notieren, »die außer dem materiellen Wohlstand auch sein religiöses Ansehen bei seiner Herde zerstört hätten«.

In Zawitha, das im gleichen Tal wie Aschhita liegt, trifft der Engländer die ganze Einwohnerschaft bereits fieberhaft damit beschäftigt, ihr bewegliches Eigentum zu vergraben: den Familienschmuck, wertvollen Hausrat und die uralten, handgeschriebenen Kirchenbücher, das kostbarste Gut, das diese ganz auf Gott gestellten Menschen besitzen.

Von Zawitha bis zum Zab ist das Tal durchgehend bebaut. Die zwei Dörfer Murghi und Minijanisch liegen in Hainen von Walnußbäumen, was ihnen von außen ein friedliches und blühendes Aussehen verleiht; allerdings nur so lange, bis man zwischen die Häuser tritt. Dann trifft man hier dieselbe Zerstörung wie in Aschhita an, überall Öde und rauchgeschwärzte Ruinen.

Nestorianerkirche: Der niedrige Eingang erleichterte die Verteidigung

Der Höhepunkt des Grauens aber erwartet den Engländer in einem Ort, den wir ebenfalls aus der Karl May-Lektüre kennen: Lizan am Zab, Sitz des »Melek« der Tijari.

Franz Werfel hat am Ende einer orientalischen Reise 1933 in Damaskus ein Buch über die Armeniermassaker des Ersten Weltkrieges geschrieben, das Weltruhm erlangt hat. Die »Vierzig Tage des Musah Dagh« behandeln nach historischen Tatsachen den Verzweiflungskampf einiger Hundert Armenier auf einem Berg in Syrien gegen die gesamte türkische Armee, die anmarschiert, um sie umzubringen.

Zu dieser Armenierlegende gibt es ein nestorianisches Gegenstück.

Ein behender Gebirgsbewohner erbot sich, Layard diese Stelle zu zeigen. Und langsam den Hang hinansteigend, erzählt der Tijari die Geschichte vom Lizan-Dagh.

»Als die Flüchtlinge von Aschhita die Nachricht von dem Blutbad im Tal von Lizan verbreiteten, sammelten die Bewohner der Dörfer überall ihre bewegliche Habe und erstiegen auf geheimen Pfaden den nahen Berg, der auf allseits fast senkrechten Felswänden ein flaches Plateau trägt. Der Ort war »kaum von der Bergziege erreichbar«, so daß die Hoffnung bestand, von den Kurden nicht entdeckt zu werden. Andernfalls aber konnte die Stellung gegen jede beliebige Anzahl von Feinden verteidigt werden. Es dauerte indes nicht lange, so entdeckte Bedr Khan die Zufluchtstätte. Da sie mit Gewalt nicht zu nehmen war, umstellten die Kurden die Höhe und begannen die Belagerung.

Das Wetter war heiß und trübe. Die Christen hatten nur wenig Lebensmittel und Wasser mitgebracht und schon nach drei Tagen litten sie empfindlich Durst. Die Lage verschlechterte sich von Stunde zu Stunde. Man beschloß daher, mit den Kurden zu verhandeln. Nach einigem Hin und Her sichert Bedr Khan den Christen Leben und Freiheit unter der Bedingung zu, daß sie Waffen und sämtliches Eigentum übergeben würden. Und er ratifiziert das Übereinkommen mit einem Eid auf den Koran.

Daraufhin läßt man die Kurden auf die Plattform. Wilde, bis an die Zähne bewaffnete Gestalten mit sonnverbrannten Gesichtern tauchen auf, umstellen mit gezückten Waffen die zusammengedrängten Christen.«

Bis hierher hat der Tijari erzählt. Jetzt stehen die beiden am Fuße einer fast senkrechten Ansammlung von Felsgeröll, das sich tausend Fuß hoch bis an die Bergwand hinzieht. Eine anstrengende Kletterei beginnt, bei der nicht viele Worte gewechselt werden können.

»Eine volle Stunde mühten wir uns ab, diese Anhöhe zu erreichen«, erinnert sich Layard, »bald hingen wir an den Sträuchern, bald krochen wir auf allen Vieren oder kletterten in den Wasserrinnen, um festen Fuß fassen zu können. Auf einmal sahen wir etwas seltsames: einsam rollte anfänglich ein Schädel mit dem Geröll den Felsen herab; dann fanden wir Haufen von gebleichten Gebeinen, weiter hinauf Reste von verwitterten Kleidungsstücken. Je weiter wir vorwärts kamen, um so häufiger sahen wir diese Überbleibsel. An den Zwergsträuchern hingen fast noch komplette Skelette; einen Versuch, sie zu zählen, mußte ich bald aufgeben. Als wir an die Felswand kamen, war der ganze Abhang über und über bedeckt mit Gebeinen, vermengt mit dem langen, geflochtenen Haar der Frauen, ausgebleichten Leinenlappen und ganz abgenutzten Schuhen. Hier lagen Schädel in allen Größen, vom ungeborenen Kinde bis zum zahnlosen Greise. Wir konnten beim Steigen gar nicht vermeiden, darauf zu treten und sie mit dem Geröll ins Tal hinunter zu stoßen. »Dies ist noch gar nichts!« rief mein Führer aus, als er sah, daß ich die unglückseligen Haufen mit Entsetzen betrachtete, »es sind nur die Gebeine derjenigen, die von oben herabgestürzt wurden, oder die, um dem Schwert zu entgehen, selbst vom Felsen herabgesprungen sind! Folge mir weiter«, rief er und kletterte auf ein schmales Felsband, welches längst des Abgrundes an einem überhängenden Felsen hinlief.« Aber Layard, tausend Fuß über dem Zab, der aus dieser Höhe wie ein schmaler silbriger Faden schimmert, packt der Schwindel. Als der Steig auf Handbreite zusammenschmilzt und stellenweise ganz aufhört, kann er nicht mehr weiter. Nachdem er einen Blick auf eine offene Vertiefung geworfen hat, die ganz mit Menschengewebe bedeckt ist, muß er umkehren.

Als die Christen auf dem Lizan-Dagh sich dem Wort des Bothanfürsten ergaben, hatten sie den Fehler begangen, die Vieldeutigkeit des islamischen Rechts zu übersehen. »Der Schwur

eines Moslem nämlich», hatten der Mollah des Bedr Khan erkundet, sei »nur einem Moslem gegenüber rechtsgültig. Ein den Ungläubigen gegebenes Versprechen dagegen ist wertlos, null und nichtig!«

Kaum haben die Kurden ihren Gefangenen die Waffen abgenommen, ertönt ein scharfes Kommando. Alle zugleich stürzen sich auf die Christen, und es beginnt ein Schlachten, bei dem alles ohne Unterschied niedergemetzelt wird. Bis die Kurden endlich zu müde, um die Waffen weiterzugebrauchen, den Rest einfach von den Felsen hinunter in den Abgrund stürzen.

So endete das Drama von Lizan-Dagh nach achtzig Stunden wie ein grausames Märchen: Von tausend Seelen, die hier beisammen waren, soll nur einer entkommen sein. Nach der Legende wurde ihm das Leben geschenkt, damit er verkünden konnte, wie furchtbar der Zorn Bedr Khans zu strafen weiß.

Einsame Hirten, die sich mit ihrer Herde in der Einöde verspäten, sehen in manchen Nächten seither ein Licht auf der Mordstätte wandern. Die Hunde sträuben dann ihr Fell und drängen sich ängstlich an ihre Herren. Dann und wann sind auch von der Höhe seltsame Schreie zu hören. Aber es ist kein lebendes Wesen oben. »Es sind die Geister der Erschlagenen; die Mütter, die ihre toten Kinder suchen; die Männer, die auf den Tag der Gerechtigkeit Gottes warten.«

5.

Der Engländer hat genug gehört von Lizan und seinem Totenberg, von Terror und Gräbern, zwischen denen die Überlebenden ihre Matten ausbreiten, weil sie noch keine Wohnstätten haben. In den Gesichtern seiner Begleiter kann er deutlich die Unruhe lesen und den Vorwurf, sie in dieses schreckliche Land geführt zu haben, das nur zwischen Katastrophen Atem zu holen scheint.

Außerlich läßt sich Layard nichts anmerken. Aber eine neue Entschlossenheit scheint ihn gepackt zu haben. Seine Tagebuchnotizen werden kurz und verbissen.

In Tkoma angekommen, versammelt er sofort den ganzen Stamm um sich. Zum erstenmal kann er die reellen Chancen dieser Gemeinden gegen die Hakkari-Kurden beurteilen. »Die Männer waren groß und wohlgebaut, und da sie Pistolen und lange Dolche im Gürtel und Flinten in den Händen trugen, so waren sie kaum von den muselmanischen Bewohnern der Gebirge zu unterscheiden. Ein wohlbewaffnetes und furchtbares Corps hätte man aus diesen Dörfern zusammenstellen können, welches bei guter Anführung den Kurden wirksam hätte widerstehen können.«

Nachdem Layard einem Bittgottesdienst beigewohnt hatte — »einer einfachen würdigen Zeremonie, an deren Ende die Gemeinde sich im Zeichen brüderlicher Liebe und Einigkeit umarmte« —, stürzte er sich energisch in eine fieberhafte Tätigkeit.

»Während der meisten Zeit des Tages saß ich mit dem Melek Putros und den Chaldäern in tiefer Beratung in einem Boden über der Kirche, um einen Entschluß über die beste Verteidigung des Tales zu fassen. Die Männer erklärten, daß sie bereit wären, die Zugänge so lange zu verteidigen, bis sie von den Streitkräften der Kurden übermannt würden, und eher zu sterben, als ihre Familien preiszugeben.«

Gleichzeitig wird beschlossen, Abgesandte an den Pascha in Mossul zu schicken, um ihn um Schutz und Beistand zu bitten. Kascha Bodaka, einer der ehrwürdigsten Priester, setzt einen Brief auf, eine rührende Bittschrift, in der auseinandergesetzt wird, daß die Chaldäer stets treue Untertanen des Sultans gewesen seien, sich nie ein Vergehen zuschulden kommen ließen und bereit wären, jede beliebige Summe Geldes zu zahlen und jede vom Pascha gestellte Bedingung anzunehmen.

Nachdem der Brief gesiegelt ist, begibt sich eine Abordnung in größter Eile auf die ungewisse Reise.

Auch Layard gönnt sich keine Ruhe. Das Ziel seiner Reise ist Baz, der dritte, von einem Melek regierte Chaldäerdistrikt, den er noch vor den Kurden erreichen will.

Wieder taucht er in der Wildnis der Bergschlünde unter, die hier wie ein Niemandland die kultivierten Täler mehr trennen als verbinden. Jede Spur von Bebauung hört hinter dem letzten Haus schlagartig auf. Eisig und feindselig umgibt die wilde Szenerie der Kurdenberge die kleinen Glaubensinseln der Christen. Öde, baumlose Hänge steigen an allen Seiten empor. Kein Laut ist ringsum zu hören. Nur hin und wieder zieht ein majestätischer Adler am blauen Himmel seine Kreise.

Da sieht der Engländer als erster die Kurden. Er braucht seinen Begleitern keinen Befehl zu erteilen, alle haben Waffen in den Händen.

»Wie sie so über den felsigen Grund herankamen, wobei sie sich und ihren Pferden den Hals zu brechen riskieren, hatte ich Zeit, sie zu beobachten. Vorneweg ritt auf einem kleinen, abgejagten Gaul eine lange, hagere Gestalt in einem pompösen, echt kurdischen Aufzuge. Der Kopf steckte in einem Turban von solcher Größe, daß er das Pferd überragte, die Beine in ungeheuren weinroten Hosen und an einer gestrickten Jacke und einem ebensolchen Mantel waren alle Schattierungen von Gelb und Rot zur Schau gestellt, während im Gürtel des Mannes ungeheuer große und phantastisch gearbeitete Waffen steckten.

Es handelt sich, wie Jonunko dem Engländer zuflüstert, um einen kurdischen Würdenträger ersten Ranges: den wegen seiner Bluttaten berüchtigten Stellvertreter des Nur Ullah Bey von Hakkari. »Ihm folgte eine kleine Abteilung schwerbewaffneter Reiter, die in ihrem Anzuge ihrem Herrn glichen, nur daß sie etwas weniger prächtig herausgeputzt waren.«

Stechende finstere Blicke mustern die Christen, als sich die beiden Trupps begegnen.

»Ich grüßte den Mutesselim, als wir auf Ellbogenbreite in der engen Schlucht vorbeiritten, aber alles, was jener zu erwidern hatte, war ein Zucken der Lippen und ein undeutliches Grunzen, welches ich mir nach Belieben deuten konnte... Da mir aber ein Streit nichts nützen konnte«, meint Layard, »setzte ich meine Reise fort.« Aber schon nach kurzer Zeit hören sie

Hufschläge hinter sich. Ein Kurde kommt ihnen nach und holt den Jakob Rais und Jonunko zu seinem Anführer. Layard reitet langsam weiter.

Fast eine Stunde verging, ehe die Chaldäer wieder nachkamen. »Dem Jonunko waren vor Schreck fast die Augen aus dem Kopf getreten, und sein Gesicht drückte ein Entsetzen aus, welches belustigen konnte, wäre der Anlaß nicht so ernst gewesen. Sogar Jakubs ständiges Lächeln hatte einem Ausdruck der Unruhe Platz gemacht, und er begann mich dringend zu bitten, sofort umzukehren. Der Kurde habe fürchterliche Drohungen ausgestoßen und erklärt, da Nur Ullah Bey schon einem Ungläubigen gedient habe, der das Land für die Türken ausspionieren wollte, so würde er auch mir zu dienen wissen. ›Wir müssen augenblicklich umkehren‹, rief Jakob aus, den Zügel meines Pferdes ergreifend, ›oder Wallah, der kurdische Hund, wird uns alle ermorden!‹«

»So wie der Zustand des Gebirges damals war«, gibt Layard zu, »standen mir nur zwei Wege offen: entweder zu Nur Ullah zu gehen, der, wenn er den Zweck meiner Reise erfahren hätte, mich jedenfalls so aufnehmen würde, wie er es mit Schultz gemacht, oder ohne Zögern rückwärts zu gehen. Mit Bedauern entschloß ich mich zu letzterem.«

Es würde dem Charakter Layards entsprechen, daß er diesen Entschluß wegen der ihm anvertrauten Leute, aber jedenfalls in der Absicht gefaßt hat, über die europäischen Konsulate in Mossul noch eine Intervention zu versuchen. Jedenfalls handelt er von jetzt an mit größter Umsicht.

»Da ich hörte, daß einige Kurden im Dorf waren, schickte ich nach ihnen und veranlaßte sie durch ein kleines Geschenk, ein Billet an Nur Ullah mitzunehmen. Sie sollten ihm berichten, daß ich den Bey am nächsten Tage aufsuchen wolle und schickte ihnen nach ihrem Abgange einen Christen nach, um zu sehen, ob sie den Weg nach Dschulamerik einschlugen. Die Verschlagenheit des Häuptlings war so bekannt, daß ich es für klug hielt, ihn zu täuschen, damit er mir nicht auf meinem Rückweg nach Tkoma einen Hinterhalt legen könne. Vor Tagesanbruch machte ich mich am nächsten Morgen fort, ohne daß irgend jemand im Dorfe meine Abreise gewahr wurde.«

Nachdem er wieder Gundukta erreicht hat, nimmt er trotz der Warnungen der Einwohner die Abkürzung über die nahezu ungangbaren Pässe des Khuara-Gebirges. Stundenlang quälen sie sich über lose Steine und schmale, lebensgefährliche Felsränder fort, dann erreichen sie endlich ermattet und atemlos den Gipfel. Von hier aus kann Layard zum letztenmal das ganze Tal von Tkoma übersehen »mit seinen lachenden Dörfern«, deren Gärten tief unten wie »freundliche grüne Inseln heraufgrüßen«.

Wie mag dem einsamen Europäer oben auf diesem Grat seiner Exkursion zu Mute sein, nun da sein Abenteuer zu Ende ist und ein gütiges Schicksal ihm erlaubt, nach Hause zu gehen? Aber wissend, daß für die übrigen Darsteller das Drama einem blutigen Finale zusteuert. Wuchtig und großartig, wie für eine Szene aus dem Buch Hiob sind die Kulissen gestellt: Bergzüge von jeder Form und Größe, die Welle um Welle wie die Wogen eines ungeheuren Meeres heranrollen, das durch ein göttliches Machtwort zu Stein erstarrt ist. Werden sich die Berge teilen, wie einstmals die See vor den Kindern Israels, um dann mit Getöse auf die schon frohlockenden Verfolger niederzustürzen? Wird es noch einmal ein Wunder, ein Wort geben, das Verhängnis vor diesem unschuldigen Volk Gottes zu bannen?

7.

Wir werden diese Fragen an dieser Stelle nicht beantworten, sondern zu einem bewährten Hilfsmittel routinierter Kriminalbuchautoren greifen, die den Faden ihrer Erzählung jeweils in den Augenblicken zu Gunsten einer Nebenhandlung zu stoppen pflegen, in dem die Spannung einen Höhepunkt erreicht. Das geschieht hier freilich nicht aus schriftstellerischer Opportunität, sondern um aus emotioneller Nähe zu einer mehr sachlichen Distanz jenen Kurden gegenüber zu kommen, die sich bisher von der dunkelsten Seite ihres Charakters präsentiert haben.

Wenn die Kurden bis jetzt in ihrer klassischen Bösewichtrolle,

gleichsam als schwarze Engel eines aufgelassenen Paradieses, gezeigt wurden, die seine letzten Bewohner mit Feuer und Schwert zu vertreiben haben, so werden wir nun die Brennweite unserer Linse näher auf ihre besonderen Lebensumstände einstellen müssen, auf die Infrastruktur einer Szenerie, die von der Geographie und der Laune der Geschichte zum Schauplatz erbarmungsloser Konfrontation völkischer, machtpolitischer und religiöser Gegensätze gemacht wurde. Ist da nicht irgendwo in ihrer Existenz, unten in den tiefsten Schichten ihrer Volksseele ein Trauma gespeichert, das den Schlüssel zur explosiven Tendenz der Gegenwart liefert? Gibt es eine Zeit, in der die Kurden nicht Hammer, sondern Amboß gewesen sind, um zu einer Härte geschmiedet zu werden, die sie allein in dem Chaos überleben ließ, das an die Stelle des einstigen Garten Eden getreten ist, der am Fuß ihrer Berge vermutet wird? Mit anderen Worten: wer sich den Zugang zum Verständnis der kurdischen Frage nicht gänzlich verbarrikadieren, Rolle und Platz des umstrittenen Volkes auch in der Gegenwart richtig einschätzen will, muß hinuntersteigen bis zu seinem weltgeschichtlichen Debüt; die Märchen der Kindheit aufschreiben, die Eltern des ungebärdigen Kindes ausforschen und schließlich auch versuchen, Referenzen über die sagenhaften Urahnen einzuholen, deren Konduite irgendwo in den steinernen Tafeln der Geschichte verzeichnet sein muß.

Niemand anderer als unser Freund Austin Layard war kurz nach seinem nestorianischen Abenteuer ganz nahe daran, einen Zipfel vom Schleier der kurdischen Vergangenheit zu lüften.

IV.

NOAHS ENKEL BLIEBEN IN DEN BERGEN

Telepathie des Schreckens — Von der Schwierigkeit die Geschichte der Kurden zu schreiben — Kann man die Existenz eines Volkes errechnen? — Xenophon fällt in ein Loch der antiken Geographie — Eine Armee geht in den Karduchenbergen verloren — Die fünfte Kolonne von Babylon — Fotografie eines Meders — Vogelmenschen aus dem Zagros — Haben die Qurti die Sintflut überlebt? — Schmied Kawa und die Geburt des kurdischen Volkes

I.

In jenen Tagen, da der Engländer in den Hügeln von Ninive mit verbissenem Eifer seine Ausgrabungen wieder aufnimmt, gleichsam um eine zweite, innere Flucht aus der depressiven Gegenwart in den Trost der Vergangenheit zu vollziehen, zu dieser Zeit ereignet sich nicht weit vom Schauplatz unseres Geschehens ein Vorfall, der scheinbar mit dem bisher Erzählten kaum in Zusammenhang zu stehen scheint.

Im Oktober unternimmt der Gouverneur von Mossul eine Expedition in das Sindjargebirge, das ausschließlich von kurdisch sprechenden Teufelsanbetern bewohnt ist. Hierbei handelt es sich um eine Sekte, die außerhalb der für andere religiöse Minderheiten zumindest zeitweise wirksamen Toleranzschwelle des Islam steht und in den letzten Jahrzehnten unter Türken und mohammedanischen Kurden gleichenteils zu leiden hatte. Aus dem anfänglichen Erkundungsvorhaben wird rasch eine militärische Aktion, als die Türken bei ihrer Annäherung überall nur leere Dörfer vorfinden, während die Einwohner sich auf die Terrassen und Höhen ihrer Naturfestung zurückgezogen haben und von dort die vorrückenden Truppen mit einem gutgezielten Gewehrfeuer empfangen. Zwei Tage wird heftig um die Zugänge zu den Schlupfwinkeln gekämpft, am Morgen des dritten Tages ist der Kampf zu Ende. Obwohl von allen Sei-

ten umstellt, war es den Djesidi (Teufelsanbetern) während der Nacht gelungen, den Ring auf nur ihnen bekannten Schleichpfaden zu durchbrechen und zu den befreundeten Schammar-Arabern zu entkommen.

Dennoch werden sie Tote haben.

In den Dörfern waren einige alte und kranke Leute zurückgeblieben. An ihnen kühlte jetzt die erboste Soldateska ihren Mut. Als »gefährliche Anführer« werden sie umgehend ergriffen, in Ketten gelegt und wie Tiere nach Mossul geschleppt. Auf dem Meidan, dem Hauptplatz, lehnt man sie an die Wand.

Anderntags beginnt das Schauspiel. Während sich nach und nach eine nach tausenden zählende Menschenmenge ansammelt, ist eine Gruppe von halbnackten Arnauten mit dem Zuspitzen von langen Pfählen beschäftigt. Jetzt erscheinen die Würdenträger der Stadt, an der Spitze der Pascha, der Kadi, der Mufti, die Offiziere, und nehmen ihre Plätze ein. Das ist das Zeichen.

Blitzschnell stürzen die Henker vor und unter dem Johlen der Menge stoßen sie den unglücklichen Djesidi die Pfähle in den Leib, so wuchtig, daß die Spitzen aus dem Rücken ragen. Und mit den noch zuckenden Körpern daran rammt man die Pfähle der Reihe nach in den weichen Sandboden des Platzes, wo sie noch tagelang als abschreckendes Symbol der Macht des Islam über seine Feinde stehen werden.

Für die versammelten Araber, Türken und Kurden war die Exekution ein willkommenes Spektakel für Augen und Ohren, eine Zirkusvorstellung, an die man sich noch lange zwischen Kaffeehaus und Basar genüsslich erinnern wird. Auch für den Engländer war es eine Sensation. Freilich in ganz anderer Hinsicht. Er ist weit herumgekommen. Er hat viele Völker und Sitten kennengelernt. Aber nirgends zwischen dem arabischen Golf und dem Maghreb wird die Todesstrafe auf diese Weise vollzogen. Mit einer einzigen Ausnahme: Die Sitte, lebende Menschen wie Insekten auf Nadeln zu spießen, war unter einem Regime verbreitet, das längst ausgestorben ist. Unter den Großkönigen des assyrischen Reiches war das Pfählen eine ganz gewöhnliche und oft geübte Hinrichtungsart. Layard weiß das ganz genau. Er selbst hat Dutzende assyrische Reliefs aus den

Palastruinen des Zweistromlandes geholt, die das grausige Detail in naturalistischer Darstellung zeigen.

Wie aber ist es zu erklären, daß dieser längst vergessene Sadius verschollener Geschlechter auf dem Meidan von Mossul des 19. Jahrhunderts gleichsam aus dem Nichts eine Auferstehung erlebt? Welch dumpfe Erinnerung, was für geheimheimnisvolle Beziehungen sind hier im Unterbewußtsein der Völker über Jahrtausende hinweg lebendig? Ist es der Raum, der gleiche Boden, der eine Substanz enthält, die irgendwie unzerstörbar ist?

2.

Als die »Reiseerzählungen« Karl Mays die Kurden schlagartig in das Interesse der breiten Öffentlichkeit rücken, herrscht über Herkunft und Geschichte des seltsamen Volkes weithin tiefste Ungewißheit.

Selbst eine so führende Enzyklopädie wie »Schlossers Weltgeschichte« beschränkt sich in der Ausgabe von 1854 noch auf die lakonische Notiz, »daß sie (die Kurden) wahrscheinlich dasselbe Volk sind wie die Chaldäer, die in Babylonien in einer uns unbekanntem Zeit angesiedelt wurden und dem persischen Völkerzweig des kaukasischen Menschenstammes angehören«. Das ist kaum mehr, als schon 200 Jahre früher der Holländer Dapper gewußt hat, nach dem »dieses Volk eine absonderliche Sprache habe, die jedoch der groben persianischen näherkommt als irgend einer anderen«.

Noch die von Bibel und Bibelforschung nachdrücklich inspirierte Gelehrtergeneration des 18. und 19. Jahrhunderts war ganz in der Vorstellung einer chaldäisch-kurdischen Verwandtschaft befangen. Schon Marco Polo, der auf seiner »Reise zum Großkhan« durch die medische Pforte gekommen ist, hat vom semitischen Typus der Kurden gesprochen. Bezeichnet sich nicht noch heute Mar Schamun, der oberste Hirte der kurdisch sprechenden Nestorianer, als »Patriarch der Chaldäer des Morgenlandes«? Was brauchte es mehr, und die Kurden galten als die Nachkommen der weisen Chaldäer des Alten Testaments. Ein

intellektuelles Avancement, das niemanden mehr in Erstaunen setzen würde als die Wegelagerer an den Zagrischen Toren selbst. Wenn wir heute besser über die historische Rolle der Kurden in unserer Völkerkunde orientiert sind, so ist dies in erster Linie dem Umstand zu verdanken, daß die »Wilden Kurden« spätestens seit dem Ende des Ersten Weltkrieges ihre romantische Isolierung in den Bücherschränken eines abenteuerlusternten Leserpublikums in Richtung einer mehr realistischen Position durchbrochen haben. Seit man entdeckt hat, welche Bodenschätze das kurdische Territorium birgt, damit begonnen hat, die Erdölvorkommen um Mossul und Kerkuk, die Eisen-, Kupfer- und Silberminen von Amadijah, Maaden und Söört auszu-beuten, sind die Scheiks der unruhigen Stämme wirtschafts-imperialistischen Kreisen des Westens als mögliche Partner recht interessant geworden. Zahlreiche Funde alter Kulturdenkmäler haben diese Tendenz auch vom wissenschaftlichen Standpunkt her verstärkt und dazu geführt, eine eigene Filiale der Altertumskunde, die sogenannte »Kurdologie« ins Leben zu rufen, der es zu verdanken ist, daß die tauro-zagrische Frühgeschichte einige kräftige Farbtupfer bekommen hat, wenn auch noch immer recht viele Blätter mehr durch Kapitelüberschriften und weiße Stellen als durch Tatsachenmaterial programmiert sind.

In erster Linie konnte geklärt werden, daß kurdisch gar kein lokaler Dialekt ist — so wie bisher angenommen —, sondern eine selbständige Sprache, die zur Nordwestgruppe der iranischen Sprachenfamilie gehört. Weniger zum Persischen, sondern zum Medischen agglutierend stellt sie sozusagen die lebende Version des Altmedischen dar, wie es vor der Reichsgründung des erst so erfolgreichen wie später unglücklichen Deiokkes in den Bergen Nordwest-Aserbeidschans gesprochen wurde. Schon daraus, wie auch aufgrund zahlreicher vorislamischer Elemente in Religion und Brauchtum der Kurden ergibt sich, daß es sich um die Erben einer ganz altertümlichen und geheimnisvollen Kultur handeln muß.

Mehr noch: einige ihrer Kernstämme lassen sich in direkter Linie bis hinunter zur Antike nachweisen. So werden die Stämme der (heute) persischen Mukri, der Hadabani und Babani —

die berühmtberichtigten »Bebbeh« Karl Mays — schon im sechsten nachchristlichen Jahrhundert dokumentarisch belegt, während die Barzani, der Clan des gegenwärtigen Kurdenführers Mustafa Barzan, erstmals schon um 750 n. Chr. in seinem jetzigen Herrschaftsgebiet im Norden des Irak aktengruffig ist.

Aus den Jahren 608 und 647 werden »Empörungen der Kurden von Fars« (in Südwestpersien) gemeldet, und 639 berichten arabische Quellen von kurdischen Siedlungen tief unten in Khusistan — »wenn es wirklich schon echte Kurden waren« — wie Professor Eickstedt kritisch hinzufügt.

Damit aber sind wir bei der Stunde Null der kurdischen Geschichtsschreibung angelangt, an einem Ende, das freilich nicht ganz unerwartet kommt. Geraume Zeit wurde es schon dadurch angekündigt, daß es, abgesehen von einem Beitrag aus dem 16. Jahrhundert, so gut wie keine eigenständige kurdische Geschichtsschreibung gibt. Dem Forscher stehen keine wohlgeordneten Kaiserchroniken zur Verfügung, keine Städtealmanache oder pedantisch geführte Klosterbibliotheken und nicht einmal persönliche Memoiren jener Art, wie sie hierzulande fast jeder ehemalige Minister, Spion oder auch nur Sekretär einer halbwegs etablierten Beatgruppe zu hinterlassen pflegt.

Und um die Spuren in die Vergangenheit gleichsam noch mehr zu verwischen, haben die Kurden überdies eine besondere Art von Tradition »erfunden«. Viele ihrer Fürstengeschlechter und erblichen Beys — je älter und vornehmer um so eher — haben seit der arabischen Eroberungswelle und der Etablierung des »Ewigen Kalifats« in Bagdad begonnen, in ihren echt kurdischen Ahnenreihen arabische »Stammväter« zu entdecken. Haben arabische Titulatur eingeführt oder ihre Namen zur Gänze semitisiert.

So nennen sich die Fürsten von Amadijah abwechselnd Hassan oder Hossein von den Beha-eddinan (Bahdinan), jene von Hakari in Zentralkurdistan wollen von den Abbasidenkalifen und die von Djesireh von den Ommayaden abstammen. Diplomatischer Opportunismus oder bloßer Selbsterhaltungstrieb? Wie sehr durch eine solche »Namensverschiebung« die Auswertung dynastischer Quellen erschwert werden kann, wird jedem Laien einleuchten.

Es ist nicht ganz unverständlich, wenn die offizielle Geschichtsschreibung, die mit dem spröden Material der widerborstigen Kurden ohnehin nie viel Freude hatte, jetzt resigniert und nicht ohne einen Seufzer der Erleichterung die Akten über ein Volk schließt, das weder in feste Grenzen, ordentliche Reiche oder wenigstens um eine zentrale Persönlichkeit zu gruppieren ist.

Vieles deutet indessen darauf hin, daß es sich lohnen wird, die vakante Stelle neu zu besetzen.

Wer unter der Voraussetzung, daß sich die Kurden als völkisches Element nur scheinbar in den Wirren des ersten Jahrtausends verlieren, alle erreichbaren Daten der Anthropologie und Religionsgeschichte, der vergleichenden Sprachwissenschaft und der Soziologie auf dem historischen Raster des Vorderen Orients einträgt, wird sehr bald das Wirken unterschwelliger Potenzen im Spiel der Kräfte und Mächte erkennen, die im flackernden Licht der trockenen Stubenhistorie bisher freilich kaum bemerkt worden sind. Die häufigen Ungereimtheiten der antiken Geschichtsschreibung, so mancher unverständliche Entschluß eines historischen Herrschers, das unvermutete Aufbrechen nationaler Gegensätze oder das Aufflammen religiöser Größen wird sofort in eine gewisse Ordnung gebracht werden können, wenn man den Faktor »Kurde« einsetzt.

Betrachtet man die Landkarte Vorderasiens um das erste Jahrtausend, so präsentiert sich die Landschaft Kurdistan, vom Byzantinischen Reich, den iranischen Ghaznaviden und den Bujiden im Irak mehr gemieden als umgeben, gleichsam als geschichtsloser weißer Fleck, als eine Art negativer topographischer Beweis der Existenz des kurdischen Elements, das die schwachen islamischen Staaten mehr oder weniger bewußt ausgeklammert haben.

Das gilt aber auch schon für die Staaten der Antike. Bei Naq i Rostam stehen in den tief in den Felsen eingehauenen Nischen die Steinsarkophagen der persischen Großkönige. In Reliefdarstellung finden wir darauf die dreißig unterworfenen Völker dargestellt, die den Thron der Achämeniden tragen. Inder und

Chuzier finden wir darauf, Skyten und Traker aus Europa, Karthager und Putier aus dem fernen Afrika. Vergeblich aber werden wir tributpflichtige Fürsten aus jenem Kurdistan suchen, das der persischen Stammheimat, Fars, direkt benachbart ist.

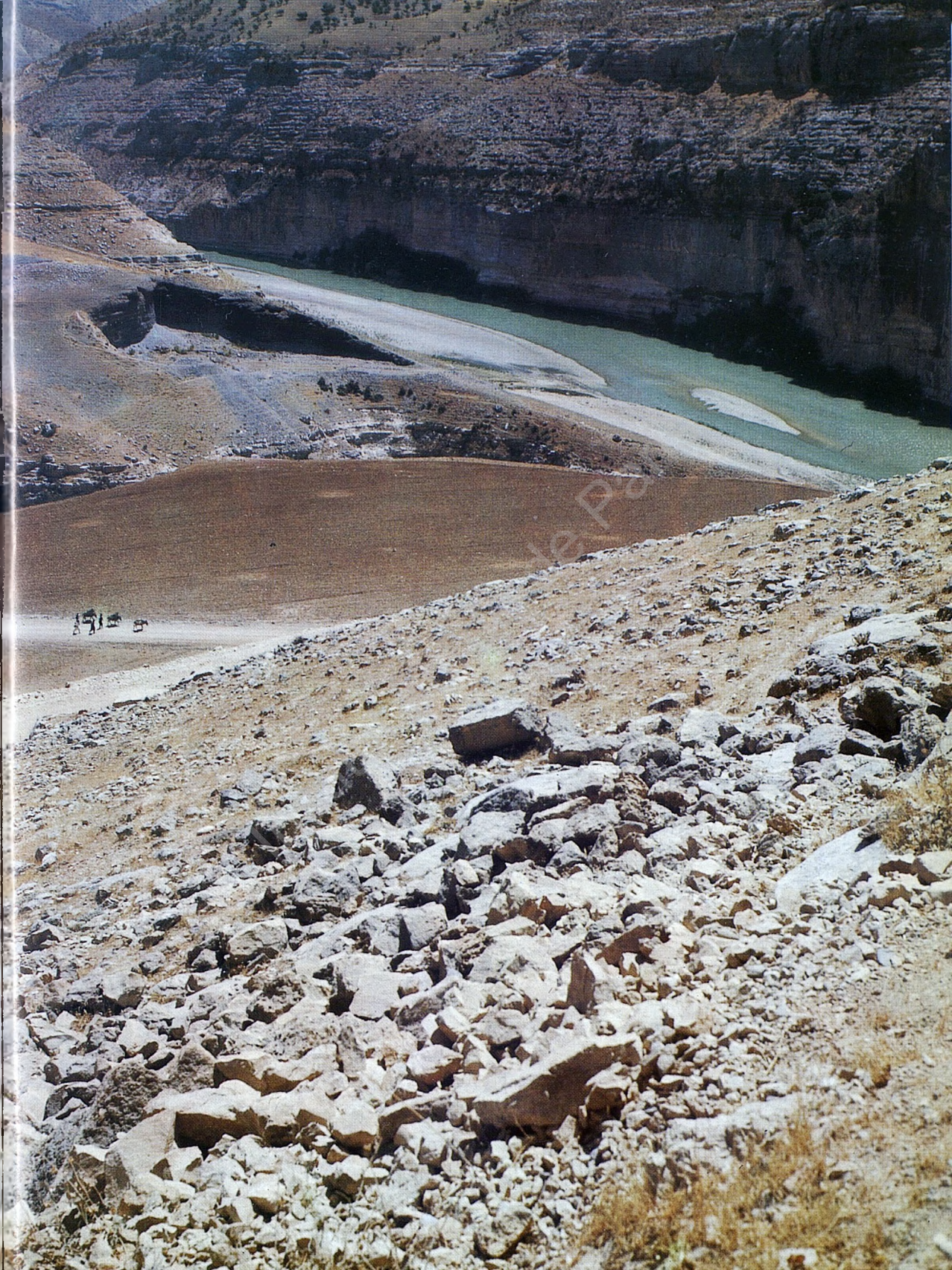
Auch Arrian, der Chronist Alexanders, berichtet, daß im Millionenheer des Darius nicht weniger als vierzehn Hilfsvölker vertreten waren, aber kein auch nur annähernd den Kurden entsprechendes Kontingent.

Läßt aber gerade dieses Schweigen nicht den Schluß zu, daß die persischen Großkönige nicht in der Lage waren, in den Bergwinkeln zwischen Van und Urmia Rekrutierungen vorzunehmen, diese Region nicht einmal administrativ in das Weltreich integrieren konnten? Hundert Jahre später wird uns der gebildete Anführer griechischer Söldner den Beweis für diese These liefern. Auf einem fluchtartigen Rückzug durch die Gebirge des ausgeklammerten Gebietes wird die zwischen den Fugen der Weltgeschichte fast verlorene Truppe eine überraschende Begegnung mit deren Bewohnern haben, »die weder den Herrscher Persiens noch den König von Armenien anerkennen«.

4.

Im Jahre 401 v. Chr. hatte bei dem Dorf Kunaxa im tiefsten Babylonien eine Schlacht zwischen dem persischen Großkönig Artaxerxes II. und seinem jüngeren Bruder Kyros stattgefunden, der gleichfalls Anspruch auf den Thron der Achämeniden erhob. Das Treffen wäre längst in Vergessenheit geraten, weil dem Rebellen kein Erfolg beschieden war, wäre nicht auf dem Kampfplatz eine Truppe von einigen zehntausend Griechen zurückgeblieben, die auf der Seite des unglücklichen Kyros für Geld und Ruhm mitgefochten hatten. Griechische Söldner wa-

*Schlucht des Bothan-Flusses in der alten Landschaft Modikan —
Tal des Kentrites im Land der Karduchen bei Xenophon*





ren seit den glänzenden Verteidigungserfolgen der achtziger Jahre als Spezialtruppen orientalischer Herrscher sehr gefragt. Nun aber haben es die Söhne Hellas sehr eilig, dem Zorn des siegreichen Großkönigs zu entgehen, dem vieles daran liegt, diese lästigen Zeugen seines angeschlagenen innenpolitischen Prestiges wegzuräumen.

Nachdem sie durch einen hinterhältigen Anschlag der Perser ihren Feldherrn Klearchos und die meisten Hauptleute verloren haben, kommen sie zur Erkenntnis, daß sie nur mehr ein dramatischer Entschluß retten kann. In der entscheidenden Nacht verbrennen sie ihre Zelte und das gesamte, einen Gewaltmarsch hindernde Gepäck, formieren sich zu waffenstarrten Karren und kämpfen sich in eiserner Disziplin, an welcher der spätere Chronist Xenophon entscheidenden Anteil hat, gegen die erdrückende Übermacht der Perser langsam den Tigris aufwärts vor, der den einzigen Wegweiser in diesem fremden Land darstellt.

Am achten Tag nach ihrem Aufbruch von Kunaxa aber versperrten plötzlich die Ausläufer unbekannter schroffer Gebirge den Weg. Als die Nacht hereinbricht, gibt es eine weitere böse Überraschung: Überall auf den Höhen flammen Feuer auf, »und man kann viele Stimmen hören, die einander zusammenerufen«.

Die Dolmetscher übersetzen, daß diese Gebirge den Karduchen gehören, einem kriegerischen Volk, das dem Großkönig nicht untertan sei und mit seinen Statthaltern keinen Verkehr pflegte. »Einmal hätte ein königliches Heer von 120 000 Mann versucht, in ihr Gebiet einzudringen«, erzählen sie, »aber es sei kein einziger zurückgekehrt.«

»Als die Heerführer dies hörten, traten sie zusammen, und es herrschte große Ratlosigkeit«, berichtet Xenophon. Es ist ganz unzweifelhaft, daß man über das Rencontre ungleich weniger Genugtuung empfand, als die Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts, die in den Karduchen ein sehr wichtiges Zwischenglied der Völkerverschiebungen durch die Passagen des Kaukasus im all-

Die Stele des Naramsin. Der akkadische König besiegt die Lulubu in den östlichen Bergen

gemeinen und einen interessanten Zeugen für die »Kurdisierung« des Osttigrislandes im besonderen sehen.

In den folgenden Tagen erweist sich mit aller Deutlichkeit, daß die »barbarischen« Karduchen ein Bevölkerungselement darstellen, dessen stärkster Akzent von einer ungezähmten Wildheit ausgeht. Tatsächlich gelingt es ihnen, »die auf Zurufe nicht hörten und auch sonst kein Zeichen von Freundschaft zu erkennen gaben«, im Nu die gesamte weltberühmte Strategie des griechischen Generalstabes durcheinanderzubringen und »dem Heer in ununterbrochenen Kämpfen mehr Strapazen zu bescheren, wie sie vom Großkönig und dem Satrapen Tissaphernes zusammen nicht erlitten«.

Wer den heute noch packenden Erlebnisbericht Xenophons über die Überschreitung der Karduchenpässe liest, bekommt einen Begriff, wie sehr die schwerkgepanzerten Hopliten durch einen Gegner demoralisiert worden sein mögen, der, bestens mit dem Terrain vertraut, konsequent der offenen Feldschlacht ausweicht, aber in blitzschnellen Vorstößen aus dem Hinterhalt, durch Verlegen der Pässe und in Überfällen auf die Nachhut den Marsch fast wie eine Flucht erscheinen ließ. »Hätte sich damals eine größere Zahl zusammengerottet«, gesteht der Athener, »wären wir in Gefahr geraten, einen großen Teil des Heeres zu verlieren.«

Als schließlich die Griechen am siebten Tag ziemlich derangiert die Grenze des Karduchenlandes erreichen und in einem glücklichen Manöver den reißenden Kentrites überqueren können, der die Grenze gegen Armenien bildet, hat ihr Abenteuer nicht nur den Stoff für eine der spannendsten Anekdoten der Geschichte geliefert, sondern auch wichtige Indizien zum Puzzlespiel der frühen Geographie der Bergländer.

Wir wissen jetzt, daß dieses Karduchenland ein relativ kleines und eigentümlich scharf gegen das übrige Armenien abgegrenztes Gebiet gewesen ist. Der Armenienforscher Lehmann-Haupt, der den Marsch der Zehntausend minutiös rekonstruiert hat, konnte die Stelle, an der die Griechen in die Berge eingeschwenkt waren, mit dem Dorf Manssurijeh unweit des heutigen Cizre lokalisieren, während der »Kentrites« unzweifelhaft mit dem Bothan-Su, dem Osttigris identisch ist. Das grie-

chische Unternehmen wirkt so wie eine Sonde in den bisher leeren Raum der tauro-zagrischen Bevölkerungsgeschichte und beweist, daß diese Gebirge schon um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends von einem mit den heutigen Stämmen verwandten Bevölkerungselement besetzt waren. Denn daß es sich bei den Karduchen um Vorfahren der Kurden handelt, ergibt sich nicht nur aus geographischen Gründen und einer Bestandsaufnahme der Stammescharakteristik, das bestätigen auch die Herren von der sonst sehr vorsichtigen philologischen Fakultät.

Der Name »Karduche« und das Wort »Kurde« sind nämlich nach Meinung der Sprachforscher nicht nur phonetisch ähnlich, sie sind identisch! Beide Worte weisen die gleichen typischen Konsonanten in der Folge K-r-d auf, ein ethymologisches Signum, das auch in den Namen anderer Bergstämme der gleichen Region, wie bei den assyrischen »Zikirtu« und den »Cyrtili« Strabos vorkommt. Diese Konsonanten stellen gleichsam das »harte« Gerüst der Namen dar, sie überleben die Jahrtausende wie das Skelett eines fossilen Sauriers, während die »weichen« Teile, die Vokale, sich verändern oder verschwinden.

Im übrigen scheint auch die lautliche Verschiebung von »Kard« zu »Kurd« bzw. »Kord« insofern chronologisch abgesichert, als das alte Karduchien noch im aramäischen als »Beth Kardu« aufscheint und auch die islamischen Geographen den Terminus »Bakarda« für Westkurdistan gebrauchten, ehe sich über das armenische Corduene das türkische »Kordi« durchsetzte.

Wer aber waren diese Karduchier in ethnischer Hinsicht? Sind sie immer schon, gleichsam als Prototypen aller klassischen Bergvölker der Antike im gebirgigen Rand der biblischen Ebenen gesessen, wie es der Russe N. J. Marr annimmt, oder sind sie spätere Zuwanderer, Ankömmlinge aus dem Westen oder aus den östlichen Weiten des unendlichen Kontinents?

Diese Fragen wären wahrscheinlich nie in den Bereich des Beantwortbaren gerückt, hätte nicht die nächste Eskalation des graeco-persischen Konflikts ein anderes asiatisches Bergvolk aus seinem Felsenversteck gescheucht und direkt auf den Titelseiten der antiken Nachrichtenmagazine katapultiert.

Als hundert Jahre nach Kunaxa die Soldaten Alexanders des Großen vom bereits eroberten Medien aus wieder gegen die Zagrospässe vorrücken mußten, weil dort oben die Feldpost aus Hellas und der gesamte Nachschub aus Babylon hängengeblieben ist, verlegen ihnen ein paar Bergstämme den Weg, »die schon die Heere des Perserkönigs nicht durchgelassen hatten«. Kossäer sind es, gefürchtete Nomadenkrieger, die laut Diodor, »im Vertrauen auf die Unzulänglichkeit ihrer Wohnsitze und ihre Tapferkeit noch nie einen fremden Herrn anerkannt hätten«.

Damit ist es jetzt freilich vorbei. Den mazedonischen Elite-truppen Alexanders, die als Bergsoldaten selbst mit allen Schlichen der Guerillataktik vertraut sind, gelingt es, die Gegner nach allen Seiten zu versprengen. Aber es muß ein erbittertes Ringen um jedes Felsennest, ein verlustreicher Wettlauf um Pässe und Kuppen gewesen sein, ehe die Häuptlinge der Fremden nach vierzig Tagen »leid der vielen Toten und Gefangenen« ihre Unterwerfung angeboten haben.

Als das Kommandounternehmen zu Ende ist, hat Alexander nicht nur die Sicherung einer Horizontalen von sechs oder sieben Tagesreisen erreicht, sondern unbewußt auch einen senkrechten Schacht aufgerissen, der fast zweitausend Jahre tief in die Vergangenheit dieser Gebirge hinunterführt.

Denn Kossäer, Kassiten oder richtiger: Kassu, haben schon die Mesopotamier der Dynastie Hammurabi gekannt.

Die Wirtschaft der hochindustrialisierten Metropole Babylon kann im zweiten Jahrtausend schon lange nicht mehr ohne fremde Hilfskräfte in Gang gehalten werden. Während die feinen kultivierten Städter ehestens noch gewerbliche Berufe ausüben, müssen alle niederen, anstrengenden und schmutzigen Arbeiten von einem Heer fremdstämmiger Hilfsarbeiter besorgt werden, die zum größten Teil aus den östlichen Berggehenden Arrapha, Ellipi und vor allem aus dem Lande »Kassu« kommen. Zu Tausenden strömen diese Stammeskrieger als Erntearbeiter in die Plantagen, bleiben als Lastträger und Bauarbeiter in der Stadt, so wie es heute noch die Kurden vom

Pay e Taq-Paß und die Luren vom Kabur-Kuh in Bagdad praktizieren. Eine Wirtschaftsform auf Gastarbeiterbasis, würden wir heute dazu sagen.

Jahrhundertlang hält diese politisch-ökonomische Ordnung. Wie schwach sie in Wirklichkeit ist, sollte sich aus Anlaß einer militärischen Krisensituation zeigen.

Gegen 1600 v. Chr. unternehmen die Hethiter unter Mursilis I. einen kurzen Feldzug nach Mesopotamien, besiegen das babylonische Heer, leeren die babylonische Staatsbank und ziehen wieder ab. Eine Episode, die in der Geschichte der tausendjährigen Stadt ohne nachhaltige Folgen geblieben wäre. Doch die Anwesenheit einer fünften Kolonne nur oberflächlich zivilisierter kassitischer Bergkrieger erweist sich in dieser Stunde als verhängnisvoll. Aus geheimen Verstecken holen sie ihre Waffen hervor, plündern hemmungslos Tempel, Paläste und Wohnbezirke und rufen ihre wilden Stammesgenossen aus den Bergen herbei. »Wie Ameisen quollen diese aus den Falten der Gebirge hervor«, überrannten die letzten noch intakten Forts und sahen sich zu ihrer eigenen Überraschung plötzlich als die Herren einer Weltstadt.

500 Jahre blieben die ledergesichtigen Kassitenhäuptlinge hier, nahmen langsam die Kultur des Zwischenstromlandes an und lernten, ihren Namen und den Namen ihrer Väter in Keilschrift auf Tontafeln zu setzen, die nach dem Brennen praktisch unzerstörbar werden.

Assyriologen haben dieses Heraustreten aus der absoluten geschichtlichen Anonymität mit dem dramatischen Augenblick verglichen, in dem ein taubstummer Findling plötzlich das fremde Medium der Schrift begreift und lernt, damit Auskunft über sich selbst zu geben.

Deren Häuptlinge jedenfalls nannten sich fortan »Könige von Babylon, Kaschu und Akkad«. Und ihr neues Reich nannten sie »Kardunasch«!

Da haben wir es wieder, das geheimnisvolle Wort mit den typischen Konsonanten K-r-d, wie es bei Karduche und Kurde auftritt. Welches antroponomische Zeichen signalisieren uns die drei Mitlaute, die immer wieder auf dem Schirm unseres ethnologischen Radargeräts erscheinen, sooft wir es auf einen Punkt

der unübersichtlichen Randgebirge des Zweistromlandes richten?

Die Kassitenzeit in Babylonien ist eine Zeit der Wirrnis und der Dunkelheit — auch für uns —, weil nach ihrem Niedergang um 1170 v. Chr. alle Erinnerungen an die verhaßte Fremdherrschaft gründlich beseitigt wurden. Nur an Hand der diplomatischen Archive der Pharaonen, die 1887 zufällig in Amarna aufgefunden wurden, können wir feststellen, daß zumindest ein Teil der kassitischen Führungssippen indo-iranischen Ursprungs war. Das gilt insbesondere für den fünften Kassitenkönig, der den rein arischen Namen Abiratta führte, und das bekundet auch das kassitische Pantheon. Die altindischen Götter Suriya, Marut und Burija spielen darin eine große Rolle.

Ist damit geklärt, daß die Kardu-nasch-Leute von Arrapha Verwandte der Kardu-chen vom Obertigris und alle zusammen indoeuropäische Einwanderer sind, die in noch ungeklärter Zeit Kurdistan besiedelt haben? Fast sieht es so aus, als ob auch der anthropologische Befund in diese Richtung weisen würde. Der Forschungsreisende Luschan hat schon vor siebzig Jahren konstatiert, daß es unter den Westkurden viele ausgesprochen langschädliche und blauäugige Typen gibt. An manchen Stellen verdichten sich diese »Nordiden« zu sensationeller Stärke. In Karkusch am Schwarzen Meer sind es 71 von 100, am Nimrud Dagh 15 von 26 und in Zendjirli 31 von 80.

Der Stuttgarter Universitätsprofessor Freiherr v. Eickstedt, der durch seine völkerbiologischen Untersuchungen in der Sahara und der Rassendynamik Ostasiens bekanntgeworden ist, fügt während einer Studienreise in Persien einen spektakulären Beweis hinzu: Er stellt eine Metallplatte aus dem berühmten »Oxusschatz«, die in besonders realistischer Arbeit einen medischen Krieger aus dem 6. Jahrhundert vor Chr. zeigt, neben die Fotografie eines Mukri-Häuptlings aus dem ehemals kassitischen Stammesgebiet und konstatiert ein überraschendes Ergebnis: »Die typologische Ähnlichkeit des Meders mit dem (heute noch altmedisch) sprechenden Mukri-Kurden ist unverkennbar!« Es ist ein Experiment mit einem anthropologischen Spiegel, der scheinbar glänzend über die Jahrtausende hinweg als Reflektor einer bio-historischen Verwandtschaft benützt werden kann.

Wie genau die skulpturelle Technik der alten Meister der ethnischen Wirklichkeit Kurdistans tatsächlich entspricht, sollte sich aber alsbald in viel tieferen und geheimnisvolleren Schichtungen herausstellen.

6.

Kurz nachdem der deutsche Professor die medo-kassitische Abstammung zumindest der Ostkurden zementiert glaubt, hat er ein Erlebnis, das die ganze kurdische Abstammungstheorie auf den Kopf stellen wird.

In den späten Abendstunden des 20. September 1956 zieht auf dem 1300 Meter hohen Pay e Taq-Paß an seinem Wagen eine Kolonne Nomadenkrieger vorbei. Es sind wilde, wetterharte Kalhor, die mit ihren Herden die Winterweiden aufsuchen. Tiefbraune, gegerbte Gesichter wenden sich ihm zu. Da erschrickt der Deutsche vor einem unheimlichen Anblick: Das sind nicht die regelmäßig-schönen Physiognomien, wie sie oft bei den nomadischen Bergkurden auftreten. Unter überaus buschigen Augenbrauen springt hackig eine riesige Nase hervor, die mit einer zurückweichenden Stirn den Gesichtern geradezu etwas Spukartig-Vogelhaftes gibt.

»Das sind Geiergesichter«, konstatiert Eickstedt überrascht, »eine iranide Extremform«, die bisher nur als halb-mythologische Rätselfrage der Archäologie existiert hat. Denn schon und gerade die allerersten Darstellungen von Menschen in Mesopotamien präsentieren einen Typ, den es eigentlich gar nicht geben kann: auf Reliefs aus Elam, Subartu und auf Einlegearbeiten aus Ur, der Stadt Abrahams, sind Wesen mit Köpfen dargestellt, aus denen eine riesige gebogene Nase derart vorspringt, daß sie mit einer extrem fliehenden Stirn und dem tiefliegenden Hinterkopf eine einheitliche Linie bildet. Das ist beinahe keine menschliche Physiognomie mehr, sondern das Profil eines Raubvogels mit breitem, großem Schnabel. Und »Vogelnasengesichter« ist auch der Ausdruck der Anthropologen für diese Monumente, die fast an die falkenköpfigen Götterstatuen Ägyptens erinnern. Keilschriftbruchstücke erwähnen wie

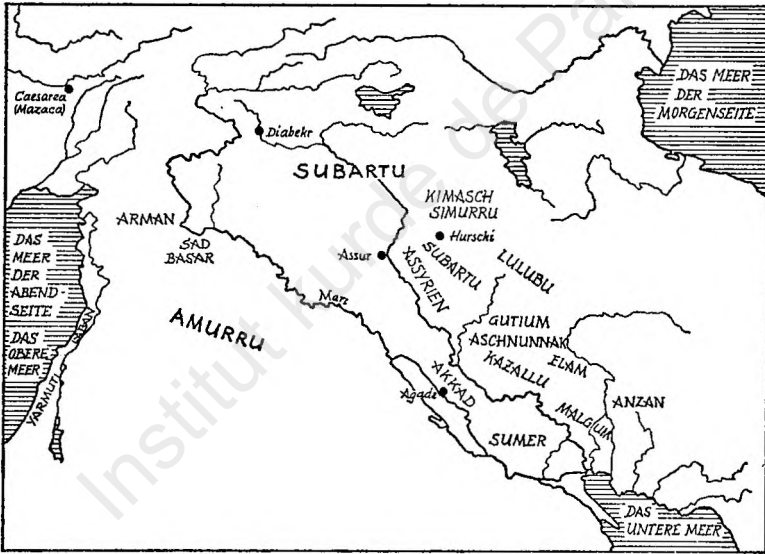
zur Illustration dieser unheimlichen Bilder einen sagenhaften Bergkönig namens Anubanini, der über Krieger mit Vogelleibern und Rabengesichtern geboten haben soll. Oben am Sar e Pul im Zagros ist dieser Sagenkönig auf einer senkrechten Felswand in Siegerpose über Anführer eines feindlichen Nachbarstammes zu sehen, während ihm eine geflügelte Gottheit weitere Feinde gefesselt zuführt.

Eickstedt zögert keinen Augenblick, das antropologische Phänomen an Ort und Stelle zu untersuchen. In dem Buch »Türken, Kurden und Iraner seit dem Altertum« hat er es in den Mittelpunkt seiner Studie gestellt.

»Die Verbreitung der Geiergesichter ist nicht nur auf die Gegend der Zagrosquerung und auf die Kalhor-Kurden beschränkt«, stellt er fest, »sondern weist nördlich bis in das persische Ardelan hinauf, folgt hier geographisch der Richtung der Zagrosketten, hat dann aber auch eine merkwürdige soziale Komponente: nie ist dieser Archetypus bei Dorfkurden, sondern stets nur bei nomadischen Sippen anzutreffen und hier vornehmlich bei solchen, die aus verkehrsfernen Reststämmen kommen.« Damit ist zumindest die Leitlinie dieses Rassenschicksals angedeutet: »Es handelt sich dabei um eine Grobkomponente des (uralten) iraniden Typus, . . . die einst auch sprachlich zum japhetisch-kaspischen Kreis . . . und damit den alten Zagriern zugehörig, sich infolge der umweltmäßig-isolatorischen Umstände als Prototypen bis heute gehalten haben. Die vielumstrittenen Vogelgesichter der altsumerischen Denkmäler«, meint er am (nur unwesentlich gekürzten) Schluß seiner Betrachtung, »finden damit jedenfalls eine naheliegende Erklärung.«

Aus der trockenen wissenschaftlichen Diktion in die Sprache der Laien übersetzt, bestätigt das nichts anderes als die Tatsache, daß die Ostkurden zum Teil noch Reste einer Urbevölkerung repräsentieren, die viel älter als das älteste bekannte Volk, die Sumerer, auf den weltabgeschiedenen Bergweiden Innerkurdistans gleichsam wie in einem biologischen Eisschrank die Jahrtausende überlebt haben, während andere in die Ebenen vorgeprellte Sippen längst in den Völkerstrudel Babyloniens eingesogen und umgeformt wurden, bis zur völligen rassischen Indifferenz.

Es ist heute längst klar, daß die ersten menschlichen Hochkulturen des sogenannten »Fruchtbaren Halbmondes« nicht Bestandteile einer weltweiten Grundzivilisation waren, sondern kleine einsame Inseln des Lichts gegen den düsteren Hintergrund eines schlafenden unermeßlichen Kontinents. Schon die rings um die Ebenen aufsteigenden Gebirge liegen in tiefen schwarzen Schatten. Aber es ist ein Dunkel, das erfüllt ist von einem geheimnisvollen Raunen und Wispern. Bei genauem Hinsehen sind alle Ränge schon dicht besetzt von namenlosen Völkerschaften, die mit brennenden Augen auf die reichen Dörfer und die prunkenden Städte der Ebene starren.



Vorderasien vom 3.—1. Jhdt. vor Chr.

Als »Asiener« oder Japhetiten« — nach dem dritten Sohn Noahs — sucht die Wissenschaft die Gesamtheit dieser prähistorischen Bevölkerung der Bergwildnisse südlich des Kaukasus pauschal zusammenzufassen, ein Pseudonym, das für die wirkliche Identität dieser Stämme steht, deren Sprache sich weder in den sumerischen, noch in den semitischen oder indo-

europäischen Sprachenkreis einordnen läßt. Aber eines Tages wird die flache Kurve ungezählter unbewußter Jahrtausende in einem dramatischen Augenblick die Ebene zur überschaubaren Geschichte durchbrechen.

Über dieses Ereignis gibt es ein Dokument von einzigartigem Aussagewert.

Zusammen mit der berühmten Gesetzestafel Hammurabis, die bis in unsere Zeit das Rechtsempfinden der Völker beeinflussen sollte, hat eine französische Expedition im Jahre 1884 im Schutt des Königspalastes in Susa eine Diorotstele des akkadischen Königs Naramsin (2300 v. Chr.) gefunden, die seinen Sieg über die östlichen Bergvölker verherrlicht. Inmitten einer wilden Gebirgsszenerie sieht man den großen König gegen nackte Feinde kämpfen, die teils in wilder Flucht davonstürzen, sterbend zusammenbrechen oder mit erhobenen Händen um Gnade flehen. »Satuni, den König der Lulubu, ließ ich in Fesseln schlagen«, lautet der (stark gekürzte) Begleittext, »die Fürsten von Arwan und von Warahshi schleppte ich in Gefangenschaft.« Wie diese prä-kurdischen Bergfürsten ausgesehen haben, zeigt uns eine später bei Darband i Gawr entdeckte Fels- tafel mit besonderer Milieutreu: einer der Lulubu-Anführer trägt darauf eine Art Federkrone, ein anderer ist mit einer runden, randlosen Kappe, einem halblangen Lendenschurz und einem halbmondförmigen Schmuckanhänger abgebildet und ist mit Streitaxt und eiförmigem Schlagstein seltsam primitiv bewaffnet. Sind es die Fürsten von Arwan und Warahshi unmittelbar vor ihrem Auftritt in der Arena der Geschichte?

Wie wenig dauerhaft die Vorstöße der so viel besser ausgerüsteten Akkader in die Gebirge gewesen sind, ergibt sich aus Annalen, die von anderen, Guti, Qurti oder auch Karda bezeichneten Volksstämmen berichten, die noch zu Lebzeiten Naramsins bis zum Diala vorgedrungen sind und seinen Nachfolger Schargallischarri nicht mehr zur Ruhe kommen ließen. Nicht einmal die ordentliche Feldbestellung konnte, einem Priesterbrief zufolge, mehr vorgenommen werden.

Dann, um das Jahr 2470 v. Chr., scheint sich eine unabsehbare Katastrophe angebahnt zu haben. Keine Urkunde der Sumerer gibt es aus den folgenden Jahrzehnten, kein Kunstwerk, kein

Geschäftsbrief dieses sonst so mitteilbaren Volkes ist erhalten. Es ist ein Schweigen, das mehr verrät, als lange Klagelieder.

Erst eine über 150 Jahre später entstandene Hymne spricht von den »Drachen des Gebirges«, den »Feinden der Götter«, die Sumers Königtum damals in die Berge verschleppt hätten. »Das Land ist mit Feindschaft angefüllt, die Tempel geschändet und weder Frau noch Kind geschont worden.«

Archäologische Funde bestätigen das Ausmaß der Katastrophe. Aus schwarzgefärbten Ziegelschichten, Brandschutt und verkohlten Mauerresten ergibt sich, daß ganz Akkade damals im Rauch und Asche seiner Städte zugrundegegangen ist.

»Wer war König, wer war nicht König?« heißt es in den Königslisten nach dem Namen Schargallischarri.

8.

All das scheint sich in so unendlich fernen Zeiten, in einem so fremden Raum abgespielt zu haben, daß wir schnellebigen Menschen des 20. Jahrhunderts, denen fast schon die erste Mondlandung wieder in Vergessenheit geraten ist, uns kaum noch hineinversetzen können.

Und doch weist die Spur der Guti-Kurden in noch weitere Horizonte, fast bis an den Anfang aller Zeiten. Schon einmal nämlich sind sie herabgestiegen von ihren himmelhohen Bergen, um einen geradezu einzigartigen Auftrag zu erfüllen.

Wer eines der populärwissenschaftlichen Bücher über die Archäologie des Zweistromlandes gelesen hat, weiß, daß die biblische Sintflutsage durch das sehr viel ältere Gilgamesch-Epos bestätigt und durch die sogenannten »Königslisten« chronologisch untermauert wird. Acht Namen von Königen kennen wir, die vor der Sintflut regiert haben. In der Liste von Larsa folgt dann eine lapidare Notiz: »Es kam die Flut, und nach der Flut übernahmen Könige der Bergvölker die Herrschaft.«

Leer und flach wie ein Brett ist die historische Landschaft geworden, überzogen vom gigantischen Leinentuch des Lehms.

Noahs Arche schaukelt auf die Berge Kurdistans zu. Die Taube ist ausgesandt.

Was nicht in der Bibel steht, bekundet die Legende: Die Taube ist nicht zurückgekehrt, weil sie auf den Stamm der Kurden stieß, der die Flut überlebt hat. »Tamani« soll nach arabischer Überlieferung das erste Dorf nach der Flut geheißen haben. Dieses Dorf gibt es heute noch. Es liegt auf einem Berghang des Kurdengauges Bothan und heißt »Bethmanni«.

Von den Bergen herab ist das Leben gekommen und in die Berge hat es sich wieder gerettet. So will es eine andere Legende der Kurden, das Märchen von der Entstehung des kurdischen Volkes, erklären, dessen interessanteste Version der Lehrer Karim Zendi in Suleimania an einem Abend des Jahres 1956 den beiden tschechischen Journalisten J. Hanzelka und M. Zikmund erzählt. Danach herrschte einst im Lande Scherizor der schreckliche König Zaehak, der mit den Dämonen in Verbindung stand. Aus jeder seiner Schultern wuchs eine Schlange oder ein Drache, die, um sie zu besänftigen, täglich mit den Gehirnen zweier Kinder gefüttert werden mußten. Eines Tages aber kamen die Diener des Königs auf den Einfall, den Ungeheuern die Gehirne von kleinen Lämmern vorzusetzen. Die Täuschung gelang, und die solcherart geretteten Kinder wurden in die Obhut der Berge gebracht, wo sie den Anfang des kurdischen Volkes bildeten.

»Der Schmied Kawa, der im Reiche Zaehaks lebte«, setzte Karim seine Erzählung fort, »hatte auf diese Weise bereits acht seiner Kinder verloren. Als man ihm sein neuntes und letztes Kind nahm, übermannte ihn der Zorn der Verzweiflung. Er band seine Lederschürze ab, befestigte sie an einer Stange und rief das Volk auf dem Berg Kalikaua zusammen. Der Palast des Tyrannen wurde erstürmt, die Wachen überwältigt und der König selbst von Kawa mit dem Schmiedehammer erschlagen.« »Diese Erhebung, welche die Freiheit des kurdischen Volkes begründete, hat sich am 21. März des Jahres 1234 vor der Hedschra ereignet«, schloß der Lehrer seinen Bericht und hat sich damit eine wirkungsvolle Pointe gesichert. Denn der 21. März als Marke einer kurdischen Antologie ist insofern eine Überraschung, als dieses Datum vor allem im europäischen Norden in Volkssagen der germanischen Stammländer als Frühlings-Tag- und -Nachtgleiche eine symbolträchtige Bedeu-

tung hat. Aber auch in den böhmischen und slowakischen Dörfern, erinnern sich die tschechischen Journalisten, wird dieser Tag durch Verbrennen von Puppen, welche die Todesgöttin darstellen, unter Tanz und Gesang festlich begangen.

Doch das ist nicht alles.

Die Jahreszahl 1234 vor der Hedschra (der Flucht Mohammeds aus Mekka) markiert einen ganz besonderen Wendepunkt. Rechnet man die islamische Zahl in den abendländischen Kalenderwert zurück, so ergibt sich das Jahr 612 v. Chr. Am 21. März dieses Jahres aber ist Ninive, die Hauptstadt Assyriens erobert und der Name Assur damit für immer aus der Geschichte gelöscht worden. Die Eroberer sind jene Meder gewesen, deren Sprache heute noch von den Kurden gesprochen wird.

Im Rücken dieses historischen Vorganges und von der Geschichte wenig bemerkt hat sich der kulturelle Einfluß der Meder und vor allem ihre Sprache im Zagros westwärts bis tief in die Täler des anatolischen Taurus hinein vorgeschoben. An den immer häufigeren Namen arischer Klangfarbe bei den gutisch-kurdischen Fürsten des Nord- und Mittelzagros seit dem 9. Jahrhundert hat das G. Cameron einleuchtend nachgewiesen. Medisch wurde modern, wurde zur »lingua franca« der vielsprachigen und zerklüfteten Bergstämme und zum Medium eines ethnischen und politischen Resultats: mit der Sprache wurde das kurdische Volk überhaupt erst geboren, das aus vielerlei Rassen, Relikten und kleinen Bergstämmen zusammenkam. »Ohne medische Sprache gäbe es heute kein kurdisches Volk«, faßt Eickstedt zusammen.

Hier enthüllt sich der Moment einer Verwandlung, wie er nur selten im Pulsschlag der Nationen fühlbar wird. Ein Atemzug der Geschichte, der nur für jenen unhörbar bleibt, der nicht ahnt, daß in den Zellen der Völker eine unzerstörbare Erbmasse der Vergangenheit steckt. Daß wir denken, fühlen und handeln nach Impulsen, die uns aus den Abgründen unzählbarer Jahrtausende erreichen.

Etwas von diesem Zusammenlaufen aller geistigen Wurzeln, einem verschollenen Zentrum aller humanen Kulturen beginnt sich abzuzeichnen, wenn wir zu analysieren versuchen, was Tradition, Mythos und Religion der Bergvölker aussagen.

V.

EX CORDUENE LUX

Der Turmbau zu Babel — ein Mißverständnis? Bevor die Armenier kamen — Kaiser Wilhelm und der Stein der Semiramis — Doktor Belkh macht einen Fehler — Die dreißig Räuber vom Kel-i-Schin-Paß — Ein Schuß und seine Folgen — Blitzkrieg 814 vor Chr. — Der Gott, der aus dem Bergdorf kam — Zwischen Ardistan und Dschinnistan liegt Kurdistan — Hat Zoroaster kurdisch gepredigt? — In der Heimat der Ungeheuer — Die weiße und die schwarze Hand Gottes — Sandalen aus der Haut der Kurden.

I.

Aus der Zeit des Ersten Weltkrieges erzählt der russische Hauptmann Hadji Muguiew vom türkisch-persischen Frontgebiet eine interessante Episode.

Im August 1918 erreichte sein Kosakendetachment ein Kurdenlager in der Nähe von Sautsch-Bulaq. Während die Reiter Vorbereitungen zum Abkochen treffen, unternimmt der Offizier einen Inspektionsgang. Abseits des Lagers entdeckt er ein alleinstehendes Zelt, das offenbar unbewohnt ist. In der Mitte steht ein seltsam geformter Dreifuß und darüber ein Kessel, der durch eine Kette mit einem Ochsengehörn in Verbindung steht, das im Zelthimmel hängt. Rund um den Herd sind Steine verteilt, die magische Zeichen und Buchstaben tragen.

Der armenische Dolmetscher, der die Kosaken begleitet, erklärt, daß es sich um einen sogenannten »Altar« handelt, der nur an bestimmten Tagen betreten werden darf, wenn die Alten des Stammes hier ihre Opfer bringen. »Offiziell bekennen sich die Kurden als Moslim«, meint er, »in Wahrheit aber haben sie mit dem Heidentum nie gebrochen und opfern unbekanntem Göttern.« Tatsächlich finden sich zwischen den Steinen bei näherem Hinsehen halbverkalkte Schafhörner, Knochen und zerbrochene Tierschädel.

Der Zufall hatte in einen recht dunklen Winkel des Milieus dieser Bergvölker geleuchtet, das auf sehr weite Distanzen seltene Parallelen aufweist. Mysterien des Stierkultes sind über ganz Vorderasien verbreitet und reichen von der Stier-Inkarnation des parsischen Lichtgottes Mithras bis zur kretischen Minotauruslegende, vom Ochsenkult der Abchassen des Kaukasus bis hinunter zu den gehörnten Cheruben der altsumerischen Tempelreliefs.

Gerade mit den Bergregionen aber haben die Bewohner des Tieflandes von allem Anfang an besondere religiöse Tabus verbunden.

Schon den Sumerern war das Gebirgsland Gutium nicht bloß ein geographischer Begriff, sondern als Heimat des Wettergottes auch Sinnbild einer der vier kosmischen Weltgegenden, und der Zagros ein Gewölbe, das den Himmel stützt. Eine solche Erinnerung an die metaphysische Heimat der Berge stellen die Stufentürme in allen Städten Sumers dar, die nichts anderes als künstliche Gipfel symbolisieren, auf denen die aus den Gebirgen niedergestiegene Menschheit ihren alten Göttern neue Wohnsitze errichtet hatte. So klärt sich ein jahrtausendealtes Mißverständnis: Der »zum Himmel reichende« Turm von Babel ist nicht der Ausdruck menschlicher Hoffahrt, sondern Reverenz an die gemeinsame Urheimat der Götter, deren Olymp sich auch Griechen, Mayas, die hinterindischen Khmer und die Inkas auf den Spitzen der höchsten Berge vorgestellt haben.

Alles Leben geht von dort aus: nicht nur die biblische, ebenso die armenische und osmanische Tradition stellt sich einen Bergzug Kurdistans als erstes Refugium der Menschheit nach der Sintflut vor. Die älteste Darstellung des Sündenfalles, ein sumerischer Rollsiegelzylinder, zeigt ein Menschenpaar mit einer Schlange vor einem Baum der Erkenntnis, der eine Zeder der Art darstellt, wie sie in den östlichen Gebirgen wächst, und in eben derselben Landschaft Scherizor — »der mächtigen Stätte« — wird Jesus nach einer islamischen Annahme seinen Thron aufstellen, um das Jüngste Gericht abzuhalten.

Daß in den Erinnerungen der Bergvölker ein wahrer Schatz religionswissenschaftlichen Materials steckt, hat schon der Russe N. Marr entdeckt, dessen Sprachtheorien einst Stalin zu einer

harten Replik herausgefordert haben. »Es ist höchste Zeit, die Religionen der Kurden und Luren auf ihre nicht-islamischen Elemente hin gründlich zu durchleuchten«, fordert er auf dem Philologenkongreß 1933 in Genf, »alle heidnischen, urbodenständigen Elemente zu erkennen und mit den Mythen anderer Bergvölker zu vergleichen.« Neben den äußeren, erkennbaren Geschichtsablauf stellt er die innere, heimliche Dynamik eines Volkes: die Aussage der Riten und sakralen Traditionen, in denen sich bei den Kurden die Fortsetzung eines Ringens spiegelt, das auf geschichtlicher Ebene längst verloren wurde. Eine Art untergründiger Protest, ein heimlicher Kampf der unterlegenen Volksreligion gegen den Gott des Usurpators, der in der Dimension von Sekten und Geheimbünden weitergeführt wird.

Beweise des Überlebens dieser uralten Mysterien unter der islamischen Tünche sind unter vielen Vorzeichen nachweisbar. So hat man bei den streng sunnitischen Baban aus der Gegend von Suleimania Hochzeits- und Bestattungsriten beobachtet, wie sie ähnlich bei germanischen Stämmen vor der Zeitenwende üblich waren; die Jezidenstämme von Mardin halten ein dreitägiges Fastengebot, das mit keiner islamischen Vorschrift, hingegen mit dem Aradjavorrats-Fasten der vorchristlichen Armenier zusammenfällt und die Al-i-Haqq-Leute der südzagrischen Kalhorkurden kennen den für Mohammedaner geradezu haarsträubenden Begriff der Seelenwanderung. Neben den weitverbreiteten »Teufelsanbetern«, bei denen deutlich Reste des Feuerkultes erkennbar sind, gibt es Sekten, die Bäume, Felsen und kupferne Standbilder anbeten. Anderswo werden nächtliche »Brautmessen« abgehalten, Schlangensymbole respektiert und Gottheiten mit Eigenschaften verehrt, die zu keinem indoeuropäischen oder altsemitischen Vorbild Parallelen haben.

Hier wird erkennbar, daß der scheinbar nur für eine Spezialdisziplin der Ethnologie relevanten Religionsverfassung der

Relief eines Meders. Nach Prof. Eickstedt ist die typologische Ähnlichkeit mit den (heute noch altmedisch sprechenden) Mukri-Kurden unverkennbar





Kurden eine viel hintergründige Bedeutung zukommt. In diesem Geburtsland der Offenbarungen, in dem Sabier, Manichäer und Chaldäer gewirkt, Zoroaster und Scheik Adi ihre ersten Predigten gehalten und der erste Exorzismus gegen Dämonen konzipiert wurde, zeichnet sich nun die Chance ab, die längst verschütteten Beziehungen dieser uralten Credos zueinander freizulegen; die Konturen kassitischer und indo-iranischer Berggötter mit hurritischen, elamischen und sumerischen Überlieferungen zu vergleichen und vielleicht eines Tages Material in Händen zu halten, das an eine der letzten Fragen der Menschheit rührt: an die hypothetische, oft negierte und ebensooft bejahte gemeinsame Urreligion des homo sapiens.

Einen großen Beitrag dazu scheint der Religionskoeffizient eines Kulturkreises zu stellen, von dem wir bis vor ganz kurzer Zeit so gut wie gar nichts gewußt haben, und der sich mit bestimmten Linien des kurdischen Kraftfeldes zu überschneiden scheint. Diese Kultur ist die des Landes Urartu, das in der Bibel »Ararat« heißt.

2.

Schlägt man im Lexikon unter dem Begriff »Urartu« nach, erfährt man, daß es sich um die assyrische Bezeichnung eines alten Reiches im ostanatolischen Vanseegebiet handelt, das etwa um das 7. Jahrhundert vor Chr. auftaucht und eine völlig neuartige Staatsreligion hervorgebracht hat, um nach zwei Jahrhunderten Großmachtpolitik ebenso plötzlich wieder im Nichts zu verschwinden. Die Geschichte dieses seltsamen Reiches Urartu ist zugleich die Geschichte seines Gottes Chald.

Von Beginn schriftlicher Überlieferungen an sehen wir das Land am »Oberen See« in zahlreiche kleine Stämme aufgespalten, die »Nairistaaten«, deren jeder seinen eigenen Lokalgott besessen hat. Plötzlich, um die Mitte des 7. Jahrhunderts,

*Neben den iraniden Typen sind auch blonde nordide Kinder
ziemlich häufig*

wandelt sich dieses kaleidoskopartige Bild zum Kult eines einzigen kolossalen Übergottes, der innerhalb kürzester Zeit alle Stämme zwischen Nordsyrien und dem Kaukasus theokratisch einigt. »Chalder«, Leute des Gottes Chald, nennen sie sich fortan und pilgern einträchtig nach Ardinis, dem Ort, aus dem der neue Gott kommt und an dem er verehrt worden ist. Zugleich mit der religiösen Polarisierung zeichnet sich eine erstaunliche politische Einigung ab. Anstelle der losen Nairi-Konföderation tritt eine zentralistische Monarchie, deren sehr tatkräftige Vertreter den Chald-Kult zur Staatsreligion erklären, die Grenzen gegen Assyrien durch einen Gürtel von Sperrforts sichern und in Thuspa auf dem Van-Felsen eine praktisch uneinnehmbare Hauptstadt bauen.

Die politischen Hintergründe dieser Vorgänge sind von der Urartuforschung, insbesondere von den Russen, die bei Eriwan graben, ziemlich genau recherchiert worden. Das religiöse Phänomen aber, die Frage nach Art und Herkunft des Chald-Kults, blieb lange Zeit undurchsichtig und dies um so mehr, als von Ardinis, der mysteriösen Stadt des Chald, in ganz Urartu keine Spur aufzufinden war.

Licht in dieses Dunkel hat erst um die Jahrhundertwende die sogenannte »Deutsche Armenienexpedition 1898« gebracht, die »im allerhöchsten Auftrag«, nämlich des Deutschen Kaisers selbst, von Professor Virchow und der Preußischen Akademie der Wissenschaften in erster Linie wohl deshalb nach Armenien geschickt wurde, um hinter den archäologischen Erfolgen der westlichen Nationen im Vorderen Orient einigermaßen aufzuschließen. Doch obwohl dieses Team sich um die Forschung in der am nördlichen Horizont des biblischen Orients liegenden Region bemüht und zahlreiche alte Monumente entdeckt hat, ist ihr später niedergeschriebener Report ein mindestens ebenso aufschlußreiches wie im abenteuerlichen Sinn lebendiges Kurdenbuch geworden. Mehr noch: das wichtigste Resultat, das die Deutschen nach der neunzehn Monate dauernden Kampagne nach Hause brachten, die Entzifferung eines vermeintlich vorarmenischen Schriftsteines, hat sich später als ein altkurdisches Dokument von außerordentlicher Bedeutung erwiesen.

Am 8. Mai 1898 bestiegen in Berlin der Universitätsprofessor Dr. Friedrich Lehmann-Haupt, ein anerkannter Armenienexperte, der etwas jüngere Assyriologe Waldemar Belkh und dessen Bruder Lothar mit vielen Kisten und Gepäck den Zug nach Moskau, um über Odessa und Tiflis ihr Zielgebiet aufzusuchen, das monatelang durch Kurdenunruhen gesperrt gewesen war.

Im Mai passieren sie auf der grusinischen Heerstraße den Kaukasus, überschreiten nach mehrwöchigen skytischen und georgischen Studien die persische Grenze und treffen am 18. August in Täbris ein, wo sie den Generalgouverneur von Aserbeidschan, einen höflichen alten Kurden, kennenlernen. Er stellt ihnen ein Empfehlungsschreiben an die örtlichen Kurdenhäuptlinge aus, das mehr zum Erfolg der Expedition beitragen wird als sämtliche diplomatischen Depeschen an die türkische und persische Regierung zusammen.

Nach einem Abstecher in das alte Mannäerland, das östlich des Urmiasees gelegen war, soll direkt das Hauptziel in Thuspa am Vansee angesteuert werden. Doch es kommt anders.

In Sautsch Bulaq ergänzt Professor Lehmann seine Mannschaft durch mehrere Diener und Tschapare, Grenzsoldaten, die ihm der Gouverneur mitgibt. Bei dieser Gelegenheit berichtet man ihm von dem seltsamen »Stein der Semiramis«, der hoch oben im Gebirge auf einem einsamen Paß steht und eine uralte Inschrift trägt, die noch von keinem Forscher entziffert werden konnte. So kommt es, daß die drei Deutschen, statt nach Norden weiterzureiten, die belebte Straße verlassen, um einer Berghöhe zuzustreben, die selbst von den wilden Hertoschi-Kurden der Grenze gern gemieden wurde.

Und das ist die Legende vom Stein der Semiramis:
Dort wo auf der Landkarte Nordwest-Irans die zahllosen Gebirgsfalten eine ganz bedrohliche Färbung annehmen, die him-

melstürmenden Zagrosketten mit dem ostwärts streifenden kurdischen Taurus sich zu einem unentwirrbaren Knoten von Zacken, Graten und Gipfeln auftürmen, um so manchem unglücklichen Geographieprüfling eine heimtückische Falle zu stellen, liegt zwischen den Kurdenstädtchen Ushnu und Rewanduz der fatale Kel i Schin-Paß. »Von November bis März wehen hier so entsetzliche Schneestürme«, berichtet der in englischen Diensten stehende Major Rawlinson, der die Höhe 1838 im Schutz einer Kompanie Soldaten aufgesucht hat, daß jeder, der von ihnen überrascht wird, unrettbar verloren ist. »Von Mai bis Sempember aber ist der Paß infolge der hier besonders wilden und räuberischen Kurden, welche ihre Herden auf die Almen treiben, unpassierbar.« Der Name »Kel i Schin« — der »Blaue Stein« — kommt von einem doppelmannshohen Keilschriftmonument, das seit Menschengedenken auf der sturmmurrauschten Höhe steht. Der vielen Opfer wegen, die der Berg gefordert hat, gilt der Stein als unheilbringendes Wahrzeichen, als Marke fluchbedeckter Schätze, die von der Semiramis verzaubert wurden. Die assyrische Königin, die im Abendland vornehmlich ihrer »Hängenden Gärten« wegen bekannt ist, gilt heute noch im Orient als Magierin, die mit unheimlichen Mächten im Bunde stand. Auch die wenigen klassischen Quellen, die über die regionale Historie aufzufinden sind, scheinen den düsteren Nimbus zu bestätigen. In uralter Zeit soll hier ein ganzes Heer spurlos verschwunden sein, und im Verlaufe eines schon geschichtlich datierbaren Feldzuges hat der persische Großkönig Artaxerxes gegen die Karduchen des damals Zikirtu genannten Gebietes Sieg und Leben verloren.

In Wirklichkeit aber ragt der Kel i Schin aus einer noch älteren Epoche herüber und erzählt dem Kundigen eine Geschichte, deren makabre Elemente die kurdische Sage seltsam verifizierten.

Entdeckt wurde die Stele von dem jungen Archäologen Friedrich Schulz, der während der Jahre 1828/29 im Auftrag der »Société asiatique« Armenien und Kurdistan durchzogen hat. Was er von den Keilinschriften kopiert oder übersetzt haben mag, ist unbekannt. Vom Kel i Schin führt seine Spur nach Baschkalah, dem Sitz jenes Hakkari-Häuptlings Nur Ullah

Bey, der nachmals in der Geschichte der Nestorianer eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat.

Der mißtrauische und fremdenfeindliche Kurdenchef, der schon damals im Begriffe stand, die türkische Oberherrschaft abzuschütteln, hatte eine briefliche Warnung erhalten: der Franke sei ein Spion und wolle das Land der Kurden für den Sultan und die Engländer auskundschaften. Eine in anderen Breiten unbedenkliche Eigenart des Gelehrten, sich während der Gespräche Notizen zu machen und Skizzen in sein Tagebuch zu zeichnen, scheint diesen Verdacht verhängnisvoll zu bestätigen. Doch das Gastrecht ist selbst für einen so rücksichtslosen Despoten wie Nur Ullah unverletzlich. Anderntags führt man Schulz zu einer Felseninschrift außerhalb der Gastrechtszone. Man gibt ihm einige Reiter mit, die für seinen »Schutz« sorgen sollen. Während Schulz sich über sein Zeichenblatt beugt, tritt der kurdische Anführer hinter ihn und jagt ihm eine Kugel durch den Kopf. Im gleichen Augenblick werden seine beiden armenischen Diener niedergehauen, zwei andere Zeugen ereilt später in Baschkalah das gleiche Schicksal.

Aus den letzten Sekunden im Leben des unglücklichen Forschers erzählt man sich eine romantische Sequenz: sein Tagebuch ende nach der letzten Eintragung »der Kel i Schin ist . . .« mit einem langen wirren Strich, gleichsam als habe der Tod ihm den Griffel aus der Hand geschlagen, gerade als er dem Geheimnis der Stele auf die Spur gekommen sei. In Wirklichkeit hat sich in seinen Schriften, die später seinen Mördern abgenommen werden konnten, keine auf die Inschrift bezügliche Notiz gefunden. Doch die Feststellung, daß der unheimliche Stein ein neues Opfer gefunden habe, ließ sich nicht mehr wiederlegen.

Drei Jahre später schlägt das Schicksal wieder unbarmherzig zu. Der deutsche Gelehrte Dr. Rosch wird an der Stele selbst mitsamt seiner 38-köpfigen Begleitmannschaft von Kurden niedergemacht, als er die Inschrift abzeichnen wollte. Die Spuren der Kugeln findet der russische Forscher Chanykoff auf dem Stein, als er im Jahre 1852 einen Gipsabguß von der Inschrift herstellt. Auch dieses Unternehmen scheitert zumindest in wissenschaftlicher Hinsicht. Auf dem Transport versinkt der Ab-

guß in einem Gebirgsfluß, und auch ein später hergestellter Abdruck — ein umständliches Verfahren mit nassem Papier — verschwindet spurlos. Erst wenige Jahre vor der deutschen Expedition gelingt dem französischen Forscher De Morgan ein vollständiger Papierabdruck wie auch die Feststellung, daß der Kel i Schin sowohl eine assyrische und seltsamerweise auch eine chaldische Inschrift trägt. Überdies hat er von der Existenz eines ganz ähnlichen Schriftsteines erfahren, der den Namen »Kel i Gaur«, d. i. »der Graue Stein«, trägt und auf einem Gebirge fünf Stunden westwärts auf türkischem Gebiet in der Nähe des Kurdendorfes Sidekan stehen soll.

Aber auch De Morgans Unternehmen war vom Pech verfolgt. Seine Veröffentlichungen erfolgten in einer Weise, als stammten die Texte von der Sidekan-Stele, und die assyrische Inschrift fehlte überhaupt, so daß eine sinngemäße Deutung nicht möglich war. Sechs Monate später erlag De Morgan in Paris einem Herzschlag.

Noch ist in Ägypten das Grab Tut ench Amons nicht entdeckt, hat das mysteriöse Dahinsterben seiner Entdecker die Öffentlichkeit nicht alarmiert und den Stoff für Sensationsberichte in allen Gazetten geliefert. Am entlegenen Kel i Schin-Paß ist die seltsame Unglücksserie vorerst nur eine Angelegenheit weniger beteiligter Wissenschaftler. Doch wird man annehmen dürfen, daß Professor Lehmann und Dr. Belkh sehr ernsten Gedanken nachgegangen sein mögen, als sie an der Spitze ihrer Leute den fatalen historischen Saumpfad zum Kel i Schin hinaufreiten. Und ihre Stimmung wird sich nur unwesentlich gehoben haben, als die Kunde eintrifft, daß wenige Tage zuvor die Gaurik-Kurden im Südwesten sich gegen die Regierung empört und zwanzig Soldaten des Gouverneurs massakriert hätten.

In Ändirkasch, nahe dem altmedischen Felsengrab Fachriqua, erfolgt die erste Begegnung mit trotzigem Bergkurden. Gegen neun Uhr Abends langt die Karawane in einem Dorf an, das von Deibokri, einem Unterstamm der zahlreichen Mukri bewohnt wird. Eine doppelte Mauer umgibt den Ort wie eine Festung, »geradezu überwältigend aber«, beschreibt Lehmann, »den fremdartig-kriegerischen Anblick der seltsam gekleideten, eigenartig bewaffneten, düster dreinschauenden Kurden«. Und

obwohl sich diese alsbald als »höfliche und ritterliche Wirte« erweisen, können die Reisenden ein gewisses Unbehagen nicht ganz unterdrücken. »Sie waren alle große und in gewisser Weise auch schöne Männer, in ihren Zügen fällt jedoch . . . ein hinterhältiger, lauernder Ausdruck auf, der auf Verschlagenheit und Grausamkeit deutet.« Dieser Eindruck wird noch gesteigert durch die in seltsamen Windungen um den Kopf geschlungenen Tücher, deren Fransen häufig das Gesicht beschatten und durch die breite, verschlungene Schärpe, aus welcher der Chandjar, das mit Recht gefürchtete krumme Kurdenschwert, hervorblickt.

Die Waffen der Europäer erregen alsbald auch die lebhafteste Neugier der Kurden, die dem Waffenhandwerk als ihrem Lebensberuf ergeben, kein höheres Interesse kennen als die moderne Feuerwaffe. »Den Besitz eines solchen Stückes suchen sie durch unverhältnismäßig hohe und unablässig wiederholte Angebote zu sichern.« Aber da sie mit Mauser und Martini am besten vertraut scheinen, »obwohl sie sicher noch nie von Bismarck und Moltke gehört haben«, geht die Stunde der Begehrlichkeit bald vorüber.

Am nächsten Morgen gibt es dennoch einen ersten Mißklang. Als Belkh die Leute weckt, die sicherheitshalber neben Pferden und dem Gepäck geschlafen haben, fehlen die beiden Tschapare. Zu ihrer Verblüffung bekommen die Deutschen zu hören, daß sie noch während der Nacht abgeritten wären, da sie Order gehabt hätten, nur bis Ändirkasch mitzureiten. »Da standen wir nun mitten im Kurdenland ohne jede offizielle Begleitung«, schreibt Prof. Lehmann empört an diesem Tag. Es scheint ganz klar, daß die martialischen Repräsentanten der persischen Obrigkeit den Kasernendienst im sicheren Sautsch-Bulaq der ehrenvollen Möglichkeit vorgezogen haben, notfalls für die beiden verrückten Altertumssammler den Heldentod zu sterben. Es gibt eine unerquickliche Szene, zeitraubende Verhandlungen und am Ende den Entschluß Dr. Belkhs, im Eiltempo mit dem Tartaren Färädj, einem verlässlichen Mann, zum Kel i Schin voranzureiten, ehe allzu viele Kurden Wind von der gutausgerüsteten Karawane bekommen. Drei Reiter erklären sich schließlich bereit, an Stelle der Perser vorerst mitzureiten.

Während sich also die Karawane langsam in Bewegung setzt, haben wir Gelegenheit zur Feststellung, daß unsere beiden Gelehrten zwei eigentlich recht unterschiedliche wissenschaftliche Temperamente repräsentieren: Den Professor Lehmann-Haupt, dessen Vater einst geadelt wurde, haben wir uns als einen Gelehrtentyp jener trockenen Spezies vorzustellen, die ganz und gar in ihrer akademischen Arbeit aufgeht und jede administrative und sonstige Ablenkung als ärgerliche Widerwärtigkeit empfindet. Mehrere Fotografien zeigen ihn als hageren, hochgewachsenen Mann, der sich nur sehr selten zur Konzilianz eines Lächelns entschließt. Der jüngere Dr. Belkh hingegen, der zuvor mehrere Jahre im Transkaukasischen Kupferwerk Kelabeg des Siemenskonzerns als Chemiker tätig war und von dort her ein eher unbefangenes Verhältnis zu Bevölkerung und asiatischen Gegebenheiten gewinnen konnte, scheint der humorvollere, beweglichere Partner gewesen zu sein. Diese Verschiedenheit mag manchenmal während der langen, mühseligen Reise das persönliche Klima arg belastet haben, Handicaps, die schon unter einfacheren Bedingungen zu Katastrophen geführt haben. Da waren diese Menschen in weltabgeschiedenen Gegenden monatelang aufeinander angewiesen, haben sie das letzte Stück Brot und das letzte Kleidungsstück geteilt, sich oftmals sogar Leben und Gesundheit gerettet. Aber immer bleiben sie förmlich, wahren' vollen Titel und Anrede und am Ende des Abenteuers sind sie immer noch per »Sie«.

Ähnlich steif wird sich auch die Teilung abgespielt haben, als der unternehmende Belkh mit dem Tartaren Färädj in die Ungewißheit der Kurdenberge abgaloppiert, während der Professor bei dem gemächlichen Troß zurückbleibt. Indes, langweilig wird es hier an diesem Tage nicht werden.

Zuerst geht es in der Morgenfrische durch ein schönes Hochtal mäßig bergauf. Auf »herrlicher, bergumschlossener Wiese« tummeln die kurdischen Begleiter ihre Pferde, ein aufregendes Schauspiel, dessen Höhepunkt ein Salto mortale von Mann und Roß ist, die sich überschlagen und gemeinsam wieder auf die Beine und in den Sattel kommen.

Bis in die tiefe Nacht dauert der Ritt. Der Gelehrte, dessen abenteuerlichstes Erlebnis bisher eine Fahrt über den St. Gott-

hardt gewesen ist, erfährt eine Stunde kurdischer Wirklichkeit. »Hier die düsteren Berge im fahlen Schein des Mondes, da die Kurden, das entscherte Gewehr vor sich auf den Sattel gestützt, jeden Augenblick eines Angriffes gewärtig. An jeder Wendung des Weges wird haltgemacht und erst nach schweigender Umschau und scharfäugigem Ausblick geht es weiter.«

Aber alles bleibt ruhig, und gegen zehn Uhr abends steigt ein sehr erleichterter Professor in dem vermeintlichen Städtchen Uschnu vom Pferd, nachdem er sich von der Überraschung erholt hat, plötzlich ohne kurdische Begleitung dazustehen. Kurz nachdem die ersten Häuser in Sicht gekommen waren, hatten die Kurden ihre Pferde herumgerissen und waren ohne Gruß in der Nacht verschwunden. Bei den ewigen Fehden untereinander war es eben lebensgefährlich, ein Nachbardorf zu betreten. Anstatt in Uschnu, wo ein Grenzgouverneur amtiert, ist man jedoch im Dorf Kel i Sipan angelangt, dessen Bewohner sich entschieden weigern, dem Fremden gastlich entgegenzukommen.

Die Situation ist also alles andere als erfreulich. Ein Streit mit mehreren Dorfbewohnern nimmt immer schärfere Formen an. »Und ehe ich es recht aufgefaßt habe, sehe ich Abrahamoff (einen der armenischen Diener) den Wortführer der Kurden am Halse würgen und mit der Peitsche bearbeiten«, erinnert sich Lehmann. »Sofort griffen die jungen Kurden zum Chandjar, und es wäre sicher Blut geflossen, wenn ich nicht Abrahamoff in den Arm gefallen und notdürftig zur Vernunft gebracht hätte. So wurde für den Augenblick das schlimmste verhütet.« Aber die Lage bleibt weiter undurchsichtig.

Durch die Bitte um Tee erreicht der Deutsche zunächst das wichtigste: das Gastrecht und damit die Unverletzbarkeit von Gut und Leben. Dann, als er herausfindet, daß zahlreiche Dorfbewohner unter »Gistirman« — Fieber — leiden, erfaßt er die Chance, sich nützlich zu machen. Freigebig verabreicht er Chinin und gute Ratschläge, »und so war im Verlauf einer Stunde doch noch der Friede hergestellt«.

Für die Weiterreise wird ihm sogar ein Begleiter mitgegeben. Während er sich dann fertig macht, wird ihm flüsternd und mit Seitenblicken auf den Armenier angedeutet: »Dem Frenghi soll

nichts geschehen, aber den Diener, den Armenier, brauchst du nicht zu schützen, wenn es darauf ankommt.«

So war der Aufbruch am nächsten Morgen nicht ganz sorgenfrei. Zwei Stunden dauerte der Ritt bis Pasuä, einem Kurden-dorf am Fuße einer altertümlichen Festung. Dahinter war schon in der Bergmitte eine deutliche Einsattelung sichtbar — der langersehnte Kel i Schin-Paß. Fünf bis sechs Stunden anstren-genden Marsches haben die schwerbeladenen Tragtiere bis da-hin noch vor sich. Gerade, als die Karawane ein altes assyri-sches Grenzfort passiert, hören sie in der Ferne die Schüsse.

5.

Folgendes hatte sich bei der Vorhut ereignet.

Mit seinem Begleiter Färädj und drei Berittenen aus Pasuä, wo er übernachtet hatte, war Dr. Belkh am frühen Morgen im Dorf Häk am Fuße des Berges eingetroffen. In der Nacht hat-ten sich die Pasuä-Kurden unter dem Vorwand aus dem Staub gemacht, sie hätten dringende Familiengeschäfte zu besorgen. Ahnungslos, daß er selbst bald Gegenstand dieser »Familien-geschäfte« sein würde, hatte Belkh die »Zerza« aus Häk um Begleitschutz für den Anstieg auf den Paß gebeten. Diese, übrigens zumindest phonetisch Namensvettern der alten Be-wohner des von den Assyrern »Zamua« genannten Landes, waren durch den Brief des Emir i Nizam dazu bestimmt wor-den, dem Fremden gefällig zu sein. So war Belkh begleitet von Ali Khan, dem Neffen des Dorfherren, an jenem Morgen be-reits um halb sieben aufgebrochen. Voran der Kurde, das gela-dene Gewehr schußbereit in der Hand, dann Dr. Belkh und, in größerem Abstand, Färädj mit drei weiteren Kurden aus Häk, die das Packpferd mit Proviant und den Instrumenten führten.

Als sie der Paßhöhe schon ziemlich nahe waren, hatten sie, um eine Pfadkrümmung biegend, plötzlich einen Trupp von etwa fünfundzwanzig berittenen Kurden vor sich, die auffällig lang-sam bergauf ritten. Eine Begegnung, die um so verdächtiger

war, da jene quer über das Gebirge reitend hierher gelangt sein mußten und deshalb kaum gutes im Schilde führen konnten. Eine Aufforderung Ali Khans, schneller zu reiten, lehnen sie ab: »Ihre Pferde seien müde«, rufen sie zurück, »man möge doch an ihnen vorbeireiten«, was wohlweislich vermieden wurde. Kurz darauf ändert sich die Situation. Nach einigem weiteren Hin- und Herübrufen warfen sich die Kurden blitzschnell von ihren Pferden, nahmen Deckung hinter Steinen und Gebüsch und eröffneten ein wildes Feuer.

Die Lage ist ziemlich fatal, denn zu seiner Bestürzung muß Belkh feststellen, daß er für sich und Färädj nur sieben Patronen eingesteckt hat. Der letztere wird, noch auf dem Pferd, zweimal getroffen; einmal am Steigbügel, eine andere Kugel durchlöchert seine Tscherkeska. Von der Nachhut ist nichts zu sehen. Während der Deutsche sich vor den gellenden Querschlägern an eine Felswand drückt, übernimmt es Ali Khan, allein hinter einer Deckung aus Felsblöcken den Gegner in Schach zu halten. Er hat zwei Patronengürtel mit je fünfzig Schuß bei sich, zielt sehr bedächtig und feuert nur, wenn sich der Feind eine Blöße gibt. Es ist ein Wettlauf mit der Zeit, denn beide Seiten wissen, daß unten im Dorf die Schüsse, die von den Felswänden wie Donner zurückgeworfen werden, schon längst gehört wurden und das Eintreffen der Verstärkung nur eine Frage der Zeit ist.

Diese besonnene Kampfweise bleibt nicht ohne Erfolg. Langsam werden die Räuber unsicher, einzelne beginnen sich unter den gezielten Schüssen des Zerza bereits zurückzuziehen. Als man von unten endlich Rufe und das Getrappel von Pferdehufen hört, werfen sich die Kurden so plötzlich, wie sie den Überfall ausgeführt, auf ihre Pferde und galoppieren unter wilden Flüchen davon, das Schlachtfeld Ali Khan überlassend. Dieser wird von seinen Landsleuten, die kurz darauf teils auf schweißbedeckten Pferden, teils zu Fuß laufend anlangen, mit Recht als Sieger gefeiert. Mit sechsundfünfzig Patronen hatte er fünfundzwanzig Gegner in Schach gehalten und dadurch Belkh und Färädj das Leben gerettet.

So ist die Schlacht vorüber, ehe Lehmann und der Rest der Karawane in höchster Eile angaloppiert. Sein Gefährte sitzt,

ein wenig blaß zwar, aber unverletzt, auf der Terrasse des Agha und schlürft Tee mit seinen kurdischen Gastgebern, die nun durch die Feuertaufe wirklich zu Freunden geworden sind.

Die Frage nach den Urhebern des Überfalls ist übrigens rasch beantwortet. Am vorhergehenden Tage hatte Belkh auch in dem von Lehmann passierten Dorf Pasuä übernachtet und im Verlauf des unvermeidlichen Woher und Wohin den Söhnen des Agha erzählt, daß er am Donnerstag allein den Kel i Schin besteigen werde. Diese unvergleichliche Gelegenheit konnten sich die Mahmudli natürlich nicht entgehen lassen, wobei feststeht, daß die ganze Angelegenheit durchaus nicht im Widerspruch zum kurdischen Ehrenkodex steht. Sobald der Gastfreund bei einem fremden, das heißt hier so gut wie feindlichen Stamm Aufnahme findet, erlischt das Gastrecht. An seine Stelle tritt das Kriegs- und Beuterecht.

Das ist ein Erfahrungswert, der beinahe ebenso lebenswichtige Bedeutung hat wie eine andere Lehre: Trennung der Expedition auf gefährlichem Gebiet ist unter allen Umständen zu vermeiden.

Indessen sind sich alle Beteiligten einig, auf ihr Vorhaben, die geheimnisvolle Inschrift auf dem Stein der Semiramis zu untersuchen, keinesfalls zu verzichten.

Nach kurzem Kriegsrat reitet Belkh noch am Nachmittag nach Uschnu zurück, um vom Gouverneur eine militärische Eskorte zu verlangen. Djaffar Agha und sein Neffe Ali erklären sich bereit, wiederum mehrere Bewaffnete beizustellen und auch die von Lehmann mitgebrachten Armenier stellen eine willkommene Verstärkung dar. So kann sich der Berliner Professor nahe am Ziel der ersten Etappe seiner Reise glauben, als er am Abend dieses ereignisreichen Tages nach einem ungewöhnlich ausgiebigen Mahl aus Hammelfleisch, Reis, saurer Milch und Früchten in seinem Zelt zur Ruhe geht.

Nach einer ruhigen Nacht kehrt Belkh am Morgen zwar nicht mit Soldaten, aber immerhin mit mehreren kurdischen Edelleuten aus Uschnu, verschiedenen bewaffneten Dorfbewohnern und einigen Tschaparen zurück, die der Gouverneur zum Schutz der deutschen Forscher aufgeboden hatte. Eine halbe Stunde später wurde in gefechtsmäßiger Marschordnung aufgebrochen.

Abwechselnd schlängelt sich der Weg durch freundliche Wiesentäler und steiniges Gelände. Später ist ein klarbrausender Gebirgsbach zu durchreiten, gegen zehn Uhr ein kleiner Friedhof auf steilem Hang erreicht. Es sind jene »nach Art der Steinkisten angelegte Gräber«, die einen Zusammenhang mit der nordiden Herkunft der Kassu-Karduchen herzustellen scheinen. In halber Höhe aus dem Boden herausragend finden sich an den Steinen der Kopfbenden mehrfach Zöpfe aufgehängt, von denen sich schwer sagen läßt, ob sie den Verstorbenen gehörten oder künstlich angefertigt wurden. Während sich die Ethnologen mit Recht über diese Zierate wundern, deren Alter völlig unbestimmbar ist, ertönt der Ruf »Räuber!«. Zur Vorhut vortretend, ist in etwa 500 Meter Entfernung der Kel i Schin zu erblicken, davor aber und auch seitlich in Schußposition mehrere Männer mit Gewehren.

Aber diesmal ist das Leben kaum in Gefahr. Es handelt sich, wie ein langes Hin- und Herüberrufen zuerst außerhalb der Schußdistanz ergibt, um Schmuggler, die auf diesem Schleichpfad, auf dem schon assyrische und akkadische Zöllner düpiert wurden, persischen Weizen unter Umgehung der türkischen Mehrwertsteuer nach Mossul bringen wollen.

Nachdem mit der Karawane der Friedensgruß getauscht ist, kann endlich der berühmte Stein in Augenschein genommen werden.

Der Kel i Schin ist ein Monument aus dunkelblauem Stein, sechs Fuß hoch, zwei Fuß breit, der oben an den Kanten abgerundet ist. Ein Sockel aus demselben Gestein mißt bei zwei Fuß Höhe etwa fünf Fuß im Quadrat. Auf der nach Osten gerichteten Breitseite ist, wie die Gelehrten auf den ersten Blick erkennen, eine assyrische Keilschrift eingegraben, die Westseite birgt tatsächlich eine chaldische Inschrift. Also eine echte Bilingualis, die um so wertvoller ist, als das Chaldische kaum erst in seinen Grundzügen erforscht ist. Das ist eine Entdeckung, die durchaus dem berühmten Dreisprachenstein von Rosette entspricht, der bekanntlich mit Hilfe des Altgriechischen zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphenschrift geführt hat.

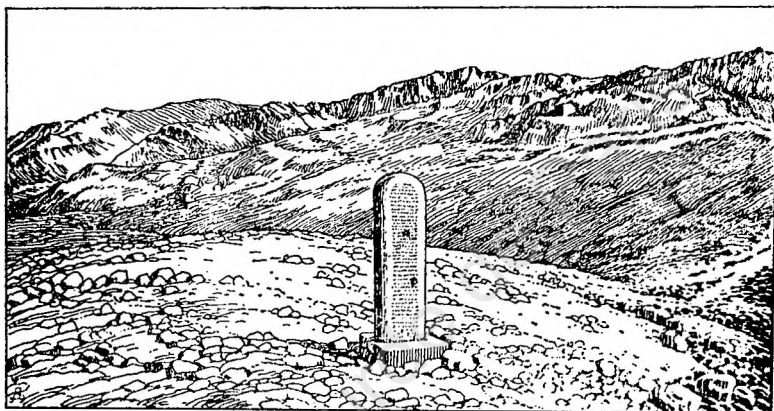
Der Kel i Schin steht in einer kleinen Einsenkung, die von einer wilden Gebirgsszenerie umgeben ist. In unentwirrbaren Ver-

ästelungen türmen sich Berge über Berge empor, unabsehbare Ketten, die sich im blauen Dunst der Ferne verlieren. »Wenn wir hier überfallen werden, ist es mit uns zu Ende«, drückt Belkh aus, was auch sein Gefährte und die übrigen Mitglieder der Expedition fühlen. »Und, die geladenen Gewehre griffbereit an den Sockel der Stele lehnend, begannen wir mit unserer Arbeit.«

Indem der Professor und Belkh, so gut es geht, lasen und letzterer das Gelesene niederschrieb, stoßen sie gleich zu Beginn und dann in vielen Wiederholungen auf das Wortzeichen »Ardinis«, jener heiligen Stadt der Urartäer, aus welcher der Kult des Gottes Chald stammt. Von einem Besuch des König Ispuinis bei seinem Gott und Herrn Chald ist die Rede, von kultischen Bräuchen, einer Liste, die anscheinend eine Aufstellung von Opfertieren darstellt. Dann wird der Text wieder dunkel, fragmentarisch.

Dazu muß man sich vorstellen, daß die Entzifferung unter Bedingungen erfolgt, die mehr als schwierig sind. Mit aller Kraft müssen die zwei Wissenschaftler gegen den orkanartigen Wind ankämpfen, »der die Wucht der winterlichen Schneewehen nur zu deutlich ahnen ließ«, der sich in den Kleidern verfängt und das Papier davonjagt. Hinzu kommt der schlechte Zustand der Schrift, von der ganze Zeilen abgebrochen, verwittert, mit Moos ausgefüllt sind. So ist es kein Wunder, wenn sich erst viel später im Tal beim Vergleich der Notizen herausstellen wird, daß der chaldische Name »Ardinis« im assyrischen Text ein Gegenstück hat. Als »Mussassir« wird hier die rätselhafte Bergstadt bezeichnet, die immer mehr in den eigentlichen Mittelpunkt der Aussage rückt. Es scheint, daß die Errichtung der einsamen Stele, die in irgendeinem direkten Zusammenhang mit der Stadt Chalds steht, ein besonderes religiöses oder kultisches Problem markiert. Doch so leicht gibt der »Blaue Stein« sein Geheimnis nicht preis. »Immer deutlicher wurde es«, erkennt Lehmann, »daß die Stele selbst beim genauen Studium ihrer schwierigen, im gegenseitigen Verhältnis keineswegs klaren Inschriften in vieler Hinsicht ein Rätsel bleiben wird... solange nicht eine andere Erklärung folgt.« Bruchstückhafte Hinweise, unzusammenhängende Anspielungen lassen immer

stärker die Gewißheit aufkommen, daß ein dritter, fehlender Schrifteil den Schlüssel zum Verhängnis der Kel i Schin-Aussage enthält. Es ist naheliegend, anzunehmen, daß dieser Schlüssel im Text jenes »Grauen Steines« zu suchen ist, der nur wenige Stunden weit im Westen bei Sidekan seiner Entdeckung harret. Also wollen die Forscher erst gut frühstücken, die Pferde satteln und dann mit frischen Kräften die letzte Distanz überwinden, die dem Abschluß eines verheißungsvollen Kapitels der Archäologie Vorderasiens noch im Wege steht.



Der Kel i Schin

Nur richten sich leider die äußeren Gegebenheiten höchst selten nach den Erfordernissen, und in ganz besonderem Maße gilt das für den Verlauf unserer Expedition zum Kel i Schin von 1898. Als Sprecher zum Prolog des entscheidenden Aktes hat sich der einfache Kurde Ali Khan erhoben, als die Deutschen an jenem Abend des 10. September die Forderung nach einer Eskorte zum Kel i Gaur stellen.

»Kein Zerza werde nach Sidekan mitgehen«, hatte er unumwunden erklärt, »denn keiner würde lebend von dort zurückkehren! Und die deutschen Hekims mögen lieber zehn Jahre lang seine Gäste sein, als hinüber zu den Surschlu-Kurden in ihr Verderben zu reiten, Leuten, die nicht einmal das Leben ihres eigenen Bruders achteten!«

»Der Treue und Vernunft der Zerza von Häk werde ich alle-

zeit dankbar gedenken«, versichert Lehmann-Haupt, »obwohl durch ihre Weigerung, uns nach Sidekan zu geleiten, die Arbeit gerade in einem entscheidenden Teil unvollkommen geblieben ist.«

So verließ am nächsten Morgen eine zwar etwas bedrückte, aber immerhin noch vollzählige Deutsche Armenienexpedition ihre kurdischen Freunde in Häk, das ihnen beinahe zum Schicksal geworden wäre. Eine Strecke weit geben ihnen jene noch das Geleit bis gegen Uschnu hin. Beim Abschied an einer Stelle, wo sich die Berge in die Ebene verflachen, werden nach homerischer Sitte Geschenke getauscht: Lehmann erhält den Turban Ali Khans und dessen geflochtene Pistolenschnur, der Kurde steckt entzückt den Feldstecher Belkhs in den Gürtel. Ein letzter Händedruck, dann wendet er sein Pferd und trabt zurück in sein Bergdorf, das durch das Interesse am Stein der Semiramis für einen Augenblick aus der Zeitlosigkeit hervorgeholt worden ist.

6.

Die Entscheidung, die noch einmal das wissenschaftliche Schicksal der Expedition wendet und es erlaubt, eine Fortsetzung der Legende des Blauen Steines zu schreiben, fällt entgegen jeder dramaturgischen Vorlage in einem ganz anderen Raum. Und sie ist von einer Art, die eigentlich das Ende eines solchen Unternehmens bedeuten sollte.

Hoch oben auf einem Hang des Sipan Dagh, nördlich des Van-sees, den Belkh viele Tagreisen später zur Höhenmessung bestiegen hat, wird er von mehreren Kurden aus dem Hinterhalt überfallen, niedergeschossen und liegengelassen. Aber er ist nicht tot. Versengt und nur betäubt von dem ganz nahe abgefeuerten Schuß erhebt er sich nach einer Weile wieder und taumelt zu Tal.

Der Sultan in Stambul, vom Überfall telegraphisch informiert, zeigt sich aufs höchste bestürzt. Es ist jener christenfeindliche Abd ul Hamid, der die Massakrierung tausender Armenier angeordnet hat, jedoch zum Deutschen Kaiser höchst respektvolle

Beziehungen unterhält. Persönlich unterschreibt er den Befehl, den Deutschen sofort eine Eskorte regulären Militärs beizugeben, damit sie fürderhin in Ruhe ihrer Arbeit nachgehen können. Als in Söört tatsächlich eine Halbschwadron Kavallerie zur Expedition stößt, ist die Sicherheitsfrage auf außerordentliche Weise gelöst. Kurdengäue, die kaum den Namen nach bekannt sind, die Schluchten des Osttigris, seit Xenophon nicht mehr von Europäern betreten, stehen offen, Dörfer und Stämme können besucht werden, die auf keiner Landkarte stehen. So kommt auch der Augenblick, in dem Lehmann und Belkh wieder über das Thema Sidekan diskutieren. Pläne werden durchgesehen, Kosten berechnet, Termine geprüft, und am Ende der Beratung steht der Entschluß, den Kel i Gaur von der anderen Seite her noch einmal anzugehen.

Durch den Gau Bothan reiten sie den Tigris abwärts, vorbei an der gefürchteten Engstelle bei Djesireh, erreichen ungeschoren Mossul, ziehen quer über die geschichtsträchtige Ebene von Arbela zur Mündung des Zab und folgen diesem wieder aufwärts bis in die wilden Schluchten von Rewanduz, die kürzlich militärisch pazifiziert worden sind. Und so stehen die Deutschen neun Monate später tatsächlich eines Tages vor jenem Grauen Stein von Sidekan, dem sie damals in Häk auf der persischen Seite so nah und doch so fern gewesen waren.

Und hier sei es jetzt erlaubt, die Ergebnisse dieser monatelangen Strapazen durch die Bergwildnisse halb Vorderasiens, über die Lehmann-Haupt zwei dicke Bände geschrieben hat, schriftstellerisch zu raffen, die technischen Probleme der Lesung des Monuments, die einzelnen Phasen der Arbeit und die logistischen Schlußfolgerungen zu komprimieren und direkt zur Aussage des Kel i Gaur vorzustoßen.

Gleich zu Beginn ist klar, daß die Stadt Mussassir-Ardinis wiederum im Mittelpunkt der Legende steht. Auch diese Inschrift weist einen chaldäischen und einen assyrischen Teil auf. Aber diesmal handelt es sich nicht um eine Bilinguis nach Art des Kel i Schin, sondern um ein Phänomen, das in der Bibliographie des gesamten Altertums einzig dasteht. Auf diesem verwitterten und stark beschädigten Monument haben zwei erbitterte Rivalen, jeder in seiner Sprache, ihren Triumph über

den Gegner, über seinen Glauben und seinen Gott eingemeißelt. Im Zusammenhang mit den Prunkinschriften Sargons II., die Botta 1839 in Durrscharrukin nordöstlich Mossul entdeckt hat, enthüllt sich ein Drama, das sich vor 2800 Jahren in dieser weltabgeschiedenen Bergwildnis abgespielt hat.

»Ich, Rusas von Chaldia«, beginnt der leider sehr lückenhafte chaldische Text, »drang zu den Bergen von Assur... gleich einem... vor, nahm Urzana (den Herrscher von Ardinis) bei der Hand, ich brachte ihn wieder an seine Stelle (er war von den Assyern vertrieben worden) und setzte ihn wieder ein als König von Ardinis. Fünfzehn Tage opferte ich in Ardinis meinem Gott Chald.« Nach einigen unleserlichen Passagen schließt die Inschrift mit einer Fluchformel, die allen Frevlern an dem Monument den Zorn und die Strafe Chalds in schrecklichen Farben in Aussicht stellt.

Sargon aber hat, wenig beeindruckt, nicht nur den Kopf der Stele mit der Präambel Rusas abmeißeln lassen, sondern auch die Herausforderung des Urartäers voll angenommen. Im Jahre 714 ist er von Ninive aufgebrochen, hat sein Heer den Zab aufwärts geführt und zuerst die zakrutischen und mannäischen Vasallen Rusas in Aserbeidschan neutralisiert. Dann wandte er sich blitzartig gegen die chaldischen Bereitstellungen, die sich am Berge »Uaus«, dem Sahend, zu formieren suchten. Diese Schlacht hat mit einer vernichtenden Niederlage der Chaldäer geendet. »Allein auf einer weißen Stute hat sich Rusas auf einen steilen Berg gerettet«, die erreichbaren Städte und Festungen wurden zerstört, die Einwohner in Gefangenschaft geführt und die gesamte Erde, die Bäume und Obstgärten nach gutem assyrischem Brauch verbrannt.

»Während meiner Rückkehr nach Assur«, hat Sargon auf der Rusasstele einmeißeln lassen, »unterbrach Urzana, der Mussassiräer... der sich keiner Herrschaft beugte, der Bösewicht, der Bergbewohner, ... meinen Rückmarsch dadurch, daß er nicht mit Geschenken kam, um meine Füße zu küssen, Steuer und Tribut zurückhielt. Da ergrimte ich. Tausend meiner im Kampfe erfahrenen Reiter nahm ich, auf schwierigen Wegen begab ich mich nach Mussassir. Ich überschritt den oberen Zab zwischen hohen Gipfeln, von denen mächtige Wasserfälle nie-

derstürzten, während die Berghänge mit Bäumen aller Arten einen schreckensvollen Anblick boten, . . . dahin wagte ich mich, auf einem Weg, den keiner meiner königlichen Vorgänger noch beschritten hatte.«

Am sechsten Tag erreicht der Assyrer aus der Richtung des unbewachten Kel i Schin her, aus der noch nie ein Angriff erfolgt ist, die Bergfestung und eröffnet sofort den Angriff.

»Donnergleich ließ ich über der Stadt das Getöse meiner Waffen erschallen. Ihre Einwohner . . . die auf die Dächer ihrer Häuser geflüchtet waren, weinten bitterlich . . . Weil Urzana, der König, das Joch meiner Herrschaft abgeschüttelt hatte, war es meine Absicht, die Bevölkerung in die Gefangenschaft zu führen«, berichtet er und setzt triumphierend fort:

»Den Gott Chald, die Stütze Urartus, der das Zepter Urartus hielt, ließ ich (aus dem Tempel) herausbringen. Vor dem Tor ließ ich ihn mit seiner . . . Gattin Bagmastu aufstellen. Als Herrscher betrat ich die Wohnung des Chald, in seinem Palaste wohnte ich als Herr.«

Hier von einer dem Chald beigegebenen Gattin zu hören, stellt deswegen eine besondere Überraschung dar, weil ihr Name Bagmastu nicht einheimisch ist, sondern arische Komponenten besitzt. Die Vorsilbe »Bag« entspricht dem persischen »Baga«, russisch »Bog« und bedeutet in beiden Fällen »Gott«, »Herr«.

Die eigentliche Sensation des Grauen Steines aber kommt von der Erkenntnis, daß Ardinis gar keine urartäische Stadt, sondern ein weit außerhalb der ethnischen und politischen Grenzen Urartus gelegener Kultort gewesen ist. Da die Legenden der beiden Steine sich zweifellos auf Ereignisse in ihrer unmittelbaren Nähe beziehen, die Gegend zwischen Oberem Zab und der Wasserscheide der Zagrosketten aber niemals zu Urartu, sondern zu jenem Kurdistan gehört hat, das damals schon eine Art Pufferzone zwischen den beiden Großmächten gebildet hat, entpuppt sich das vermeintlich urartäische Ardinis als ein zentralzagrisches Heiligtum, als eine Art prähistorisches Bergmekka der ureinheimischen Gebirgsstämme. Und Chald selbst ist daher nichts anderes als ein japhetisch-asiatisches Idol, oder deutlicher: ein Berggott urkurdischer Provenienz, der un-

ter noch wenig geklärten Umständen zum Schutzpatron des Kriegerstaates am Ararat geworden ist.

Und das erscheint mir als das wichtigste Ergebnis der deutschen archäologischen Zielfahrt: die Entdeckung, daß Alt-Kurdistan eine Religion hervorgebracht hat, die weit über seine ethnischen Grenzen effektiv wurde, und die, wäre zwischen Urartu und Assur militärisch anders entschieden worden, wohl auch das Glaubensbild der übrigen Völker Ober-Mesopotamiens entscheidend beeinflußt hätte.

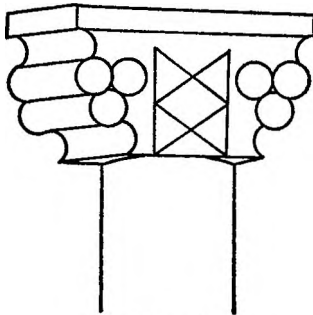
Kurz nach dem philologischen Resumée hat Lehmann-Haupt auch den topographischen Beweis gefunden.

Hassan Agha, der Dorfälteste des nahen Topzauä, der das seltsame Treiben der Fremden nicht ohne ökonomisches Interesse verfolgt hat, führt ihn für Geld und gute Worte über den Topzauä-Tschai auf ein vom diesseitigen Ufer aus nicht sichtbares Plateau, das bei den Kurden von altersher den Namen »die Mauern von Schkenna« führt. Unter dichtem Buschwerk wird dort eine Masse zerstörten Gemäuers sichtbar, das aus lose aufeinandergeschichteten Fels- und Rollsteinen besteht. Daneben sind die Fundamente einer sehr alten Burganlage im Ausmaß von etwa 32 mal 36 Meter zu erkennen, die nur stellenweise aus dem Boden herausragt, aber doch überall den Grundriß erkennen läßt. »Die innere Festungsmauer besteht aus . . . kaum oder nur wenig behauenen Felsstücken ohne Mörtelverband«, notiert der Entdecker, »weiter unten umgrenzt eine äußere Mauer die eigentliche Wohnstadt, in dem noch die Trümmer vieler Häuser feststellbar sind. Sie zeichnen sich als niedrige Vierecke von kleinen Rollsteinen ab, die im Innern fast keinen Schutt enthalten.«

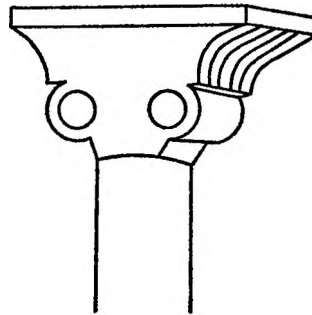
Es besteht kein Zweifel: es handelt sich um die Ruinen von Ardinis, das offenbar eine recht bescheidene Ausdehnung besessen hat.

Von diesem Augenschein aber auf eine recht archaisch-einfache Anlage zu schließen, würde sich als entscheidender Trugschluß herausstellen. Das Chald-Zentrum enthält nämlich für alle jene, die sich in den Bergen Alt-Kurdistans nur Primitivformen der menschlichen Bauweise vorstellen können, noch eine besondere architektonische Pointe.

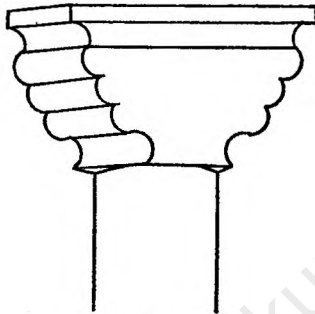
Die Verwandtschaft der kurdischen und ionischen Säulenkapitäle



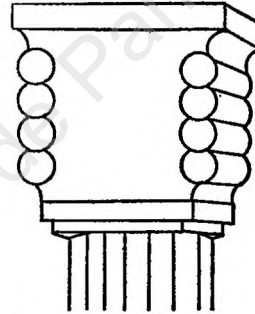
Suleimania



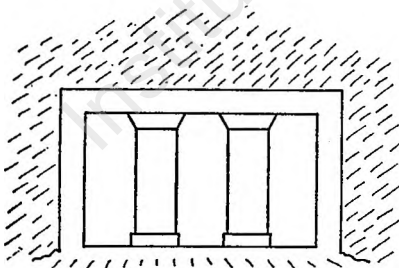
Sardasht



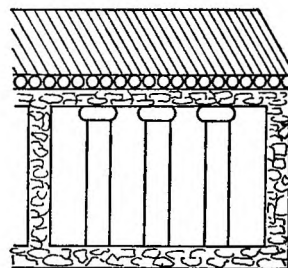
Gulp



Steinkapital Taq i Bustan
620 n. Ch.



Medisches Felsgrab
700 v. Ch.



Ostkurdisches Haus
mit Holzsäulen

Das kurdische Haus mit seinem Holzsäulenbau war das Muster der medischen Felsgräber und hat, wie ein Vergleich der kurdischen Holzkapitäle mit den ionischen beweist, die griechische Architektur nachhaltig beeinflusst.

Kaum »über die Berge von Andarutta« in sein Land heimkehrt, hat Sargon ein Relief seines Sieges in Mussassir auf der Plattform seines Palastes in Durrscharrukin aufstellen lassen, ehe er nach Palästina aufgebrochen ist und die zehn Nordstämme Israels vernichtet hat. Fast auf den Tag genau 25 Jahrhunderte später hat der französische Konsul Botta aus den Ruinen von Chorsabad zusammen mit einer Reihe anderer Skulpturen eine Alabasterplatte geborgen, auf der die Plünderung eines Bergtempels dargestellt war. Es war das Relief des Chald-Tempels von Mussassir! Die Platte selbst ist zwar während des Transportes auf dem Tigris verlorengegangen, aber der Maler Flandin hat vorher eine Kopie angefertigt, die nach Paris gelangt ist. Fast mit der Deutlichkeit einer Fotografie ist darauf ein Gebäude zu erkennen, das auf einem hohen Sockel steht, in rechteckiger Hausform errichtet und mit einem hohen Giebeldach gedeckt ist. Zwischen sechs Säulen der Vorderfront ist eine Tür zu sehen, die ins Allerheiligste führt. Das ist mit keinem urartäischen oder assyrischen, keinem sumerischen oder medischen Heiligtum vergleichbar. Der zerbrechliche Alabastergrund zeigt nichts anderes als ein Megaron, die Grundform der Tempel Griechenlands! Selbst die späteren Karyathiden, menschliche Figuren des Traggebälks, sind in der Form zweier überlebensgroßer Torwächter vorausgeahnt, und das Dreieck zwischen Decken- und Dachbalken, durch ein Gitterwerk feiner Linien ausgefüllt, scheint nur darauf zu warten, die allegorischen Figuren klassischer Götterszenen aufzunehmen.

Das Haus Chalds im entlegensten Winkel Kurdistans stellt offenbar die allererste Fassung eines sakralen Baustils vor, den wir bisher als Ausdruck hellenistischen Formgefühls, als geistiges Eigentum des Abendlandes betrachtet haben.

Was für eine Legende verbirgt sich hinter dem steinernen Spiegel des Phänomens, wer war jener Gott, der in diesem Haus gewohnt hat?

Das, was wir über Chald und seine Botschaft wissen, läßt kaum mehr als die Struktur dieser alten Religion ahnen. Aber hinter den archaisch einfachen Begriffen, die bisher in mühevoller Kleinarbeit aneinandergesetzt wurden, werden seltsame Perspektiven sichtbar. Fest steht, daß Chalds Herrschaft in einer Art Dreieinheit mit zwei anderen, rein urartäischen Göttern begründet war. Doch während über den Sonnengott Siuini noch wenig bekannt ist, wissen wir vom Wettergott Teiseba, daß er in einer Stadt im äußersten Nordosten verehrt wurde, die fast schon am Fuß des Kaukasus liegt. Dort wird er mit einem Bündel Blitze dargestellt, die ihm von Chald als Instrument der Macht verliehen wurden. Das ist eine Potenz, die an den griechischen Zeus erinnert, der ja auch »der Blitzeschleuderer« genannt wird, und seinerseits Parallelen zu den »Donnergöttern« hat, die wir im gesamten früharchaischen Kulturkreis kennen. Aber es gibt noch merkwürdigere Indizien.

Einige Kilometer östlich des Van-Felsens erhebt sich der Bergzug Zim-Zim, auf dem sich eine alte urartäische Kultstätte befindet. An seiner Nordseite öffnet sich eine Nische in Torgestalt, die an ihrer Rückwand eine Keilinschrift enthält. Es handelt sich um eine Liste von Opfervorschriften, die für die einzelnen urartäischen Gottheiten zusammengestellt wurde.

»17 Rinder und 34 Schafe sind für Chald bestimmt«, kann man hier lesen, sechs bzw. vier Rinder gehören dem Wetter- und Sonnengott, mit ein bis zwei Rindern oder Schafen müssen sich die übrigen Lokalgötter begnügen.

Aus einer anderen Kolonne, von der oberen deutlich abgegrenzt, scheint sich hingegen für Chald — und nur für diesen — ein ganz anderer Kodex zu ergeben. Auf das wesentlichste reduziert, läßt sich aus der komplizierten Beschwörungsformel die folgende Regelung ablesen:

ein kleines Lamm für »Chaldini nipsidulini«

ein Rind für »Chald urbulini«

ein Schaf für »Chald Tak«

»Chaldini« ist die Verkleinerungsform für Chald und das Substantiv »nipsidulini« kann die Bedeutung von »erstmal«

oder »Frühjahr« annehmen. »Urbu« heißt so viel wie schlachten oder ernten und ist unter bestimmten Voraussetzungen mit dem Begriff »Sommer«, »Erntezeit« wesensgleich.

Wenn nun die dritte Erscheinungsform von »Chald-Tak« als »Tod«, »Sterben« erkannt werden könnte, wofür gewisse Indizien sprechen, dann läge ein kultischer Zyklus vor, der einer Verehrung Chalds in drei Altersstufen entspricht und deren erste »Kind — Frühling«, die nächste »Sonne — Reife — Erwachsen« und die dritte »Alter — Winter — Tod« hieße. Das aber würde ganz der griechischen Adonislegende entsprechen, die das ewige Wachsen, Reifen und Vergehen unter der glühenden Sonne symbolisiert und im sumerischen Tammuz ihr babylonisches Gegenstück hat. Aber nicht nur Adonis-Tammuz, auch der griechische Göttervater Zeus selbst gehorcht dieser Naturgewalt. Einer kretischen Weissagung gemäß wird er alljährlich auf der Insel in einer unterirdischen Höhle geboren, um zu herrschen, zu altern, zu sterben, um wieder neugeboren zu werden. Zufällige Parallelen oder uralte, im Glaubensuntergrund Alt-Asiens verankerte Vorahnung des Auferstehungsgedankens?

Eineinhalb Jahrtausende lang hat die abendländische Wissenschaft versucht, das Gedankengut der Bibel mit dem Inhalt der griechischen Philosophie in Einklang zu bringen. Stellt das Phänomen des Chald-Kults eine ganz neue Perspektive des Gnostizismus dar, ist der proto-kurdische Berggott die Schlüsselfigur in einer vor-antiken Kommunikation von Ost nach West, einer jener metaphysischen Impulse, die etwa um tausend vor Christus mehrfach aus dem kurdo-iranischen Raum zu kommen scheinen?

8.

Die Lichtreligion der Iraner, der Mazdaismus, wird nahezu in allen Lehrbüchern als reichlich trockenes und längst abgeschlossenes Kapitel der Weltreligionen behandelt. Nicht viel besser ergeht es seinem Begründer Zarathustra, der weithin als mystische, geschichtlich kaum konturierte Gestalt gilt. Für

andere ist er ein persischer Magier rein lokaler Bedeutung, und Nietzsche schließlich hat ihn zur Schlüsselfigur einer abstrakt-philosophischen Dichtung gemacht. Niemand ist bisher auf den Gedanken gekommen, die von ihm geschaffene religiöse Idee mit den geistigen Traditionen in Verbindung zu bringen, die in den irano-kurdischen Randzonen schon lange vor dem Erscheinen der Perser wirksam gewesen sind. Nur in einzelnen Fachschriften der vergleichenden Religionswissenschaft ist von eigenartigen Analogien die Rede, von Parallelen zum spätjüdisch-frühchristlichen Gedankengut, die sich auch im äußeren Werdegang des Propheten zeigen.

Das beginnt schon vor der Geburt Zarathustras, die seiner Mutter, der »von der Königsglorie umstrahlten«, ganz so wie der Maria aus Bethlehem, von himmlischen Genien angekündigt wird. Wie der christliche Messias hat Zarathustra seine Sendung im Alter von etwa dreißig Jahren begonnen, fast in bestürzender Folgerichtigkeit gibt es eine Versuchung durch den Teufel, und so wie Christus ist er nicht Schöpfer einer neuen Religion, sondern hat auf bestehenden Überlieferungen weiterbauend ein philosophisches System entworfen, in dem er selbst, der Prophet, eine göttliche Sendung erfüllt. Diese besteht im wesentlichen darin, die Menschheit für einen Entscheidungskampf zwischen einem guten und einem bösen Prinzip in der Welt zu mobilisieren, die durch Ahura Mazda, dem guten Welterschöpfer, auf der einen und Ahriman, dem Weltzerstörer, auf der anderen Seite dargestellt werden. Diese lange Auseinandersetzung ist der Mittelpunkt des sogenannten »Dualitätsprinzips«, in dem Engel auf der Seite Gottes stehen, während Ahriman Dämonen und Ungeheuer aus sich heraus gebiert.

Das, was Zarathustra aber wirklich unsterblich gemacht, ihm die Herzen und Seelen der Menschen geöffnet hat, findet sich unter wenig veränderten Akzenten in den Lehren der jüdischen Essener und schließlich in Teilen der Botschaft Jesu wieder. Es ist die Verkündung des nahen Paradieses der Reinen und dem Ende der Sünde in der Welt, die durch das Erscheinen eines Saoshyant oder Heiland eingeleitet wird, als den sich Zarathustra selbst betrachtet. Tausend Jahre danach, lautet die Prophezeiung, wird ein neuer Erlöser aus einer reinen Jungfrau ge-

boren, dem schließlich eine letzte Inkarnation folgt. Dieser wird die Toten zum letzten Gericht auferwecken und den Fluch des Dämons aufheben, Gott aber wird nach seinem schwersten Kampf über die gefallenen Engel fortan allein über selige Wesen herrschen. Das entspricht nicht nur der evangelischen Apokalypse, in Zarathustras Geboten finden wir schon Begriffe wie »freien Wandel und freies Wohnen der Hausbewohner«, Strafsanktionen gegen den, »der Leib und Leben der Nächsten begehrt, gegen Raub und Diebstahl von Vieh und Eigentum in den Dörfern und auf dem Lande«.

Es mag für viele Gläubige schwer vorstellbar sein, daß nach dem Einfluß der sumerisch-mesopotamischen Theologie auf die ersten Bücher Mosis nun auch die Moraltheorien des Neuen Testaments aus den namenlosen iranischen Gebirgen stammen sollen. Aber es ist nicht zu übersehen, daß die Schriftgelehrten Israels tatsächlich sehr innig mit den Prinzipien der zoroastri-schen Philosophie konfrontiert worden sind. Das war zur Zeit, da sie »an den Wassern Babylons« auch geistig die dürrste Epoche in der Geschichte ihres Volkes durchlebt haben. Mit neuer Hoffnung haben sie die parsische Vision von der Erfüllung der Zeit in die alte Heimat mitgenommen und dort auf ihren eigenen Wüstengott übertragen, der erst jetzt aus einem harten strafenden Rächer, als den ihn die ersten Kapitel der Schrift schildern, zu einer warmherzigen Vatergestalt wird. Und sie haben diese Botschaft für den historischen Augenblick der Stunde Null in Galiläa aufbewahrt, in dem tausend Jahre nach Zarathustra, so wie die Wahrsagung lautet, aus einer unbefleckten Jungfrau ein neuer Heiland geboren wurde.

Diese Perspektiven sind schon atemberaubend genug. Aber die Analyse der iranischen Religion setzt noch sensationellere Akzente.

Bisher schien zumindest festzustehen, daß der Mazdaismus originalpersischen Ursprungs ist und nach der Konsolidierung der medopersischen Herrschaft im iranischen Hochland Form und Gestalt angenommen hat. Das schien auch durch die Annahme bestätigt, daß Zarathustra aus dem Osten des Iran stammt und dort gewirkt haben soll.

Diese Ansicht muß revidiert werden.

Textkritische Untersuchungen haben ergeben, daß die »Gathas« Zarathustras, religiöse Lieder und Gebote, in einer Sprache abgefaßt sind, die zum altindischen Veda in Beziehung steht. Das aber heißt, daß die Epoche Zarathustras nicht, wie bisher angenommen, um etwa 500 v. Chr., sondern ein halbes Jahrtausend früher anzusetzen ist. Dafür sprechen auch die assyrischen Quellen, die den Gott Zarathustras, Ahura Mazda, bereits um 700 v. Chr. als Hauptgott jenseits der zagrischen Gebirge erwähnen.

Mit dieser zeitlichen Korrektur aber kommen wir weit an die prähistorische Periode des Iran heran, in jene Zeit, in der die fünf oder sechs urpersischen Stämme, sich gerade erst zögernd aus den Kaukasuspässen nach Süden vortastend, die nordwestiranischen Gebirgsregionen am Oberen Zab und Tigris erreichen, ehe sie nach Jahrhunderten einer recht innigen rassischen und ideologischen Vermischung mit der eingeborenen Bergbevölkerung — es ist jene der Chaldverehrer — im Südwesten des Iran zu ihrer weltgeschichtlichen Potenz aufsteigen werden.

Hier fügen sich ausgezeichnet jene Textangaben über zwei Geburtsorte des Propheten ein, die beide im heutigen Kurdistan liegen. Es handelt sich um Shiz am Urmiasee und Rage im Gebiet der heutigen Mukri-Kurden.

Die Folgerungen, die sich aus dieser zeitlichen und räumlichen Berichtigung ergeben, stellen die bisherigen Annahmen über Substanz und Herkunft des Zoroasmus völlig auf den Kopf.

Hat Zarathustra nämlich seine ersten Eindrücke als Angehöriger noch wandernder persischer Stämme im heutigen Hochkurdistan gewonnen, hat er hier seine ersten Visionen erlebt und seine ersten Predigten gehalten, wofür auch der Umstand spricht, daß der Zoroastertempel hier gestanden und von den Rawadi-Kurden bewacht worden ist, so wird man dem alten Bergmilieu einen wesentlichen Anteil am metaphysischen Weltbild des Propheten einräumen müssen. Diese Beziehungen sind tatsächlich nachweisbar. Einmal durch den Fund einer Statue der arischen Gottheit Bagmastu im Ardinis des 8. Jahrhunderts, die auf eine Art Koalition zwischen der alten und der neuen Religion hinweist, und dann durch die Existenz einer ganzen An-

zahl altkurdischer Bergmythen im arischen Pantheon der eingewanderten Westperser.

So erkennen wir in einem »Al« genannten Mitglied der zoroastrisch-altpersischen Geisterversammlung den kurdischen Geist »Alki« wieder, einen schauerlichen Dämon, der sich den Menschen vor Tod, schwerer Krankheit oder Wahnsinn zeigen soll. Eine kurdische Überlieferung, wonach am letzten Mittwoch vor dem Nowruz Beiram das Wasser in den Bächen und Flüssen zu fließen aufhört und gerinnt, die ganze Natur einschläft und der Himmel sich öffnet, weist zur persischen und biblischen Apokalypse, und ein »Al Hanassy« genanntes Wesen, unter welchem sich die Kurden und Perser Aserbeidschans ein Weib mit enormen Brüsten vorstellen, das gebärenden Frauen Herz und Lunge herauszureißen versuche, ist identisch mit dem elamischen Dämon Lamassu, den schon die Sumerer des dritten Jahrtausends als Erreger des gefürchteten Kindbettfiebers, also in der gleichen Eigenschaft, gefürchtet haben.

Vor allem diese düsteren Gestalten der zoroastrischen Philosophie scheinen zur Gänze dem kurdischen Gruselkabinett entlehnt, wenn nicht das ganze Dualitätsprinzip überhaupt, die Vorstellung vom Kampf der Schattengestalten um die Macht und die Seelen der Menschen unter dem Einfluß asianisch-präkurdischen Gedankengutes entstanden ist.

Fast hat es den Anschein, als ob von diesen einsamen kurdischen Gebirgen am Ende der Welt die Ahnung eines uralten unheimlichen Geheimnisses ausgeht, gleichsam als ob hier die Urheimat alles Bösen, Mitternächtigen, Unerklärlichen zu suchen ist. Ganz so müssen schon die frühesten Mesopotamier empfunden haben, für die Gutium ein »Ort des Verderbens, den nicht einmal der geflügelte Adler des Gebirges betritt«, gewesen ist. Von dorther stammen die rabengesichtigen Vogelkrieger der vorsumerischen Skulpturen und die »Drachen der Gebirge« der akkadischen Inschriften. Der Riese Humbaba, gegen den Gilgamesch, der Zeitgenosse Noahs, angetreten ist, war ein Geschöpf des gefürchteten »Bergzedernwaldes«, und »Teufelsland« heißt Kurdistan auch bei Olfert Dapper, »denn viele Kurden ehren den Teufel, daß er weder ihnen, noch dem Vieh Schaden zufüge«.

Das ist die erste Erwähnung einer religiösen Sekte die offenbar mehr über das Geheimnis zwischen Gott und seinem Gegenspieler in ihrem Gedächtnis aufbewahrt hat als alle religionswissenschaftlichen Abhandlungen der abendländischen Gelehrsamkeit zusammengenommen. Diese Leute, die den Kult des negativen Ebenbildes Gottes zum Mittelpunkt ihres Glaubensbekenntnisses gemacht haben, sind die berüchtigten »Teufelsanbeter« Kurdistans.

9.

Die Jeziden, Djesidi oder Daseni, wie sie sich selbst nennen, stellen eine sehr alte Sekte unter den vorwiegend mohammedanischen Kurden dar, unter welchen ihr Kult noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts weit verbreitet gewesen ist. Der Name Jezidi ist nicht besonders alt und kommt wahrscheinlich vom neupersischen »Ized« = Engel. Demgemäß könnte man sie auch »Engelanbeter« nennen. Diese Meinung vertritt jedenfalls der Russe N. Marr, der entdeckt hat, daß die Jeziden vorher »Tschelebi« genannt wurden. Dieses Wort der kurdischen Sprache, angeblich eines der ältesten Lautgebilde menschlicher Artikulation, hat nämlich noch zwei andere, völlig konträre Bedeutungen: Gott und Teufel zugleich. Phantasiebegabte Autoren haben daraus geschlossen, daß Tschelebi einen Begriff aus einer Zeit darstellt, in der das Gute und das Böse noch nicht getrennt waren.

Wie dem auch sei, das Mysteriöse ihrer Bekenntnisse hat den Jeziden unendlich viel Leid gebracht. Besonders im vergangenen Jahrhundert wurden sie von Türken und fanatischen Kurden erbarmungslos verfolgt und in mehreren Massakern, so 1832, 1838 und 1844, gnadenlos dezimiert. Nach dem letzten irakischen Zensus gibt es im Wilayet Mossul, ihrem Hauptverbreitungsgebiet, seither kaum mehr als zwölf- bis fünfzehntausend Anhänger. Die Mehrheit davon lebte auf dem mitten aus der Wüste steil aufragenden Sindjargebirge völlig isoliert,

während die um das Zentrum ihres Glaubens, dem Heiligtum ihres Propheten Scheik Adi im Tal gleichen Namens angesiedelten Gemeinden besonders gefährdet waren. Einen dieser Vernichtungsfeldzüge finden wir im zweiten Band der Karl May Erzählungen dramatisiert wieder, wenn auch nicht, wie schon erwähnt, er selbst Augenzeuge war, sondern jener Engländer Layard, der den Oberpriester der Sekte, Scheik Nasr, aus den Händen des türkischen Paschas von Mossul befreit hat. Damit hat er sich die Dankbarkeit des kleinen Volkes erworben und als erster Europäer Gelegenheit erhalten, ihrem großen Jahresfest in Scheik Adi beizuwohnen. Was er unter der Überschrift »Besuch bei den Jezidi oder Teufelsanbetern in Kurdistan« hierüber erzählt, gehört zum Besten, was wir bisher über die seltsamen Gebräuche dieser Sekte erfahren haben.

Ob und in welcher Form dem Teufel nun tatsächlich Verehrung entgegengebracht wird, konnte er allerdings auch nicht mit letzter Sicherheit feststellen. »Sobald meine Fragen auf religiöse Themen, die Existenz eines höheren Wesens zielten«, schreibt Layard, »war Scheik Nasr bemüht, abzulenken, ja er schien mit abergläubiger Scheu jedem mit der Gottheit in Beziehung stehenden Thema auszuweichen.« Später mögen Priester niederer Rangklassen weniger zurückhaltend gewesen sein, »manchmal versprach sich ein Khawal oder Fakir«, gesteht Layard, und aus halb ausgesprochenen Andeutungen, Indiskretionen und später ausgewerteten Fakten gelingt es tatsächlich, ein grobes Bild des Jezidismus zu skizzieren.

Als der offizielle Gründer ihrer Religion gilt der kurdische Mystiker Scheik Adi, der um 1050 gelebt hat. Es ist aber zweifelhaft, ob von ihm die gesamte philosophische Konzeption des Kults stammt, in dem frühchristliche und islamische Elemente, aber auch sabaische, manichäische und schamanistische Einflüsse nachweisbar sind. Vor allem aber scheint die Jezidenreligion das Ergebnis eines Zu-Ende-Denkens des Verhältnisses zwischen Gott und dem Teufel zu sein, dem bis heute sowohl die christliche wie die islamische Scholastik ausgewichen ist.

Die Jeziden leugnen nicht die Existenz eines guten Wesens, das sie ziemlich beiläufig »Bala« = Hoher nennen, in welchem sie jedoch nur den Schöpfer, nicht den Erhalter der Welt sehen. Als

tätiges Organ des göttlichen Willens wird der »Melek Taus« verehrt, der sich in Gestalt eines Vogels in Pfauengefieder Scheik Adi offenbart haben soll, und den sie daher »Engel Pfau« nennen. Zusammen mit Bala und Scheik Adi scheint er eine Art Dreieinheit — so wie die chaldische Trinität? — zu bilden, wobei keineswegs feststeht, ob dieser Pfauengeist überhaupt als Sinnbild des Bösen im Sinne christlich-jüdischer Anschauungen oder vielmehr als Wesen verstanden werden muß, dessen wahrer Charakter sich unserem Verständnis noch sperrt. Insbesondere dann, wenn dieser Pfauenengel einmal als »Gott des Mondes und der Finsternis«, dann wieder als »Gott der Sonne und des Lichts« angesprochen wird. Also eine Terminologie, die ganz dem Sinn des Begriffes »Tschelebi« entspricht.

Aber auch in einem anderen Punkt weicht der Jezidismus entscheidend von der neutestamentarischen und mohammedanischen Satanologie ab. Die Verdammung der gefallenen Engel wird nicht ewig währen. »Einmal wird dem Melek Taus Ehre und Stellung wieder zurückgegeben werden«, vertraut ein weißbärtiger Khawal Sir Layard an, »und dann wird er die Macht haben, die Menschen zu belohnen oder zu bestrafen, ebenso wie ein Pascha, der die Gunst des Großherrn verloren hat, sie aber wieder zurückgewinnen kann.«

Alle abendländischen Beobachter sind sich darüber einig, daß die Jeziden sittlich höher als die benachbarten Christen und Moslems einzuschätzen sind und sich von diesen durch Redlichkeit, Fleiß und besondere Sauberkeit unterscheiden. Sie leben wie die übrigen Kurden in Stämme gegliedert, anerkennen den in Bascheika residierenden Scheik als ihr weltliches und einen Scheik Nasr genannt Pir aus der Familie des heiligen Ali als ihr geistliches Oberhaupt. Sie lassen ihre Kinder taufen wie die Nestorianer, beschneiden wie die Moslems, bekennen sich zur Einehe und deren Unauflöslichkeit. Der Gottesdienst bewahrt in seinem Kult um die reinigende Kraft des Feuers eine Erinnerung an die Feuertempel der Zoroastrier und besteht in Gesängen und Gebeten an Scheik Schems, die Sonne, Scheik Adi und Melek Taus, von dem mehrere Standbilder existieren. Layard, dem es gelang, einen Blick auf das mysteriöse Symbol zu werfen, beschreibt es als »grobgearbeitetes Bild eines Vogels

aus Kupfer oder Bronze, das einen phantastischen Eindruck macht, aber mehr einem indischen oder mexikanischen Götzenbild als einem Hahn oder Pfau gleicht«.

Eigenartig erscheinen auch ihre Sagen, die in verschlüsselten Gleichnissen in die Zukunft sehen. Wie das melancholische Orakel vom Tiger und den Kindern des Holzfällers.

»Ein Vater mußte seine beiden Kinder allein im Wald zurücklassen«, heißt es darin. »Er bringt sie auf einen Felsen und gibt ihnen das Fleisch einer Ziege. Wenn der Tiger kommt«, so sagt er ihnen, »werft ihm das Fleisch zu. Er wird sich sättigen und euch nichts tun. Aber behaltet den Pfad im Auge, den ich gehe. Von dort werde ich einst kommen und euch wieder holen.«

Der Tiger erscheint und erhält das Fleisch, wird aber von den Kindern nicht genannt. Sie starren auf den Weg, auf dem sie ihren Vater erwarten. Inzwischen regiert Melek Taus die Welt Und wie ein zum Sprung geducktes Raubtier, bereit, alle Gegner zu zerreißen, ist zu dieser Zeit ein neuer Glaube entstanden.

10.

Araber, nomadische Semiten, haben schon immer die riesige Halbinsel von Hadramaut bis zur Dattelpalmengrenze am Fuß der kurdischen Gebirge durchstreift. Aber entgegen ihren akkadischen und assyrischen Verwandten haben sie nie versucht, Staaten oder Reiche zu gründen. Zersplittert in hundert einander feindlich gesinnte Stämme, Sippen und heidnische Sekten, schienen sie für immer dazu bestimmt, nur Zaungäste der Weltgeschichte zu bleiben.

Aus diesem langen Schlummer wurden sie von Mohammed zu ihrer historischen Sendung erweckt. Er hat ihnen nicht nur einen neuen, streng monotheistischen Glauben und damit den





Schlüssel zur nationalen Einigung gegeben, sondern auch eine missionarische Sendung für die ganze übrige Menschheit. Der Islam versteht sich als aggressive Bekehrungsaufgabe, die mit Feuer und Schwert über den Erdball zu tragen ist. Das hat diesen bisher so verachteten Viehhirten einen religiösen Fanatismus verliehen, der gepaart mit der vererbten Beutegier der Wüstenmenschen, zu einem einzigen riesenhaften Sprung über ganz Nordafrika, tief nach Asien hinein und bis zu den fernen Sundainseln gereicht hat. Die Ausbreitung des Islam im ersten Jahrhundert nach Mohammed ist tatsächlich als ein Phänomen anzusehen, das in der Weltgeschichte kein Gegenstück hat.

Im Jahre 628 halten drei mächtige Potentaten der damaligen Welt Briefe Mohammeds mit der Aufforderung zur Unterwerfung in Händen. Der König von Abessinien, dessen Reich bis heute koptisch-christlich geblieben ist, hat zugestimmt. Heraklius von Byzanz schickt statt einer Stellungnahme wertvolle Geschenke. Und der Perser Yezdigert, dessen Reich als erstes zerbrechen wird, beschimpft die Araber als Kindesmörder und Eidechsenfresser. Acht Jahre danach kommt es bei Qadissiya zur Entscheidungsschlacht zwischen Persern und Arabern. Drei Tage und drei Nächte dauert das erbitterte Ringen, dann gibt es keine Persische Armee mehr.

Als die Sieger die unermessliche Beute zählen, stoßen sie auch auf das persische Nationalbanner. Etwas von der Überraschung ist heute noch dem arabischen Chronisten anzumerken. Es ist der »drafsh i kavyani«, der Lederschurz des Schmiedes Kawa!

So erweist sich das vermeintliche Märchenrequisit, Symbol einer romantischen Legende in einem auch für Kurdistan verhängnisvollen Augenblick, als phantastische Realität. Freilich, um sofort und diesmal für immer im Nichts zu verschwinden. Die seltsame Beute wurde nach Basra gebracht und dort an die Schuster im Basar verhöckert, die sie in Stücke für Sohlen arabischer Sandalen geschnitten haben. Das ist ein Ende, wie es kein Regisseur dramatisierter kurdischer Geschichte symbol-

hafter hätte arrangieren können. 645 ist Ägypten in islamischer Hand, Palästina und Syrien vom Byzantinischen Reich losgerissen und innerhalb von drei Jahren der zoroastrische Feuerkult in ganz Persien ausgerottet. Doch während auf den arabischen Generalstabskarten bereits das Indusdal abgesteckt ist und Vorhuten ins ferne Samarkand zielen, ist das Hinterland des Kalifenreiches noch immer nicht zur Ruhe gekommen. Träger des anti-arabischen Widerstandes sind die Kurden.

639, zwei Jahre nach der Besetzung von Takrit und Hulwan, unterstützen sie in Khusistan den noch amtierenden persischen Statthalter gegen die Araber und helfen auch versprengten persischen Truppen bei der Verteidigung von Fasa in Fars. Aber selbst als im iranischen Hochland jeder Widerstand längst erloschen ist, geben sie nicht auf. Die Besetzung von Scherizor — dem heutigen Suleimania-Gebiet — verlief dem arabischen Chronisten Kamil zufolge unter blutigen Kämpfen und der Statthalter von Basra hatte im Jahre 645 mehrere Aufstände zu unterdrücken. Aber die mit Gewalt islamisierten Kurden fielen in Massen wieder vom Glauben ab, und 708 berichten mohammedanische Quellen neuerlich über kurdische Verwüstungen in Fars. Wenige Jahre später werden auch im Norden, im erst kürzlich unterworfenen Armenien, kurdische Aufstände erwähnt, und 839 wird das Heer des abbasidischen Kalifen Mansur in die Gebirge nördlich von Mossul gelockt und dort fast zur Gänze aufgerieben.

Welchen Preis dieser Widerstand gegen die Weltmacht Islam gefordert hat, ergibt sich aus den arabischen Quellen oft mit bestürzender Deutlichkeit. So berichtet Kamil (VII/321) von der Züchtigung der Kurden durch den Statthalter von Mossul, Hamdani, 906 ist von der Verfolgung von fünftausend flüchtigen Hadbani-Familien die Rede und 980 von einer besonders exemplarischen Strafexpedition gegen die aufsässigen Hakkari. Obwohl diese, von allen Seiten umzingelt, auf das Versprechen hin, ihr Leben zu schonen, kapituliert hatten, sind sie »auf einer Strecke von fünf Farsak beiderseits des Weges zwischen Mossul und Malathia lebendig gekreuzigt worden«. In der sogenannten »Fars-Nama«, dem Buch der Landschaft Persis, kann man schließlich um 1107 nachlesen, daß die Kur-

den der alten großen »Ramm« (Stämme) Djiloja, Dhiwan, Lawalidjan, Karyan und Bazandjan, »die den glänzendsten Teil der alten Armee von Fars stellten«, alle in den Kriegen zur Zeit der Einführung des Islam umgekommen sind. »Es ist schwer, die Vernichtung von 500 000 Familien anzunehmen«, meint V. Minorski, »aber man muß mit der Umgruppierung und Entnationalisierung der Stämme rechnen.« Tatsächlich ist in der ehemals von Kurden und Persern gleichmäßig besiedelten Landschaft Fars heute das kurdische Element nicht mehr existent.

Solcherart also ist die Lage der Kurden, als ein gewisser Adi, der um 1075 in Kermanschah geboren wurde, als Mönch im Kloster des heiligen Thaddäus lebt. Seinen Ordensbrüdern ist er schon öfter durch seine mystischen Interpretationen der Schrift aufgefallen. Als er erfährt, daß seine gesamte Sippe von Seldschuken hingemetzelt worden ist, verdüstert sich endgültig sein Gemüt. Er verzweifelt an Gott, verläßt den Orden und geht nach Hakkari, wo er in dem verlassenen Kloster Lalech als Eremit lebt. Hier beginnt er Wunder zu vollbringen, die ihm bald Ansehen und Verehrung einer ständig wachsenden Zahl von Anhängern verschaffen: die Sekte der späteren Teufelsanbeter ist geboren.

Das ist die passive Antwort der Kurden auf die Ausrottungstendenzen der Zeit. Die Bildung von Sekten und Geheimbünden, die Mystifizierung alter Kulte als eine Art religiöser Resistance gegen den alles nivellierenden Islam. Andere Beispiele sind die Nestorianer, die Ali Haqq, die Assessinen, Drusen, Parsen.

Die aktive Antwort der Kurden würde man heute als Flucht nach vorne bezeichnen.

VI.

DER TRAUM VOM REICH

»Und ganz allein gewahrt ich Saladin«

Dante, Inferno IV, 129

Israelkrise im Jahre 1187 — Wer ist Saladin? — Das zweite Reich der Kurden — Das Stalingrad der Ritter Christi — Ein Mord verdunkelt die kurdisch-türkische Begegnung — Der britische Geheimdienst entdeckt die Vergangenheit der Kurden — Der außergewöhnliche Mr. Rich — Gespräch in Suleimania über Napoleon — Der Vater der kurdischen Geschichtsschreibung — Wie haben die Kurden den Mongolensturm überlebt? — Kurdistan zwischen Türken und Persern.

I.

Wenn es im Jahre 1187 bereits regelmäßig erscheinende Tageszeitungen gegeben hätte, wären sie wahrscheinlich wochenlang als Extraausgaben erschienen. Denn die Hiobsbotschaften, die im Verlauf des zweiten Kreuzzuges in Europa einlangen, überrufen in ihrer damaligen Bedeutung bei weitem die Stalingradkatastrophe von 1943.

Neunzig Jahre lang hatte das fränkische Königreich Jerusalem bestanden mit all den Grafschaften, Herzogtümern und Lehen, die aus dem Boden des Heiligen Landes herausgeschnitten worden waren. Aber während die fränkischen Barone sich in ihren festen Burgen und in den ummauerten Städten immer sicherer fühlen, untereinander bereits dynastische Händel austragen, ihre Besitztümer auf Kosten christlicher und muslimischer Nachbarn vergrößern und die eigentliche Aufgabe der Kreuzfahrt immer mehr vergessen, holt der Gegner plötzlich zu einem Gegenschlag aus. Im November 1186 erobern die Sarazenen Aleppo, drei Monate später vernichten sie das königliche Heer bei Hattin und im Dezember fällt Jerusalem. Innerhalb von neun Monaten sind die Christen auf einen

schmalen Küstensaum im Norden Palästinas zusammengedrängt, die Blüte ihres Ritterstandes ist vernichtet.

Im Rückblick mag die ganze Kreuzzugsbewegung als ein von vornherein zum Scheitern verurteiltes Unternehmen, als ein Abenteuer erscheinen, in dem die Muselmanen alle Trümpfe in Händen hielten. Aber das war keineswegs der Fall.

Tatsächlich befindet sich der Islam an der Wende des ersten Jahrtausends in seiner schwersten Krise. Hervorgerufen durch Streitigkeiten um die Legitimität der Kalifennachfolge hat er seine Spaltung in Sunniten, die dem Haus Omayia anhängen und in Schiiten hinter sich, für die Ali als der direkte Nachfolger der Propheten gilt. In Ägypten etabliert sich mit den Fati-miden eine dritte häretische Kraft, während das Kalifat in Bagdad zusehends an politischer und moralischer Macht verliert. Ohne Rücksicht darauf, daß sich die Staatskassen infolge des Versiegens der Steuerleistungen leeren, macht sich am Hofe des Kalifen eine zunehmende Verschwendungssucht, eine Form des verfeinerten Lebensgenusses breit, die schließlich zu einem völligen Desinteresse an den Regierungsgeschäften führt. Diese werden in immer stärkerem Maße von den Anführern seldschukischer und türkischer Leibwachen wahrgenommen, die an Stelle der treuen Beduinengarden treten und tatenlos zusehen, wie überall im Iran, in Syrien und um Mossul praktisch unabhängige, sich oft befehdende Emirate entstehen. Diesen religiösen und politischen Zerfall, der überhaupt erst die Voraussetzung für die fränkischen Okkupation bildete, zu stoppen, aus all den separatistischen Interessen wieder ergebene Kader zu bilden, die wirtschaftlichen und militärischen Kraftquellen zu einer gewaltigen Gegenbewegung zusammenzufassen, das ist eine Aufgabe, die für einen einzelnen Menschen fast zu groß erscheint.

Es ist etwas Unwahrscheinliches, Irrationales um den Aufbau großer Gestalten der Weltgeschichte. Der Mann, der das Riesenwerk tatsächlich in Angriff genommen hat, betritt die Arena der Geschichte nicht als Etablierter, als König oder Großwesir des Islam, sondern als unbekannter Kurde durch die Hintertür des kleinen Dorfes Takrit, aus dem Stamm der Rawadi, der einst den Zoroastertempel bewacht hat.

Um 1150 hatte der ehemalige türkische Sklave Nureddin eine kleine Herrschaft um Mossul begründet und auf Kosten der benachbarten Christen rasch zu vergrößern gewußt. Sehr tatkräftig wurde er dabei von dem kurdischen Anführer seines Heeres, Schirkuh, unterstützt, der wiederum seinen Neffen Jussuf ben Ayub aus den Bergen herunterholte, um ihm im trügerischen Handwerk der Kriegskunst die ersten Schritte beizubringen.

Wie wenig dieser Neigung zeigte, dereinst als strahlender Held in den Geschichtsbüchern zu stehen, bewies er damit, daß er lieber zu Hause bleiben wollte, als sich einer militärischen Expedition nach Ägypten anzuschließen. Das Kommando, das er endlich auf dringendes Zuraten seines Onkels angenommen hat, sollte ihn direkt an die Spitze der Islamischen Welt katapultieren.

Der junge Mann hatte in Damaskus eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, die seine starke Frömmigkeit, seine Rechtchaffenheit und seinem Glaubenseifer im Kampf gegen den Kreuzfahrerstaat das ganze Leben lang bestimmen sollte.

In Kairo mit der korrupten, intriganten und gleichzeitig mit den Christen kollaborierenden Haremswirtschaft der Fatimiden konfrontiert, mag in seiner geradlinigen Soldatennatur erstmals der Entschluß entstanden sein, die unverfälschte Lehre des Propheten wieder herzustellen und die Feinde des Islam direkt zu bekämpfen. Als sein Onkel nach einem Festmahl unter verdächtigen Umständen stirbt, beseitigt er die schiitische Fatimidendynastie, erntet die Zustimmung der unterdrückten Fellachen und gewinnt die Aufmerksamkeit des fernen Kalifen in Bagdad. Nach dem Tod seines Schutzherrn Nureddin besteigt er unter dem Namen »Salah ed Din«, d. h. »die gute Ordnung der Religion«, den ägyptischen Thron und beginnt sein Werk mit dem Hinauswurf der allmächtigen Eunuchenbürokratie und einer exemplarischen Säuberung des Verwaltungsapparates. Er ist 35 Jahre alt, als er durch die Bildung einer zweiten Front gegen Palästina ein geschichtliches Spiel eröffnet, das bis heute nicht entschieden werden konnte. Wie stark dieser Bezug auch von arabischer Seite noch empfunden wird, zeigt die Tatsache, daß der sogenannte »Jom-Kippur-

Krieg« vom September 1173 unter dem Codewort »Saladin« angefallen ist.

Doch Damaskus, die »Große, Weiße, Schweigende«, verschließt ihre Tore, als Saladin im Jahr 1174 mit 700 kurdischen Reitern erscheint, um den Ring zu schließen, ebenso Aleppo, und in Homs sitzt ein Gouverneur, der mit dem Grafen Raimund III. von Tripolis verhandelt. Der Sohn Nureddins hat ein Komplott mit dem Sultan von Mossul geschmiedet, um den unerwünschten kurdischen Emporkömmling zu vernichten, und auch ein anfangs erfolgreiches Unternehmen gegen den König von Jerusalem, den Saladin mit 300 Rittern in Lydda einschließt, endet mit einer Katastrophe. Von seinen plündernden Mameluken im Stich gelassen, gerät er in einen Hinterhalt, wird in die glühenden Wüsten des Sinai abgedrängt und erreicht schließlich als einziger seines glänzenden Heeres das rettende Kairo.

Hätten die Christen damals nur über ein einziges intaktes Bataillon verfügt, hätte die Geschichte der Kreuzzüge anders geschrieben werden müssen.

Doch gerade in der Niederlage zeigt sich die Größe dieses Kurden. Bereits das nächste Jahr sieht ihn wieder in Palästina. Mit großem Geschick betätigt er sich als Schiedsrichter zwischen dem Seldschukensultan von Konia und dem König von Kleinarmenien, zerschlägt den geradezu unglaublichen Versuch eines christlichen Haudegens, Rainald de Chatillon, Mekka und Medina zu erobern und den Leichnam Mohammeds aus der Kaaba zu entführen, und muß neuerlich gegen Mossul und Aleppo marschieren. Aber nun ist seine Popularität bereits so groß, daß er keinen Widerstand mehr findet. Durch großmütige Behandlung der feindlichen Emire, darunter jener von Diarbekr und Djesireh, gewinnt er deren Freundschaft und Unterstützung für den nächsten Waffengang gegen die Christen, der die Entscheidung bringen soll. Die Zeichen stehen günstig. Der Kadi von Aleppo hat ihm auf dem Meidan feierlich angekündigt: »In einem Monat wirst du eine noch größere Eroberung machen als Haleb.«

Und während in Jerusalem der König in Liebes- und Korruptionsaffären, der Patriarch Heraklius in einen Giftmord ver-

wickelt ist, tragen Herolde den Aufruf zum Heiligen Krieg gegen die Ungläubigen in alle Dörfer und Duars.

Der Name Saladins, den man nun das »Schwert des Islam« zu nennen beginnt, facht die Massen zu unglaublicher Begeisterung an. Überall ordnen sich die Stämme unter den Fahnen des Dschihad, die Beduinen der Transjordanischen Steppe sammeln sich in endlosen Scharen und bald stauen sich die Kolonnen an den Grenzen Palästinas wie zur Zeit des großen Aufbruchs unter Mohammed und den ersten Kalifen.

Die Anti-Kreuzzugsbewegung wird allgemein als eine Massenbewegung angesehen, die unter arabischer Dominanz gestanden ist. Das ist zumindest für den zweiten Kreuzzug unrichtig. Zwar ist das arabische und türkische Element rein zahlenmäßig gewiß den kurdischen Kontingenten überlegen gewesen, entscheidend aber erscheint der zentrale Wille, die konsequente Mobilisierung all dieser heterogenen Elemente zur Beseitigung der fränkischen Okkupation. Zur Zeit Saladins waren alle militärischen und administrativen Schlüsselpositionen mit kurdischen Vertrauensleuten besetzt. Einer der Brüder Saladins, Turan Schah, zieht quer durch Arabien und gewinnt ihm den Jemen, ein anderer mobilisiert die ganze nordafrikanische Küste bis Tripolis. Den Emiren von Diarbekr und Djesireh, Keifa und Mardin, hat er die Kavallerie anvertraut. Und sein Sohn El Malik el Afdal versammelt in jenem historischen Juni 1187 das Heer im nördlichen Hauran.

Es scheint von Anfang an die Absicht Saladins gewesen zu sein, die Christen in die wasserlosen Einöden des Transjordanlandes zu locken, wo seine Beduinen zu Hause waren. Und anstatt Galiläa durch eine lange Verteidigungslinie im stark ausgebauten Festungsgürtel zu schützen, zieht König Guido de Lusignan alle verfügbaren Ritter, Fußknechte und Bürgermilizen nördlich von Nazareth zusammen und setzt somit das Schicksal des ganzen Reiches in einer einzigen Entscheidungsschlacht aufs Spiel.

Schon als am 1. 7. 1187 das Sarazenenheer östlich des Sees Tiberias in Sicht kommt, leiden die Christen unter Wassermangel. Die ungünstigen Voraussetzungen steigern sich bald zur Katastrophe, als der Kurde seine taktischen Vorteile wahrnimmt.

Während seine Reiterhorden die schwerfälligen Ritter rasch von allen Seiten einschließen, bestreichen seine Bogenschützen abwechselnd das Zentrum und die Flanken der dichtgedrängten Masse mit einem wahren Pfeilhagel, der schreckliche Verluste verursacht. Zweimal versucht Guido mit seinen Schwergespanzten nach Westen durchzubrechen, zweimal wird er in erbittertem Nahkampf zurückgeschlagen. Als der Tag blutrot zu Ende geht, ist kaum mehr ein Drittel des Heeres kampffähig.

Am nächsten Morgen vollendet sich das Drama unter den Flammen der brennenden Dornbüsche, die Saladin unter dem glühenden Wind vom See Tiberias her anzünden ließ. Hinter Vorhängen von Rauch und Staub branden die sarazenischen Reiter in immer dichteren Wellen gegen die Reste der Johanniter und Templer, die sich um das »wahre Kreuz Christi« auf dem Hügel Hattin geschart haben.

Schließlich wehren sich die vor Durst fast besinnungslosen Christen überhaupt nicht mehr und werden von den tobenden Sarazenen zu Hunderten erschlagen, bis der Sultan selbst dem Morden Einhalt gebietet. Als er am Abend auf dem Hügel Hattin sein Zelt aufschlagen läßt, werden ihm 30 000 tote Franken gemeldet.

In den nächsten Wochen müssen Akkon und Cäsarea, Haifa, Jericho und Genezareth kapitulieren. Und am 16. des Monats Radsch, ein für den Islam unvergeßliches Datum, erscheint Saladin vor Jerusalem, so wie die Prophezeiung gelautet hat.

Der Fall Jerusalems wird allgemein als der Anfang vom Ende der abendländischen Intervention im Orient betrachtet. Das ist im machtpolitischen Sinn zweifellos richtig. Ein anderer, tieferer Bezug aber scheint durch das Verhalten der Sieger ausgedrückt.

Als die Kreuzritter neunzig Jahre zuvor in Jerusalem einzogen, metzelten sie die gesamte nichtchristliche Einwohnerschaft, hunderttausend Menschen, innerhalb von drei Tagen in einem Blut- rausch hunnischen Ausmaßes nieder. Saladin gibt nach der Besetzung der Zitadelle den Befehl aus, keinem Christen ein Haar zu krümmen. Mehr noch: Gegen jede Kriegssitte erlaubt er den abziehenden Christen, ihr gesamtes bewegliches Eigentum mitzunehmen. Und als Tage später der armselige Zug der weinen-

den Frauen vorbeizieht, sucht er auf deren Bitten die kriegsgefangenen Männer heraus, erläßt ihnen das geforderte Lösegeld von dreißig Goldstücken, überhäuft sie mit Vorräten und Geschenken. Der dies berichtet, ist nicht etwa ein arabischer Berichterstatter, sondern jener Wilhelm von Tyrus, der die Geschichte des zweiten Kreuzzuges aufgeschrieben hat.

Seinem Ruf in der christlichen Welt hat dieser Großmut des Kurden nicht viel genützt — in Flugschriften ist er nach wie vor als blutriefender Mörder und mit dem Satan im Bunde dargestellt — und die Herzen seiner eigenen Leute hat er sich durch das Verbot allgemeiner Plünderung oft genug entfremdet; eine der Ursachen, die zu seiner tiefen Einsamkeit in den letzten Kriegsjahren geführt hat. Denn Jerusalem ist zwar die Krönung von Saladins Werk, entschieden aber ist der Krieg noch lange nicht.

Die drei mächtigsten Herrscher der Welt werden sich gegen ihn vereinigen: Richard Löwenherz, Friedrich Barbarossa und Philipp August von Frankreich. Ganze Armeen werden in den kommenden Schlachten eingeschmolzen, hunderttausend Deutsche gehen in Anatolien zugrunde, und Barbarossa wird sterben, ohne das Heilige Land gesehen zu haben.

Als Richard Löwenherz von Saladin Jerusalem und die Gebiete jenseits des Jordan verlangt, fällt die Antwort, die auch im Jahre 1975 ihre Aktualität nicht verloren hat: »Diese Länder haben Euch nie gehört«, entgegnet der große Sultan: »Gott hat Euch nicht erlaubt, auch nur einen Stein zu setzen . . . Und Jerusalem ist uns nicht weniger heilig als Euch. Von dort ist Mohammed, unser Prophet, gen Himmel gestiegen, und hier wird einst das jüngste Gericht stattfinden.«

So geht der Kampf weiter. Aber auch der dritte Kreuzzug kann das Rad der Geschichte nicht mehr zurückdrehen. Im Laufe des Jahres 1192 zeichnet sich eine beiderseitige totale Erschöpfung ab, und am 4. September unterzeichnen die Gegner schließlich einen Waffenstillstand, der drei Jahre, drei Monate und drei Tage gelten soll. Praktisch aber wird er den Frieden bedeuten.

Saladins Lebenswerk ist getan. Es bleiben ihm nur noch sechs Monate, um sein Heer zu entlassen, die Angelegenheiten des Reiches zu ordnen, die Stadt Damaskus zu verschönern, die er

am meisten unter allen Städten des Islam geliebt hat. Unter den Arkaden der Omar-Moschee hat er, umgeben von den ihn abgöttisch verehrenden Einwohnern, Recht gesprochen und sich von den Strapazen eines Krieges zu erholen versucht, der fast ohne Unterbrechung dreißig Jahre gedauert und seinen wenig robusten Körper völlig erschöpft hat.

In den ersten Wochen des neuen Jahres verschlechtert sich der Gesundheitszustand des Sultans. Nach einem Ausritt zum Empfang einer Mekkakarawane befällt ihn hohes Fieber, das rasch zur Agonie führt. Und während sich vor dem Palast eine weinende Menschenmenge versammelt, befiehlt er mit letzter Energie die Gouverneure, Emire und kurdischen Atabegs zu sich, um ihnen den Treueeid für seine Söhne abzunehmen. »Nicht um des Hauses Ayub oder des Ruhmes halber«, soll er gesagt haben, »sondern um des Reiches Willen. Wenn ihr schwach würdet, die Treue brächet, dann würde das Land des Islam zusammengefaltet werden, gleich dem Buch des Engels Sidjill, der alle Taten der Menschen in seine Rolle einträgt.«

Als Saladin neben der Ommayadenmoschee beigesetzt war, erzählt ein Traumgesicht, sei Mohammed vor dem Grab erschienen und hätte sich vor dem mit Perlmutter eingelegten Gitter zu Boden geworfen.

Ein weniger romantisches aber um so eindrucksvolleres Vermächtnis hat Saladin selbst hinterlassen. Das Vermögen des Herrn von Syrien und Ägypten, beider Arabien und des Jemen betrug nach seinem Tode 47 Dinar und eine syrische Goldmünze. Das ist ein Besitz, der mehr über seine Integrität aussagt als die schönsten Stilübungen seiner Chronisten.

Saladin war der reinste Held des Islam und wahrscheinlich sein größter Herrscher und zugleich die bedeutendste Führergestalt, die Kurdistan hervorgebracht hat. Dennoch und gerade deswegen aber ist Saladins Werk im Grund eine für Kurdistan tragische Episode geblieben. Denn er hat nicht zuerst als Kurde, sondern als Mohammendaner empfunden, sein Leben einer Religion geweiht, die das Entstehen des nationalen Bewußtseins der Kurden schon aus doktrinären Gründen verhindert hat. Tatsächlich ist am Ausgang des 12. Jahrhunderts ein Zusammengehörigkeitsgefühl der Kurden so gut wie nicht existent. »Hätte

Achmed Khani (der kurdische Epiker des 17. Jahrhunderts) zur Zeit Saladins gelebt, die Geschichte der Kurden hätte eine andere Wendung genommen«, schreibt der Historiker Hussein Huzni aus Rewanduz.

So aber wurde die Chance einer staatlichen Formierung der Kurden gerade in dem Augenblick für eine im Grunde fremde Sache vertan, in dem sich eine völlige Umorientierung der Weltgeschichte anbahnt.

2.

Der Impuls dazu geht von Kräfteverschiebungen im turano-altaiischen Steppenzentrum aus, deren innerste Ursachen bis heute nicht voll erforscht werden konnten. In zwei verschiedenen Stoßwellen brandet diese Völkerexplosion gegen den Außenrand des Kontinents — und in abgeschwächter Form gegen Europa —: einmal in Gestalt der Mongoleninvasion, die mit unvorstellbarer Wucht über den eben erst wieder islamisierten Orient hereinbricht, Throne, Reiche und Völker entwurzelt, um sich ebenso plötzlich und aus ebenso wenig erfassbaren Ursachen wieder in die Weiten Innerasiens zurückzuziehen. Was bleibt, sind menschenleer gefegte Wüsten, Landschaften, die um Jahrhunderte, oft bis an den Anfang ihrer Geschichte zurückgeworfen wurden. In Persien entvölkern die Mongolen dreizehn Provinzen. In Merv, Nischahpur und anderen Großstädten wird alles Lebende einschließlich der Hunde und Katzen ausgelöscht, Haus um Haus eingeebnet und in die Furchen Gras gesät. In Bagdad läßt Hülagu Khan eine Million Einwohner niedersäbeln, achtzig gigantische Schädelpyramiden errichten und den Kalifen selbst in einem Sack zu Tode trampeln. Der Islam als Glaube hat diese Katastrophe zwar überlebt, doch Träger dieser Bewegung waren nicht mehr die Araber, sondern Türkmene, kriegerische Reitervölker ähnlicher rassischer Provenienz wie die Mongolen, die aber langsamer und unbemerkter in die sich auflösenden politischen Strukturen Westasiens einsickern. Türken hat es schon zur Zeit der Griechen und Römer im Orient gegeben, Mameluken haben sie die

islamischen Araber genannt, als Söldner mohammedanischer Fürsten und Gründer mehr oder weniger dauerhafter Emirate in Ägypten, Syrien und dem Iran haben wir sie kennengelernt. Eine dieser Gründungen aber hat alle diese Reiche sowohl räumlich wie zeitlich in außerordentlicher Weise übertroffen.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts setzt sich der völlig unbekannte Häuptling einer türkischen Reiterhorde in der Nähe der Burg Karadschahissar in Anatolien fest. Osman, der Sohn dieses Bandenschefs, erobert das schöne Schloß und die byzantinische Bezirkshauptstadt Brussa dazu, und schon dessen Nachfolger operiert bereits auf dem europäischen Festland, wo es eine Anzahl uneiniger und daher leicht zu besiegender christlicher Fürstentümer gibt.

Selbst eine katastrophale Niederlage gegen die Mongolen, 1402 bei Angora, kann den Expansionsdrang des jungen Reiterstaates nur vorübergehend stoppen. Ein halbes Jahrhundert später liquidieren die Türken, die sich jetzt nach ihrem Stammherrn Osmanen nennen, das tausendjährige Ostrom und visieren ganz bewußt den Endsieg über »Rom«, die abendländische Christenheit an. Ein neuer Schock erfaßt ganz Europa; Türken und Türkengefahr werden zu Alptraum und Schicksal der Völker vom Balkan bis nach Oberösterreich.

3.

Im Jahre 1983 jährt sich zum 300. Mal die Belagerung von Wien, und schon jetzt werden zahlreiche Exponate und Festschriften vorbereitet. Es bleibt abzuwarten, ob wenigstens in einigen darauf Bezug genommen wird, welcher Zusammenhang zwischen den Kurden und damit besteht, daß diese Traktate überhaupt geschrieben werden können. Denn nach allen Regeln ihres Eroberungskonzepts hätten die osmanischen Feldherrn schon 1453, unmittelbar nach dem Fall Konstantinopels, geradenwegs über die Einöden des Balkan nach Wien marschieren müssen.

Doch die Wachposten in den walachischen und siebenbürgischen

Dörfern, die seit langem durch türkische Mordbrennerbanden terrorisiert werden, warten in diesen Sommern vergeblich auf die Staubfahnen am östlichen Horizont, die das Herannahen der osmanischen Hauptarmee ankündigen. Hätten die europäischen Mächte schon damals einen funktionierenden Nachrichtendienst am Bosphorus besessen, hätten sie gewußt, daß die Türken im Osten, an der entgegengesetzten Front ihres riesigen Reiches, beschäftigt waren, und daß die Bronzekanonnen, Mörser und Steinwerfer, die eigentlich schon für die Belagerung der Donaumetropole gegossen waren, gegen die Felsennester Kurdistans in Stellung gezogen wurden.

Die Konfrontation zwischen Türken und Kurden hat freilich schon weit vor der osmanischen Periode begonnen. Verbissen haben die Ayiubiden versucht, der Türkisierung von Heer und Verwaltung durch Verlegung und Ansiedlung von Bergkurden entgegenzuwirken, aber die Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten. Um 1218 muß zuerst der Chef der Hakkari dem türkischen Atabeg Zenghi weichen, die Mameluken drängen in Tripolis, 1228 in Jemen zur Macht und 1252 bricht die Ayiubidenherrschaft in Ägypten zusammen. Während einer Palastrevolte wird Turan Schah, der letzte Saladinnachkomme, von Baibars, einem Hofmameluken, erschlagen.

Nur einem einzigen Ayiubiden glückt es, dem Gemetzel zu entkommen und sich in Hama in Syrien festzusetzen. Von dort aus begründete er bei Hosnkeif (Hasankeif) eine neue Herrschaft, und noch einmal wird ein bemerkenswertes Kapitel Kurdengeschichte in die Feder jenes geheimnisvollen kurdischen Geschichtsschreibers diktiert, der eines der außerordentlichsten Bücher der Weltliteratur geschrieben hat. Im tiefsten Kurdistan entstanden und nur in wenigen Abschriften vorhanden ist ein Werk des sog. »Scheref-Nameh«, das mehr zum Verständnis der »verlorenen Jahrhunderte« der Mongolenzeit und der Türkenkriege beigetragen hat, als alle zeitgenössischen Chronisten des Abendlandes zusammengenommen. Daß es überhaupt der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht wurde, um seither zu einer Art Bibel der Kurden und Zeitbombe des kurdischen Nationalismus zugleich zu werden, deren Zählwerk bis heute nicht aufgehört hat zu

ticken, verdanken wir nicht etwa literarisch gesinnten Kurden, sondern einer Institution, von der man sich alles eher als die Rettung kultureller Werke der Vergangenheit erwartet: Wenn wir heute eine ziemlich genaue Kenntnis der Machtverschiebungen zwischen Osmanen und Safawiden und zugleich eine Vorstellung davon haben, wie sich die kurdischen Führer zwischen den beiden Großmächten zu arrangieren versuchten und welche soziologische Formen der immerwährende Druck von innen und außen auf die Gesellschaftsstruktur der Kurden erzeugt hat, so ist dies ein Resultat der Arbeit des Britischen Geheimdienstes.

4.

Die Engländer haben schon sehr bald nach ihrer Ankunft in Indien damit begonnen, Informationen über den sogenannten »Landweg« zu sammeln. Die Agenten der »Ostindischen Compagnie«, die mit syrischen Muftis, arabischen Scheichs und kurdischen Beys zwischen Ägypten und Afghanistan kooperierten, haben freilich wenig Ähnlichkeit mit den kalten Killertypen, die uns der moderne Geheimdienst präsentiert. Durchwegs aus guten Familien stammend, genossen sie meist eine sorgfältige Erziehung und brachten in der Regel den Völkern wirkliches Interesse entgegen. Sir Austin Layard haben wir schon kennengelernt und auch Major Rawlinson, der den Kel i Schin zum ersten Mal bestiegen hat. W. F. Ainsworth hat sich der chaldäischen Christen in Kurdistan angenommen, und General Malcolm, der militärische Berater zweier Kadjaren-Schahs, war der erste, der das Buch Scherefs unter dem richtigen Namen »Tarich el Akrad« — Geschichte der Kurden — zitiert hat.

Dieser Liste haben wir jetzt den Namen James Claudius Rich hinzuzufügen.

Ebenso wie Layard in Frankreich geboren und später in Bristol erzogen, war er einer der außergewöhnlichsten Agenten in der Geschichte der britischen Kolonialpolitik. Schon in frühester Kindheit fiel seine Intelligenz und sein Sprachtalent auf. Griechisch und Latein sprach er wie seine Muttersprache, und

mit achtzehn, als er in den Militärdienst der Ostindischen Compagnie eintrat, beherrschte er neben anderen orientalischen Sprachen fließend Hebräisch, Syrisch, Türkisch, Persisch, Arabisch und Chinesisch. Aufgrund dieser Begabung wurde er sofort in den Zivildienst übernommen und für Missionen eingesetzt, die mitunter nicht ungefährlich waren. Als Muselman verkleidet, sehen wir ihn Syrien und Palästina durchwandern, ein anderes Mal schließt er sich einer Pilgerkarawane nach Mekka an und betritt mit ihr auch die große, von Saladin erbaute Moschee von Damaskus, ein Wagnis, das ihn bei Entdeckung das Leben gekostet hätte.

»Sein gesunder politischer Weitblick, seine perfekte Kenntnis des Eingeborenencharakters im Verein mit Gutmütigkeit und Bescheidenheit machen ihn wie keinen anderen zu diesen Aufgaben geeignet«, lautet eine seiner Dienstbeschreibungen.

Schon frühzeitig beschäftigt er sich mit philosophischen Fragen besonders des Ostens und ist bestrebt, eine Sammlung orientalischer Manuskripte anzulegen. So ist er im Jahre 1820, als er — bereits Resident der britischen Botschaft in Bagdad — eine Reise nach Türkisch- und Persisch-Kurdistan antritt, nicht nur ein politischer Emissär mit reicher Erfahrung, sondern auch einer der besten Kenner des alten und des neuen Orients.

Die unter dem Buchtitel »Narrative of a Residence in Koordistan« zusammengefaßten Ergebnisse dieser Expedition geben sich den Anschein und haben die Lebendigkeit einer — übrigens blendend geschriebenen — Reiseschilderung.

Aber es sind nicht nur Wißbegier oder Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit allein, wie er schreibt, die ihn nach Kurdistan geführt haben. Unschwer kann man zwischen den Zeilen den eigentlichen Anlaß des Unternehmens herauslesen.

»Ich bemühte mich, Politik fernzuhalten und die Rede auf die Wirtschaft und die Geschichte Kurdistans zu bringen«, schreibt er über seinen Antrittsbesuch bei dem Chef der Bebbekurden, Mahmud Pascha von Suleimania, »und machte gleich zu Beginn





eine glückliche Bemerkung.« Er hätte gehört, meint der Resident diplomatisch, daß der Wali von Sinna (in Persisch-Kurdistan) einer Guranfamilie angehöre, daß diese Gurans aber nicht so geachtet seien, wie die Kurdmandj-Clans, welchen die Baban angehören. »Ein Beifallsgemurmel erhob sich beim Gefolge und ging durch den ganzen Raum. Mein Glück war mit den Clans gemacht, und der Pascha begann mit außergewöhnlicher Lebendigkeit die Geschichte seiner Familie und seines Stammes zu erzählen.«

Danach habe ein Stammvater Mahmuds, ein gewisser Baba Suliman, einem ottomanischen Sultan wichtige Dienste im Krieg gegen die Perser geleistet und sei dafür mit allem Land als Lehen belohnt worden, das sein Schwert erobern konnte. Der Pascha konnte keine Jahreszahlen angeben, wußte aber, daß seine Vorfahren schon lange Zeit das Paschalik Scherizor mit der Hauptstadt Kerkuk als Fürsten beherrschten und sich seit etwa hundert Jahren Paschas mit zwei Roßschweiften nennen durften. Obwohl solcherart in die türkische Administration integriert, präsentiert sich das kurdisch-türkische Verhältnis keineswegs als harmonisch. Als der Engländer verwundert den verfallenen Zustand der ehemals prächtigen Audienzhalle des Palastes bemerkt, meint der Gastgeber entschuldigend: »Wer wird reparieren, was er nicht sicher ist, zu genießen, und was ein paar Tage später von Türken oder Persern zerstört wird.« »Der Mangel an Sicherheit ist in der Tat der Ruin des Landes«, stellt Rich fest, »solange die Stammesherrn willkürlich abgesetzt und ins Exil geschickt werden und nicht wissen, ob sie ihre Güter behalten, haben sie kein Interesse an Feldwirtschaft, und das Land kann bei aller Fruchtbarkeit nicht gedeihen.«

»Osman Bey (der jüngere Bruder des Paschas) haßt die Türken bitter«, heißt es an anderer Stelle. »Sie sind seiner Meinung nach gemacht aus Tücke und Unverschämtheit und sie führen sich nie gut auf, außer du hältst sie in Schrecken und Terror und behandelst sie mit Rauheit. Ich fühlte, daß etwas Wahres

daran ist, was er sagt«, gesteht der Engländer, der auch aus anderem Anlaß erkennen läßt, welcher Seite seine Sympatien gehören.

»Während die Bergbewohner über alle Maßen stolz auf ihre alten Geschlechter sind und eine Anhänglichkeit an ihre Fürsten zeigen, die manchmal geradezu an Selbstlosigkeit grenzt, kennen die Türken überhaupt keinen Adel. Bei ihnen kann jeder freigelassene Sklave, der erst vor kurzem für ein paar hundert Piaster wie ein Tier gekauft worden ist, jeder Haremseunuch und Fremdstämmling, wie Soliman Pascha von Bagdad, ein Georgier, in kurzer Zeit die höchsten Ehrenstellen des Reiches erringen. Aber auch über die eigene Haltung den Türken gegenüber, über die kurdische Nationaluntugend Nummer eins, die Uneinigkeit, fallen bittere Worte.

»Die Eifersucht unserer Fürsten ist ihr Ruin«, wirft einer der Aghas ein. »Weder Türken noch Perser könnten etwas gegen uns tun, aber durch Ausnutzung unserer Familienzwise haben sie Erfolg und erhalten stets das Beste von uns. Wir sind gewiß Kurden mit großem Unverstand.«

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Rich und seinen Gastgeber verstärkt sich mit jedem Tag seines Aufenthaltes in Suleimania. Er nimmt an allen ihren gesellschaftlichen Veranstaltungen und Wettkämpfen zu Pferd und mit der Waffe teil, lehrt Osman Bey das Degenfechten und diskutiert mit den Häuptlingen der umliegenden Djaff und Kelhor ihre Stammesprobleme und wahrscheinlich die nationale Situation der Kurden überhaupt. Wenn der Deutsche Moritz Wagner, der Kurdistan um 1850 als Botaniker durchzog (und seinerseits kurdische Kontakte zu knüpfen versucht hat), davon spricht, daß die Engländer das Nationalbewußtsein der Kurden gegen die Türken zu entfachen versucht haben, so wird das wohl auf den Residenten der Ostindischen Compagnie gemünzt gewesen sein.

War es aber die Absicht der englischen Kolonialpolitik, in Kurdistan potentielle Verbündete gegen die Türken zu gewinnen, sie hätte keinen besseren Botschafter als Rich finden können.

Unentwegt sammelt er Informationen über Verkehrswege und Stammesgebiete, notiert bisher völlig unbekannte Clansbezeichnungen wie die der Bulbassi, Juanrov und Feileys, erfährt

Pittoreskes über die herrschenden Familien von Amadjah und der Guran und stößt schließlich eine uralte Pergamentrolle auf, die eine komplette Familienchronik eines Baban-Nebenzweiges enthält.

Aber sein größter Wunsch, die Tarich el Akrad zu Gesicht zu bekommen, geht nicht in Erfüllung. Einmal verspricht ihm der Wali von Ardelan, Aman Ullah Khan: »Die Tarich willst du haben, wallah, ich werde sie dir beschaffen«; aber es ist eine recht unverbindliche Erklärung des Mannes, der ganz in die innenpolitischen Probleme der Kadjaren-Schahs verwickelt ist, und Rich kehrt wieder zu den Bebbeh zurück, die ihm ein Haus gebaut haben, in dem er jedes Jahr wenigstens für ein paar Wochen wohnen soll.

Aber es wird nicht mehr dazu kommen.

Im Herbst 1821 bricht in Westpersien eine verheerende Choleraepidemie aus. Rich eilt von Persepolis aus nach Schiras, verteilt Medikamente, organisiert ärztliche Hilfe und greift überall ein, die Ansteckungsgefahr nicht achtend. Am 1. Oktober erfaßt ihn selbst die fürchterliche Krankheit, und eine Woche später ist der Mann tot, dessen letzter Satz über die Kurden nur wenig verändert, auf seinem Grabstein stehen könnte:

»Ich fand dort die besten Leute, die ich im Osten getroffen habe. Ich habe Freundschaften geschlossen und ein Höchstmaß an Aufrichtigkeit und Gastfreundschaft erlebt, welches ich fürchte, nie wieder vorzufinden auf dem langen Weg meiner ermüdenden Pilgerfahrt. Die Erinnerung daran wird mir bleiben, solange ich lebe.«

Sechs Wochen nach dem Begräbnis wird beim Portier des englischen Konsulats in Bagdad von einem unbekanntem Kurden ein Paket abgegeben. »Für unseren Freund Rich-Bey«, soll der Mann gesagt haben, ehe er im Straßengewühl wieder verschwand. Als Richs Witwe das Päckchen öffnet, hält sie ein persisch geschriebenes, prunkvoll ausgestattetes Buch in der Hand. Es ist die Tarich el Akrad aus dem Jahre 1595 n. Chr.

Würde ein Archäologe in irgendeinem nordamerikanischen Pueblo eine Rolle mit der prähistorischen Stammesgeschichte der Roten Rasse entdecken, die ein indianischer Autor bis an die Schwelle unserer Zeit geführt hat, so würde eine Quelle von ähnlicher Bedeutung erschlossen sein, wie sie das Buch des Scheref Khan von Bitlis darstellt. Mit dem Unterschied, daß die Geschichte des vorderasiatischen Berglandes uns nicht nur geographisch, sondern wohl auch kulturell näher steht als die »Dark and bloody grounds« jenseits des Atlantik.

»Die Tarich el Akrad«, oder »Scheref Nameh« — das Buch des Scheref — »... gehört zu den größten Raritäten... und nimmt einen bevorzugten Platz unter den Quellen der... Geschichte ein«, heißt es in der Enzyklopädie Islam... »entwirft ein treues Bild des kraftvollen Aufblühens des kurdischen Feudalismus«, sagt V. Minorsky.

Der Verfasser Scheref ist ein Sproß des berühmten Fürstengeschlechts von Bitlis, das sich von den Sassaniden herleitet und um 800 n. Chr. das südliche Armenien mit einer vorwiegend christlichen Bevölkerung erobert hat. Er ist im Exil in Persien geboren, diente mehreren persischen Königen, wurde aber im Jahre 1576 von Sultan Murad III. wieder in die Heimat zurückgerufen und in das väterliche Erbe eingesetzt. Ab diesem Zeitpunkt hat er begonnen, aus Motiven tiefverwurzelter Heimatliebe und eigener leidvoller Erfahrungen die Geschichte »el akrad« — der Kurden zu schreiben, die er aus »gelehrten Schriften, den Erinnerungen hochbetagter weiser Männer und eigenen Erlebnissen« zusammengetragen hat.

Mit einer Sachlichkeit, die einem abendländischen Werk sehr viel späterer Zeit entsprechen würde, teilt der Verfasser die Kurden nach ihrer Sprache in vier Gruppen, nämlich in die Kermandj, die Loren, die Kelhoren und Guran, eine Unterscheidung, die auch der deutsche Philologe Oskar Mann noch vierhundert Jahre später für vollkommen gültig gefunden hat. Auch was er über den Charakter seines Volkes sagt, klingt für ein orientalisches Werk geradezu erstaunlich.

»Die Kurden sind tapfer, großmütig, gastfreundlich und ihrem

Anführer im Kriege bedingungslos ergeben«, heißt es hier. »In den meisten Angelegenheiten der Lebensauffassung hingegen fehlt ihnen jede Einsicht. Raub und Blutvergießen gehören zur Tagesordnung, den Fleiß lieben sie nicht sehr, weshalb oft Mangel herrscht, und politisch halten die Stämme nicht zusammen, denn keiner will dem anderen gehorchen und untertan sein.«

Dieser selbstkritischen Eröffnung folgt eine penibel genaue Chronik der 32 kurdischen Fürstentümer, deren Diktion auf den ersten Blick nur wenig von der geschichtlichen Dynamik erkennen läßt, die darin verborgen ist. Das wird freilich sofort anders, wenn man die einzelnen Monographien in Beziehung zu den bekannten Daten der Weltgeschichte setzt, sie als fehlende historische Mosaiksteine betrachtet, die an ihrem richtigen Platz eingesetzt gehören.

So berichtet Scheref in seinem »Buch der Könige« unter anderem von vier kurdischen Sultanaten zwischen Diarbekr im Norden und Chuzistan im tiefen Süden des Zagros, die bisher völlig unbekannt gewesen sind, obwohl es gerade in diesem Raum mehrfach kriegerische Initiativen gibt, die auf beträchtliche Machtkonzentrationen schließen lassen.

In uralten armenischen Chroniken ist von einem Krieg zwischen Kurden und Georgiern die Rede, der mit dem Verlust der armenischen Hauptstadt Ani geendet hätte.

Die Tarich enthüllt, daß es sich um einen Feldzug der Chaddiden handelt, einer kurdischen Dynastie, die von Chaddad ben Kartu aus dem Stamm der Rawadi gegründet worden war und die Ani mit dem südlichen Armenien von 1126 bis 1161 und von 1165 bis 1174 regiert hat. Die Chaddadiden waren eifrige Bauherrn, haben viele Moscheen im armenischen Stil errichtet und dem Land eine Periode relativer Ruhe und Sicherheit gebracht.

Die Hassanaviden von Dinever und Scherezul haben als Könige von 912 bis 1042 den gesamten mittleren Zagros beherrscht und die Fazlewiden von Groß-Luristan — dem ehemaligen Lulu-Territorium — passen genau in jene Lücke ab 1220 nach Chr., in der die geordnete Geschichtsschreibung für 150 Jahre fast vollkommen versiegt. Es ist die Zeit der Mongolen-

herrschaft im islamischen Orient im Augenblick der Auslöschung des Kalifats von Bagdad.

Atabeg Thekle, der Urenkel des Stammvaters Hasan Fazlewi ist die tragische Gestalt dieser Epoche. Durch taktische Unterwerfung versucht er, das Chaos von Kurdistan abzuwenden, erringt tatsächlich das Vertrauen des Dschingis-Khan-Sohnes Hülagü und erhält ein wichtiges Kommando in der Armee. Aber die Chance, die Infrastruktur der Mongolen gleichsam von innen her aufzurollen und dem Orient ein Meer von Blut und Leid zu ersparen, ist an einer Kleinigkeit gescheitert. Als Thekle im geheimen Kreis die Ermordung des Kalifen beklagt, wird das Wort dem Khan hinterbracht. Flucht, Gefangennahme und schließlich der Henkerstod in Täbris sind die Folge.

Das war der Auftakt zu einer wilden Kampagne, der eine Anzahl der angesehensten kurdischen Familien zum Opfer gefallen ist. »In Hakkari verfielen alle Kurden dem Schwert, die dem mongolischen Heere begegneten«, bestätigt auch Raschid al Din. Um 1237 wurde die Gegend von Diarbekr, Djesireh und Mardin verheert und Arbil dreimal mit Krieg überzogen. Aber anders als in Persien, wo sich Großteile der Bevölkerung fast widerstandslos von den Mongolen abschlachten ließen, liefern die Bergstämme erbitterte Rückzugsgefechte. Und die gesamte Einwohnerschaft von Scherizor zog nach Syrien und Ägypten und verstärkte dort das Heer der Mameluken, die mit Hilfe dieser Kontingente schließlich zwischen Arbil und Maragha ein Bollwerk errichten konnten.

6.

Während wir solcherart die Tarich bemüht sehen, die Rolle der Kurden und ihrer profilierten Familien gegen die Mongolen darzustellen, so sehr scheint eine andere Passage, geographisch und thematisch abseits dieser Szene eine ganz besondere, geradezu atemberaubende historische Perspektive anzudeuten:

Nur wenige Jahre vor dem Ende des Atabeg Thekle liefert auch der türkische Sultan Dschelaleddin in Chovaresmien sei-

nen letzten Kampf gegen die Mongolen. Selbst aus einem höchst tatkräftigen und kriegerischen Clan stammend, hat er wechselnden Erfolg gegen die sein fernes Reich überrennenden Angreifer, kann einmal ihre Vorhuten in der Nähe von Kabul mit Hilfe türkischer Lehenseinheiten zerschlagen, muß aber vor der Hauptmacht des Feindes ausweichen und sich sogar einmal schwimmend über den Indus retten. Aber wenig später sehen wir ihn wieder bei dem Versuch, sein Heer zu sammeln, in die medisch-persischen Grenzgebirge ziehen, wo er auf die Ankunft versprengter Truppenteile, darunter auf eine Stammesgruppe türkischer Oghusen hofft, welchen er vor Jahren im nördlichen Armenien Weidegründe angewiesen hatte.

Aber dazu sollte es nicht mehr kommen. Während Dschelaledin mit einem Stamm im Zagros verhandelt, wird er von einem Kurden erkannt, dessen Bruder einst in Samarkand gehängt worden war. Der Kurde zieht seinen Handschar und nach kurzem Wortwechsel sticht er den letzten Verteidiger des Islam gegen die Barbaren ins Herz. Das war im Jahre 1231, vierzehn Jahre vor dem Fall Bagdads.

Was der unbekannte und unbedachte Kurde nicht ahnen konnte — und was für die strenge Geschichtswissenschaft vielleicht auch für immer Hypothese bleiben wird —, ist der Umstand, daß er mit seiner Rache auch für Jahrhunderte die Zukunft Kurdistans bestimmt hat.

Auf die Nachricht vom Tode des Sultans zerstreuen sich die Reste des chovaresmischen Heeres fluchtartig in alle Richtungen. Auch die Horde der Oghusen bricht nach Osten auf, um wieder in die alte Steppenheimat irgendwo im Herzen Asiens zurückzukehren. Es wird eine Wanderschaft aus der totalen Anonymität an den vordersten Platz der geschichtlichen Bühne. Als der alte Anführer Suleiman beim Übersetzen des Euphrat den Tod findet, erbt sein dritter Sohn Ertogrul die Häuptlingswürde, kehrt mit dem größeren Teil des Stammes nach Kleinasien zurück und tritt in die Dienste des seldschukischen Sultans von Ikonium. Dann erobert er jenes Schloß Karadschahissar, von wo sein ältester Sohn Osman einst die Fahne des größten Reiches entrollen wird, das je im Namen des Islam gegründet worden ist.

Es ist eine faszinierende Vision, sich vorzustellen, welche Richtung die Geschichte der Alten Welt genommen hätte, wenn der Sultan des exotischen Landes Chovaresmien am Leben geblieben wäre, um noch einmal sein militärisches Potential zu sammeln. Unterbricht man die Kette von Kausalzusammenhängen, deren erstes Glied die Blutrache des Kurden darstellt, so gibt es genügend Grund zur Annahme, daß, abgesehen von einem möglichen Abwehrerfolg gegen die Mongolen, jener türkische Haufen, statt nach Kilikien umzukehren und sich bei Brussa festzusetzen, geradewegs wieder in die Lehensabhängigkeit und damit in eine zweit- oder drittrangige Rolle zurückgefallen wäre, die ihm als Hilfstruppe eines orientalischen Sultans reserviert war. Um nach der Erfüllung seiner Aufgabe über die Hintertreppe der Weltgeschichte ebenso formlos zu verschwinden, wie alle die anderen türkischen und seldschukischen Haufen, denen wir in der abbassidischen und ayiubidischen Geschichte begegnen. Ohne den Dolchstoß des zagrischen Kurden, so kann also geschlossen werden, hätte es kein Brussa gegeben und keine Erstürmung Konstantinopels, keine Belagerung von Wien und kein Reich der Osmanen.

So scheint mir in der Notiz der Tarich el Akrad über Dschelal-eddin-Schah einer der geheimnisvollsten und folgenreichsten Zusammenhänge der Weltgeschichte verschlüsselt angekündigt, in dessen Kraftfeld alsbald auch das wilde Kurdistan gezogen werden wird. Denn sechs Generationen nach Dschelaleddin kehren die Nachfahren Ertogruls nach Kurdistan zurück, um ihre machtpolitischen Ziele in einem Krieg zu verwirklichen, der fast zur Gänze auf dem Rücken der Kurden ausgetragen wird...

7.

Die Türken eroberten Anatolien, das Kernland ihres späteren Imperiums nicht von Osten, aus der Richtung ihres zentralasiatischen Stammlandes, sondern in umgekehrter Richtung, vom westlichen Kilikien her. In einzelnen kleinen Trupps allmählich zusammenströmend, haben sie die armenisch-kurdi-

schen Hochregionen weitgehend unbemerkt und gleichsam als heimliche Partisanen der Geschichte durchschlichen, um erst in den eigentlich klassischen Ländern nahe der Ägäis eine sichtbare Spur auszubilden. Wie eine riesige unbezwungene Bergfestung ragt dieses Hochkurdistan in das osmanische Fleisch und stellt eine Bastion dar, die sich jederzeit zum verheerenden Ausfall öffnen kann.

Nachdem zuerst die turkomannischen Stammesführer »Vom weißen Hammel« von Täbris aus die kurdischen Stämme in ihre Großmachtspolitik einzuspannen versucht hatten, entsteht unter Schah Ismail in Persien eine ausgesprochen anti-osmanische Bewegung, die nicht nur den größten Teil des alten Iran kontrolliert, sondern, ganz ähnlich den sassanidischen Feueranbetern, eine iranische Nationalreligion propagiert. Der Gründer der Dynastie entstammt der mystischen, extrem schiitischen Ordensbruderschaft der Safawiden, die in der Ausrottung der Sunna als Irrlehre ihr eigentliches religiöses Ziel sieht. So wie die Sassaniden tausend Jahre früher, zählt Ismail das christliche Armenien zum Iran, treibt Keile in die Stammesloyalität der Kurden, unterhält bereits Besatzungen in den größeren Städten Kurdistans, in Van, Mossul und Diarbekr.

Die Situation treibt dadurch einem entscheidenden Höhepunkt entgegen, weil in Stambul eben erst ein Sultan den Thron bestiegen hat, der nicht nur ein besonders rücksichtsloser und blutgieriger Despot ist, sondern auch seinerseits die Schiiten mit fanatischem Eifer verfolgt. Im Jahre 1513 läßt Selim die Anhänger der Schia in seinem Reich zählen und kurz nachher in einer Art orientalischer Bartholomäusnacht alle Männer zwischen sieben und siebzig Jahren, insgesamt vierzigtausend, hinetzeln. Zusammen mit einem beleidigenden Schreiben an den Schah ist es das Signal für den Beginn des türkisch-persischen Krieges, von dem man in Europa lange Zeit nicht viel mehr wußte als das Endresultat: bei Tschaldiran am östlichen Ausgang des Maku-Gebirges hat eine Entscheidungsschlacht stattgefunden, in der die Safawiden für Jahrzehnte hinter den Zagros zurückgedrängt wurden. Und während die Historiker noch geruhsam damit beschäftigt sind, auf ihren Landkarten das gesamte kurdische Bergland in der Farbe des Großosmani-

schen Reiches einzuschraffieren, klopfen schon die Sieger persönlich an ihre Tür: Janitscharen, Pfortentruppen und Milizen, aber auch wilde Lehenskrieger des kurdischen Beglerbegs von Diarbekr und pluderhosiige Ashirets des Paschas von Van, wilde nie gesehene Typen, die dem türkischen Heer hauptsächlich Stoßtrupp und Kundschafterdienste leisten.

Wie diese bochtischen und zagrischen Kurden in das Herz Mitteleuropas gelangt sind, kann in der Tarich nachgelesen werden. Und wenn man genau aufpaßt, wird zwischen den einzelnen Stammesgeschichten, die Scheref weitschweifig erzählt, jener dramatische Zwischenfall sichtbar, der das Schicksal Kurdistans entschieden hat.

Von einer kurdischen Fürstendelegation ist die Rede, die den Schah »im Winterlager zu Choi« aufgesucht hat, um ihm ihre Huldigung darzubringen. Melek Chalil von Hosnkeif ist darunter, der Saladinnachkomme, Schah Ali von Djesireh und Emir Schemseddin, der Großvater des Scherefs. Dies scheint darauf hinzudeuten, daß die Kurden, von dem Massenmord an den Schiiten erschreckt, denen auch zahlreiche Kurden zu Opfer gefallen sind, ein Schutzbündnis mit den Persern angestrebt haben.

Aber als die Delegation im Winterlager ankommt, wartet ihrer eine böse Überraschung. Sie finden den Schah in Gesellschaft eines zwölften kurdischen Großen, Mohammed Khan, den Wali von Van, der die Perser in bestimmter Absicht aufgesucht hat.

»Von Groll gegen die Fürsten erfüllt, die ihn einst beleidigt haben«, berichtet Scheref dunkel, »gab er dem Schah einen verhängnisvollen Rat.«

»Wenn du dich der Emire bemächtigst«, soll er ihm während des Gastmahls zugeflüstert haben, »kannst du ganz Kurdistan ohne Schwertstreich erringen, das bisher noch jedem fremden Heer getrotzt hat.«

»Schah Ismail lieh sein Ohr diesem Vorschlag«, heißt es weiter, er läßt seine Leibwache vortreten und plötzlich sehen sich die Kurden, eben erst noch höflich behandelte Gäste, als Gefangene wieder. An ihrer Stelle ernannte der Schah unverzüglich Gouverneure aus den Kizilbaschenstämmen, die sofort an ihre Posten geschickt wurden.

Diese Entscheidung eines Augenblicks hatte unabsehbare Folgen. Von einem persischen König in Ketten gelegt zu werden, war eine höchst zweifelhafte Sache. Der Ort, an dem schon die Sassaniden ihre politischen Gegner verschwinden ließen, war eine in wüster Einsamkeit gelegene Burg, das »Schloß des Vergessens«, das bei Todesstrafe von niemandem genannt werden durfte. Der von den Römern fallengelassene armenische König Arschak hat dort bis zu seinem Tod in silbernen Ketten geschmachtet und mußte seine lichtlose Zelle mit dem Leichnam seines gegen die Perser erfolgreichen Feldherrn Warsak teilen, den sie ihm, mit Heu ausgestopft, »zur Gesellschaft« geschickt hatten, und wenig später ereilte auch den Sassaniden Kawahd selbst sein Schicksal.

Aber im Jahre 1514 ist das Schloß des Vergessens, das, wie Lehmann-Haupt nach seiner Rückkehr vom Kel i Schin nachgewiesen hat, mit den unterirdischen Felsverließen der Kurdenburg Kiphas in einem wilden Seitental des Obertigris identisch war, schon im Besitz der Bohti-Kurden, die sich wegen der verräterischen Gefangennahme ihres Stammesherrn den Türken angeschlossen hatten. Andere Kurdenfürsten folgen diesem Beispiel. Seid Beg erobert die Schlösser von Atak und Miafarakain, der Befehlshaber von Neshti vertreibt die Perser aus dem Gebiet von Mossul, und Dschemdschidbeg von Mardin hißt auf der selbst von Dschingis Khan nicht bezwungenen Zitadelle von Palu die osmanische Flagge. Als schließlich Emir Scheref mit zwei anderen Fürsten die Flucht aus dem persischen Lager gelingt (mehrere treue Ruzhegi waren dem Heer gefolgt, hatten ihrem Herrn heimlich Speise und Trank gebracht und ein gesatteltes Pferd bereitgestellt, während ein gewisser Mohammed Mirecha im Schlafgewand des Emirs auf dessen Lager zurückgeblieben ist), kommt es zur allgemeinen Erhebung und einer zweiten Schlacht bei Kotschissar, die das Ende der safawidischen Herrschaft in Kurdistan bringt, aber auch mehr als zehntausend Kurden das Leben gekostet hat.

Nach dem Fall Diarbekrs bringt der Emissär und Hofchronist Selims, der gebürtige Kurde Mollah Edris, »der durch Landsmannschaft und ehemalige Amtsverhältnisse wohlkundig des Landes und seiner Bewohner war«, ein Bündnis mit fünfund-

zwanzig kurdischen Fürsten zuwege, das eine außerordentlich günstige Bindung zu sein scheint.

»Die besondere Beschaffenheit dieses Teiles von Kurdistan (nämlich der Landschaft um Diarbekr), in welcher fast so viele Herren wie Schlösser vorgefunden werden... da gänzliche Unterjochung und Behauptung in so entferntem Gränzlande bey dem störrischen und unabhängigen Sinn der kurdischen Schloßherrn unmöglich, machte auch eine von allen übrigen Ländern des osmanischen Reiches verschiedene Einrichtung notwendig«, heißt es bei Hammer-Purgstall. »Die Einrichtung besteht darin, daß von neunzehn Sandschaken, welche die Statthalterschaft Diarbekr bilden, nur elf auf die gewöhnliche Weise... acht andere aber unter besonderer Benennung der kurdischen... fünf Distrikte endlich in erblichen Familienbesitz verliehen wurden... wie im folgenden Jahre auch Roha und Mosul untergeteilt wurden.«

Edris, nun förmlicher »Einrichtungskommissär« von Kurdistan, ist vom Sultan ermächtigt, in die Bestallungsurkunden die Namen der Fürsten nach eigenem Gutdünken einzusetzen, Fahnen, Ehrenkleider und auch 25 000 Golddukat zu verteilen, ein Preis, der von den Osmanen nie zuvor für ein erobertes Land bezahlt worden ist.

8.

Man wird dem Kurden Edris zubilligen müssen, daß er von der Redlichkeit seines Werks und der Unvermeidbarkeit der Unterwerfung Kurdistans überzeugt gewesen ist. Als Mann, der einen Schah vertrieben und seinem Sultan ein Reich fast ohne Schwertstreich erobert hat, konnte er mit dem ruhigen Gewissen in Pension gehen, die Eingliederung seiner Heimat ins osmanische Imperium in einer Form gelöst zu haben, die dem kurdischen Adel ein Übergewicht und dem kurdischen Volk ein Überleben gesichert hat. Daß die 25 000 Goldstücke in Wirklichkeit nur ein Vorschuß auf den enormen Blutpreis gewesen sind, den sein Volk in 400 Jahren für osmanische Großmachtspolitik bezahlen wird müssen, davon sollte Bitlis,

die Heimat des Edris und heimliche Hauptstadt Kurdistans als erste sehr bald eine Vorstellung bekommen.

»Nachdem sich Schemseddin eine zeitlang des Wohlwollens Selims erfreut hatte, sank die Schale der Gunst auf den Boden des Unglücks«, notiert siebzig Jahre später sein Enkel. Unvermittelt enthebt Selim auf Intrigen eines zu den Türken übergegangenen persischen Statthalters den Emir der Herrschaft, die seine Familie seit 700 Jahren innehat, und weist ihm die kleine Stadt Malatia in Kilikien als neues Lehen an.

Emir Scheref, von Stammesgenossen gewarnt, »daß ein Verbannter nach der Heimat auch bald den Kopf verliert«, ging nicht nach Malatia, sondern flüchtete nach Täbris. Er wird nicht der einzige Kurde bleiben, der wieder Partei der Perser ergreift nach den Spielregeln einer Existenz, die in tausenden Jahren Vergangenheit die einzige Chance im Austarieren übermächtiger Gegner gesehen hat. Er wird ehrenvoll empfangen, mit 150 Getreuen in das persönliche Gefolge des Schah Tamasp aufgenommen und zum Statthalter mehrerer Provinzen ernannt. Aber zu seinem Stammsitz kann ihm der Schah auch nicht mehr verhelfen. Verbittert und krank vor Heimweh zieht sich Schemseddin schließlich ins Privatleben zurück und verbringt seinen Lebensabend einsam und isoliert in Ispahan. Als er seine Familie wieder sieht, stirbt er im Alter von 67 Jahren »an gebrochenem Herzen«. Anderen Partnern der türkisch-kurdischen Allianz ist es inzwischen nicht viel besser ergangen.

Zejnol Beg von Hakkari, der im Auftrag Sultan Murads gegen die persischen Distrikte von Gärger, Zähur und Märänd Krieg geführt hat, ist auf dem Rückzug von den turkomannischen Garden Schah Mohammeds überfallen worden. Bajram Beg von Amadijah wurde von den Türken nach internen Stammesstreitigkeiten zuerst abgesetzt und später trotz seiner Waffenhilfe gegen die Perser in Erzurum hingerichtet, und der Verfasser der Tarich, Emir Scheref, hat nur deshalb sein Buch über die Geschichte der Kurden und die Schicksale seiner Zeitgenossen verfassen und beenden können, weil er nach seinen Kriegsdiensten für Sultan Mohammed II. im Jahre 1596 die Herrschaft seinem Sohn Abul Maani übergeben und sich in das Studierzimmer der Burg von Bitlis zurückgezogen hat.

VII.

DER RITT AUF DEM SILBERNEN LÖWEN

Theorien über den kurdischen Volkscharakter — Sind alle Kurden Räuber? — Der kurdische Stamm — Gastfreundschaft ein Stammesgesetz? — Zeremoniell der Blutrache — Augenausstechen wird zur Staatsraison — Kerim Khan, der kurdische Schah — Die glücklichste Periode Persiens — Die Kurden verspielen den Pfauenthron — Kerman, die Stadt der Blinden.

I.

Das Buch des Scheref Khan stellt nicht nur eine Bestandsaufnahme des kurdischen Feudalismus und der kurdischen Überlebensformel in einer verworrenen Zeit dar, sondern reflektiert auch aus dem Spiegel, den der Autor seinen Landsleuten vorhält, so manches Diagramm zur Frage, warum dieses energische und seinen Nachbarn in vielen Belangen überlegene Volk aus der mittelalterlichen Stammesgesellschaft nicht den Weg zum Nationalstaat gefunden hat.

Eine der Ursachen dafür ist in den besonderen Bedingungen der uralten kurdischen Feudalgesellschaft zu erkennen und in der extremen Anhänglichkeit, die der Kurde an seinen patriarchalischen Stammesführer und seine Familie bindet.

In vielen Generationen hat sich diese Struktur bestens bewährt, konnten, wie die Chronik der Nairi-Konföderationen beweist, kulturelle und militärische Einbrüche in einer beweglichen, dem Augenblick angepaßten Bündnispolitik abgefangen werden. Aber immer wieder haben die zentrifugalen Kräfte die Oberhand gewonnen, haben regionale und stammescharakteristische Gegensätze, die Streitigkeiten um Weidrechte, Viehdiebstahl und Brautraub den Horizont zur nationalen Einigung verbarrikadiert.

Dazu kommt, daß der Lebensraum der Kurden, die kargen Gebirge und Hochtäler rings um den ehemaligen fruchtbaren Halbmond, die Selbsthaftwerdung als Voraussetzung der Staatenbildung wenig begünstigt und auf weite Strecken nur unter

nomadischen oder halbnomadischen Bedingungen eine den Lebensunterhalt sichernde Viehwirtschaft erlaubt. Wie fast alle armen Gebirgsbewohner, die an den Passagen wichtiger Verkehrswege und den Kreuzungspunkten kontinentaler Handelsadern sitzen, waren auch die Kurden stets die Zöllner und Briganten ihrer tiefersitzenden Nachbarn, ein Beruf, der schon sehr früh die räuberischen und beutegierigen Instinkte in der Hordengesellschaft auf Kosten der gesellschaftsbildenden Faktoren begünstigt hat.

Der Ethnologe Dr. H. Christoff hat in einer tiefschürfenden Studie des kurdischen Nationalcharakters vier gleichsam geographisch-umweltsbedingte Gruppen unterschieden, unter welchen er den sogenannten »Viehzüchtern des Südtaurus« ein Optimum der original-kurdischen Eigenschaften zuspricht: »Ihr Charakter ist geformt durch den ständigen Kampf mit einer unbittlichen Natur und dem Feind«, hebt er hervor. »Während der jährlichen Wanderungen zu den Weideplätzen, die härteste Ausdauer und Anspruchslosigkeit erfordern, befinden sich die Taurus-Kurden fast ständig im Kampf mit benachbarten Stämmen, arabischen Beduinen und Viehräubern. Diese Faktoren und das freie ungebundene Leben haben den aristokratischen Charakter dieser Stämme, ihren Stolz, das ritterliche Betragen und den ehrenhaften Sinn geformt, von dem die Charaktere der anderen Gruppen nur abgeleitet sind.«

Die Grenzstämme des turko-armenischen Hochplateaus hingegen, die fast ausschließlich von der Beute und der Ausbeutung anderer leben, hätten infolge der ständigen kriegerischen Stimmung ganz extreme Charakterzüge ausgebildet, während die Halbnomaden und verstädterten Kurden sich am weitesten vom repräsentativen Typus des Tauruskurden unterschieden. Der Selbsterhaltungstrieb, Mut und Stammesdisziplin seien ständig im Sinken begriffen: die Verproletarisierung sei hier am weitesten vorgeschritten.

Wie viel und wie wenig solche Theorien auch in der Praxis wert sein mögen, es steht jedenfalls fest, daß die Umweltbedingungen und der Lebenskampf für die Bildung einer nationalen Identität wohl eine ähnliche Rolle spielen, wie die Kindheits-erlebnisse für die Formung der menschlichen Psyche.

Schon in Gestalt der frühgeschichtlichen Guti und Kassu haben die Kurden die assyrische Taktik der verbrannten Erde und den Massenmord an ganzen Völkern miterlebt. Ihre erste Begegnung mit dem kultivierten Abendland fand mit Alexander dem Großen statt, dessen Garde in Persepolis den wahrscheinlich schönsten Palast der Welt verbrannte. Die Kurden beobachteten dabei von ihren Schlupfwinkeln aus, wie sie die unermeßlichen Goldschätze aus Pasargadä, Susa und Ekbatana über den Pay e Taq-Paß und aus dem »Tor von Medien« hinunter an die Schiffe des westlichen Meeres schleppten. Nur wenig später waren sie auch Zeugen der unerhörten Ausplünderung Kilikiens und Armeniens durch die römischen Statthalter, von denen allein Lukullus während seines Feldzuges gegen Tigranes von Armenien ein größeres Vermögen als der Kaiser in Rom erworben hat.

Wenn man den Kurden kriegerische Grausamkeit vorwirft, wird man sich der dreitausend Hakkari und Mameluken erinnern müssen, die der berühmte Richard Löwenherz vor Akkon trotz seines Schwurs auf den Christengott nackt in die Wüste treiben und von betrunkenen Landsknechten niederhauen ließ, und auch ihre zeitweilige religiöse Intoleranz erscheint in einem anderen Licht, wenn man an den Beschluß der »liberalen« jungtürkischen Regierung vom März 1915 denkt, das Dreimillionen-Volk der Armenier einfach von der Landkarte zu löschen.

»So anarchistisch, störrisch und unbeherrschbar der einzelne Kurde im Rahmen der jeweiligen staatlichen Ordnung wirken mag, um so vollkommener ist er in seiner Eigenschaft als Mitglied seines Stammes, in der Treue zu seinem Chef, seiner Opferbereitschaft für das tribale Gemeinwohl«, schreibt Basile Nikitine im Vorwort zu seiner 1956 erschienenen Studie über die Kurden.

Tatsächlich ist der Stamm die eigentliche und natürliche Organisationsform des Kurden, sein Staat und sein Gesetzgeber, Regent, Arbeitsplatz, Schild und Schutz gegen die feindliche Umwelt zugleich. Es ist daher auch für einen Kurden die am meisten gefürchtetste Strafe, aus der Stammesgemeinschaft ausgestoßen zu werden, aus der er hervorgegangen ist.

Ohne eine kurze Orientierung über diese Gesellschaftsformation wird man daher kaum zu einem wirklichen Verständnis der kurdischen Existenzbedingungen und ihrer Geschichte kommen, die nach Schluß der Tarich el Akrad einen kaum weniger stürmischen Verlauf genommen hat.

2.

Die Geschichte des Stammes führt weit in die Frühzeit der menschlichen Gesellschaft, in biblische Zeiten zurück. Der Stamm ist die erste Organisationsform, die sich über die primitive Horde des jagenden und sammelnden Urmenschen erhebt und bereits zahlreiche Elemente des späteren Staates in vereinfachter und verkleinerter Form erkennen läßt.

Wenn auch mit der anwachsenden Zahl der Mitglieder die verwandtschaftlichen Bande und die persönlichen Bindungen schwächer werden, so tritt doch an ihre Stelle die Tradition und das gemeinsame wirtschaftliche und sicherheitsbedingte Interesse.

Nirgendwo ist diese Entwicklung besser nachzulesen als in der Bibel, die das Entstehen des jüdischen Volkes aus der Urzelle der Familie Abrahams bis zur Bildung des jüdischen Staates unter Saul, David und Salomon beschreibt und solcherart auch die beste Stammesgeschichte ist, die wir kennen. Viele Generationen früher aber waren schon die Bergvölker des gebirgigen Hinterlandes auf stammesrechtlicher Grundlage organisiert. Das dokumentieren assyrische und chaldische Geheimdienstberichte, die schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. von Hirtenverbänden in Transkaukasien mit Häuptlingen an der Spitze berichten, die »Ispan« oder »Ichan« genannt wurden und in »Zyklopenbauten« residiert haben sollen.

Mit der zunehmenden Erschließung neuer archäologischer Fundstätten, besonders durch die Russen in Armenien, besteht die Hoffnung, mehr über diese Zusammenhänge zu erfahren. Bis dahin werden wir aber unsere Studien am lebenden Modell, dem gegenwärtigen kurdischen und — mit Vorbehalt — dem

arabischen Beduinenstamm fortsetzen müssen, die als einzige Relikte noch die uralten Stammestraktionen bewahrt haben.

»Die Gestalt des vollbärtigen, martialisch bewaffneten Chefs erinnert in allen Zügen an Abraham, die Frauen, in einem Winkel des Zeltens webend oder mit der Zubereitung des Mahles beschäftigt, wirken wie die lebendigen Illustrationen von Rachel und Rebekka in ihrem natürlichen Rahmen, an dem sich seit Jahrtausenden so gut wie nichts geändert hat«, meint B. Nikitine, der während des Ersten Weltkrieges die Kurdenlager in der Umgebung von Urmia besucht hat.

Das Zelt des Häuptlings ist täglich der Versammlungsplatz der Stammesältesten und anderer angesehener Männer. Während diese im Halbkreis auf dem großen Teppich Platz nehmen, den die Frauen selbst gewebt haben, dürfen sich die jüngeren Männer in Gegenwart der Alten nicht setzen, sondern sind, ebenso wie die Söhne des Häuptlings verpflichtet, Kaffee und Pfeifen zu reichen und der Beratung schweigend zuzuhören. Tritt der Chef ein, erhebt sich alles, bis er sich gesetzt hat.

In den größeren Clans war es bis vor kurzem Sitte, freie Tafel zu halten, täglich bis zu dreißig Schafe zu schlachten und vier bis fünf Pud Reis zu bereiten, so daß die Geschenke und erpreßten Abgaben der Stammesangehörigen wieder ins Volk zurückflossen und so eine Art sozialen Ausgleich darstellten.

Noch gibt es keine zusammenfassende Untersuchung der Soziologie des kurdischen Stammes, nur lückenhaft sind wir über seine Klassen, das Stammesrecht, die Wahl des Chefs und die Generationsprobleme orientiert, Faktoren, die uns über den Weg von der Ur-Horde zur feudalen Gesellschaft vielleicht mehr sagen könnten, als die antiken Autoren, die jenen Zeiten immerhin um 2000 Jahre näher standen als wir.

Während nach der Untersuchung Viltshchevskys der kurdische Stammeschef über eine praktisch unbegrenzte Autorität verfügt und ohne weiteres die Todesstrafe verhängen kann, gibt es vereinzelt auch Beispiele einer demokratischen Verfassung, einen sogenannten »Rat der Ältesten« (Rypsi), der auch bei Verträgen und Kriegserklärungen das letzte Wort hat. Rich erzählt, daß bei den Rummosk, Manzur, Piran und Mamash, die zusammen die Bulbassi-Nation bilden, jeder Mann, auch der

geringste, eine Stimme in öffentlichen Angelegenheiten hat, und Nikitine hat sogar Überreste einer ausgesprochen matriarchalischen Tradition bei diesem so kriegerischen Volk festgesellt. Er selbst und Minorsky haben während des Ersten Weltkrieges mehrmals die Witwen berühmter Kurdenscheichs kennengelernt, die ihren Stamm in Kriegszeiten weitergeführt und sich als geschickte und energische Unterhändler erwiesen haben.

Überhaupt hat sich die kurdische Frau unter allen islamischen Völkern die freieste Stellung bewahrt. Sie nimmt völlig unbefangen am gesellschaftlichen Leben teil, geht unverschleiert und beteiligt sich sogar an gemischten Tanzveranstaltungen, eine für den Orient bis vor kurzem noch unerhörte Vorstellung.

Während die semitischen und auch die turko-mongolischen Hirtenstaaten so gut wie keine aristokratischen Ansätze zeigen, hat der kurdische Stamm mehrere deutlich getrennte Klassen. Einer aristokratischen Elite, den »Ashirets«, die sich um eine meist sehr alte adelige Familie gruppiert und das konstante Element des Stammes bildet, steht eine fluktuierende Masse gegenüber, die sich aus Anhängern, Abenteurern und Deserteuren rekrutiert und sich bald diesem bald jenem Fürsten anschließt. Auf diese Weise können auch weitgehend die starken Schwankungen in der Stärke und der Bedeutung der einzelnen Stämme erklärt werden, die sich immer wieder beim Vergleich der Stammeslisten aus verschiedenen Zeiten ergeben. So war zum Beispiel der Stamm Milan, der unter der erfolgreichen Führung des Scheich Omar 1600 Zelte zählte, nach zwei Jahren des Unglücks auf 500 Zelte zusammengeschmolzen. Und der Stamm Bekzader, der während des Ersten Weltkriegs durch den russo-türkischen Frontverlauf gezwungen war, in Nordmesopotamien zu bleiben, hatte neun Zehntel seiner ursprünglichen Größe verloren, als er endlich wieder bei den russischen Linien auftauchte.

Bei den Stämmen Persisch-Kurdistan ist die Spaltung noch mehr sozial und durch die Lebensweise betont. Während die Ashirets, das eigentliche offensive Element der Stammesführung, weitgehend ihren nomadischen Gewohnheiten als Hirtenkrieger treu geblieben sind, stellen die »Rayas« eine Kaste von Landarbeitern dar, die den Grund ihrer Lehensherren

meist unter sehr harten Fronbedingungen zu bearbeiten haben. Viltševsky hat eine recht interessante Untersuchung veröffentlicht, wonach die Rayas in Ostkurdistan die Reste einer unterworfenen älteren Bevölkerungsschicht darstellen, die erst später kurdisiert wurde, eine Annahme, die sowohl linguistisch wie durch offenkundige rassische Unterschiede zwischen den beiden Gruppen unterstützt wird. Das Gurani der ardelanischen Landbevölkerung läßt sich vom eigentlichen Kurdisch, dem »Kurmandj« deutlich unterscheiden und enthält noch zahlreiche asianische Sprachformen.

Die für Kurdistan typische Gliederung in nomadische, halb-nomadische und sesshafte Stämme und innerhalb des Stammes wieder in nomadische Hirtenkrieger und sesshafte Dorfbewohner enthält naturgemäß eine Reihe von Konfliktstoffen, die in ihrer Zeitwirkung auf den Zerfall des Stammes und des feudalen Systems überhaupt hinzielen. Die Existenz der Hirten, die nur von ihren Herden leben, ist weit weniger gesichert, als die der Ackerbauern, die Reserven anlegen können. Unglückliche Umstände führen also eher zur Verkleinerung, ja zum völligen Verschwinden nomadischer Sippen, und wo es eine Teilung in Nomaden und Sesshafte gibt, überleben in Notzeiten die letzteren.

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts kommen die Anstrengungen der persischen und türkischen Regierung hinzu, die Freiheit der Wanderstämme drastisch einzuschränken und die Sesshaftwerdung durch Prämien, Zuteilung von Ackerland oder einfach mit militärischer Gewalt durchzusetzen. Die Grenzziehung zwischen Syrien und der nachottomanischen Türkei, welche den taurischen Kurden die Winterweiden nimmt, und die zunehmende Industrialisierung hat die Existenzgrundlage der Hirtenstämme seither weiter entscheidend geschmälert.

Das ist der zweite Grund, warum so viele alte Stammesnamen, die in früheren Jahrhunderten auf der Völkertafel der Kurden aufschienen, seither verschwunden sind und nur die großen Stammesverbände, eigentlich schon Völkerschaften, wie die Hakkari, die Mukri und die Kelhor ihren Platz gehalten haben. Die dritte Erklärung für dieses Phänomen liegt im Temperament und im Charakter der Kurden selbst.

Neben dem absoluten Gemeinschaftssinn hat die Stammesgesellschaft noch andere positive Züge entwickelt, die den Kurden von allen seinen Nachbarn unterscheidet. Wer einmal ihre melodiös-melancholischen Lieder über die Schönheit ihrer Bergheimat, die grünen Wiesen und die klaren Bäche gehört hat, ist um einen tiefen Blick in das Gefühlsleben dieser Leute reicher. Tatsächlich hat kaum ein Volk des Nahen Ostens eine so tiefe Beziehung zu seiner kargen Gebirgsheimat entwickelt wie die Kurden, und eher nehmen sie jede Entbehrung auf sich, als in die Fremde zu gehen.

Als Hafiz Pascha während seines Feldzuges gegen die Kurden vom Karsann Dagh ihren Starrsinn dadurch zu brechen glaubte, daß er ihnen in der Ebene von Dschebel Thor neue und zehnmal größere Weideplätze versprach, nickten die Ältesten des Stammes ergeben mit dem Kopf. Aber am nächsten Morgen waren sie aus dem türkischen Lager verschwunden, das Schießen fing wieder an, und die Belagerung ging bis zum bitteren Ende weiter.

Als Folge der kurdischen Lebensbedingungen ist auch die wahrscheinlich positivste Seite ihres Charakters entstanden. Unter einem kurdischen Dach wird jeder Fremde, zumindest für die Zeit seines Aufenthaltes im Dorf, vollen Schutz für Leben und Eigentum finden und nicht selten mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Für die Sicherheit seines Gastes wird der Kurde jederzeit sein eigenes Leben einsetzen.

Neben diesen versöhnlichen Aspekten weist die Stammessoziologie aber auch Tiefen auf, die der Palette des kurdischen Charakters ganz konträre, dämonische, ja selbstzerstörerische Nuancen verleihen. Wie ein roter Faden läßt sich darin die verheerende Spur der Blutrache verfolgen.

Schon Scheref hat vor 400 Jahren die unbeherrschte Rachsucht seiner Landsleute beklagt. »Mord und Blutvergießen sind deshalb an der Tagesordnung«, sagt er, »weil es keinen einheitlichen Gebieter gibt.«

Tatsächlich setzt der Kodex der »Thola«, der Blutrache, nicht nur das islamische Recht, sondern auch das Stammesrecht außer Kraft.

ausgetragen werden, finden sich heute noch in jeder ursprünglich gebliebenen patriarchalischen Gesellschaft wieder, in Sizilien, im bäuerlichen Kastilien, auf dem Balkan. Nirgendwo aber wird die Blutrache mit einer so formaljuristischen Prozedur vollzogen wie in Kurdistan.

Hier gibt es genaueste Regeln und Verfahrensvorschriften für Beginn und Reihenfolge, in der die Mitglieder eines Clans eine Bluttat zu rächen haben, die Höhe des Blutpreises ist ebenso festgesetzt wie Ausnahmebestimmungen. Ist kein männlicher Rächer mehr übrig geblieben oder dieser zu jung, um die Waffe zu tragen, so gilt die Regelung, daß die Rache auf den nächsten männlichen Verwandten der weiblichen Linie übergeht, aber es ist auch vorgekommen, daß die Frauen selbst zur Waffe gegriffen und ihre männlichen Gegner zum Zweikampf herausgefordert haben.

Nur das Angebot des »Blutpreises«, eine Geldsumme, Waffen oder Tiere, hemmt die Thola: wenn der Mörder im Leichenhemd und seinen Säbel auf die eigene Kehle gerichtet vor dem Rächer erscheint, muß Verzeihung gewährt werden, »immerhin ein schwacher Lichtstrahl in der barbarischen Finsternis dieser Hordensitten«, meint O. Wagner.

Im Grunde aber liebt der Kurde die blutige Vergeltung, und da sich auch auf der Gegenseite die Spirale der Gewalt nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung dreht, kann bald niemand mehr sagen, wo die Schuld und wo das Recht gelegen ist. Und es ist auch schwer zu entscheiden, was erschreckender ist: der unerbittliche Mechanismus der Vergeltung, die ganze Sippen, Clans und Stämme ins Verderben zieht, oder der Leichtsinn, mit dem sie herausgefordert wurde.

Die beiden Zweigstämme der Khosnav, die Mir Mahmalli und die Mir Jussufi, deren Gebiet nur durch einen schmalen Wasserlauf getrennt ist, waren zur Zeit Richs in eine blutige Fehde verwickelt, die wegen eines Hundes ausgebrochen war. Seither pflegten die Männer jedesmal nach Beendigung des Gottesdienstes, der sie an jedem Freitag in der gemeinsamen kleinen Moschee zusammenführte, von ihren Berghängen aus aufeinander zu feuern. Einmal hatte in der Moschee selbst der Kampf begonnen und dreißig Tote gekostet.

Karl May will übrigens in diesem Konflikt als Kara Ben Nemsî eine Rolle gespielt haben und hat darüber eine Geschichte unter dem Titel »Maria oder Fatimah« veröffentlicht. Aber im Gegensatz zur Dichtung ist die Wirklichkeit weniger versöhnlich verlaufen: Zur Zeit seiner vermeintlichen Abenteuer hatten sich die Khosnavstämme längst vollkommen ausgelöscht.

Von diesen Stammestragödien gibt eine Erzählung in Shomguni einen Begriff, die von dem deutschen Philologen Oskar Mann im Jahre 1903 in Uschnu aufgezeichnet wurde.

»Ilyas Beg Turk zog sein Heer zusammen gegen Khosro Khan, und eines Tages kam es zum Kampf zwischen ihnen«, heißt es dort. »Saib Kazali und Ali Muhammed von den Leuten des Khosro wurden getötet. Ilyas Beg wurde getötet. Der Reiter Kuli Tschabuk kam, um die Leiche des Ilyas Beg wegzutragen. Auch auf diesen schossen sie und töteten ihn auf der Leiche des Ilyas Beg. Der Reiter Schah Vâläd schoß Khosro Khan von hinten in den Kopf und er schoß die Pistole ab, so daß er vom Pferde herabfiel. Das Turk-Heer erlitt eine Niederlage.

Der Stamm des Khosro Khan kam nun vom Sommerlager in das Winterquartier. Der Turkstamm umzingelte die Feste des Khosro Khan. Zehn Tage und zehn Nächte war Kampf, daß von dem Pulverrauch der Büchsen niemand den Himmel und die Erde sah. Fünfzig Reiter und Fußkämpfer, Weiber und Kinder wurden getötet, bis das Turk-Heer geschlagen wurde.«

In ähnlicher Weise wird man sich die Tragödie des ehemals mächtigen Stammes Soran vorstellen müssen, der noch zur Zeit Scherefs die Städte Mossul, Arbil und Kerkuk beherrschte. Aus unbekanntem Ursachen wurde er von den Bebbeh in einen langjährigen Konflikt verwickelt und schließlich so vollkommen aufgerieben, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur mehr einzelne umherirrende Sippen angetroffen werden konnten.

Die mit den Bebbeh verbündeten Beradost-Kurden sind nach diesen erschöpfenden Kämpfen von Schah Abbas angegriffen und weiter dezimiert worden.

Diese Begebenheiten haben den türkisch-persischen Krieg von 1620 ausgelöst, in dem die Kurden teils auf türkischer, teils auch wieder auf persischer Seite gekämpft und allein während

eines Feldzuges gegen die Afghanen zehntausend Mann verloren haben.

Nach der zweiten Niederlage vor Wien haben die Osmanen einen neuen Zentralisierungsversuch in Kurdistan unternommen, und auch in Persien gestaltet sich die nationale Situation der Kurden immer schwieriger. Die Khane von Ardelan verlieren ihre Würde als Vizekönige des Schahinschah und zahlreiche Kurdenstämme, wie die Maku, Zand und Dimbuli werden aus machtpolitischen Gründen aus ihrer Heimat in die fernen heißen Wüstengebiete Khorassans und Mescheds verpflanzt.

Berichtet also die Tarich el Akrad von einem Kurdistan, dem als früher Pufferstaat zwischen Persien und der Türkei die zentrale Figur fehlt, so gerät es mit dem Erstarren der beiden Großstaaten immer noch tiefer in die Rolle einer rechtlosen Grenzbevölkerung.

Und kein kurdischer Prophet hat zu dieser Zeit geahnt, daß der heiß ersehnte Führer, der strahlende nationale Held nur mehr wenige Augenblicke entfernt ist.

Die Art und die Umstände seines Auftauchens mitten in einer scheinbar völlig verlorenen Partie liefern uns einmal mehr ein Beispiel, daß selbst die verwegenste schriftstellerische Phantasie von der Kombinationsgabe der Geschichte bei weitem übertroffen wird.

3.

Wer die Geschichte Persiens aus zeitgenössischen, nicht für den Schulgebrauch zensierte Quellen verfolgt, ist entsetzt über das Maß an Unterdrückung und Rechtlosigkeit des einfachen Volkes, die Grausamkeit der persischen Justiz und den abstoßenden Sadismus so vieler Machthaber seit den Sassaniden.

Schon die Felsbilder im Zagros aus der Lulubu-Zeit zeigen Szenen, in denen Kriegsgefangene mit durch die Lippen gezogenen Seilen aneinandergefesselt sind. Das Aufhängen an den eigenen Gedärmen, Hautabziehen und Nägel-durch-die-Fußsohlen-treiben waren noch ganz gewöhnliche Strafen in einem Milieu, das

auch dadurch kaum akzeptabler erscheint, weil zur gleichen Zeit in Europa kaum zimmerlichere Methoden gehandhabt worden sind.

Auch Nadir Schah, ein afscharischer Emporkömmling, hat diese Traditionen eifrig fortgesetzt, Bauernaufstände in Blutbädern erstickt und seinen eigenen Sohn blenden lassen, um ihn als Rivalen auszuschalten. Aber nicht diese Grausamkeiten, und auch nicht seine sinnlosen Feldzüge nach Afghanistan, Kurdistan und Indien haben schließlich zu seinem Sturz geführt, sondern seine eigene Aristokratie, die er sich durch Enteignungen zum Feind gemacht hat, und seine Heerführer haben ihn während eines neuen Feldzuges gegen die Kurden von Khorassan im Jahre 1747 umgebracht.

Ein Offizier der Junta, Ali Khuli Khan reißt die Macht an sich und läßt üblicherweise die gesamte Verwandtschaft des Schah hinrichten, wird aber bald darauf von seinem eigenen Bruder abgesetzt und geblendet, worauf Prinz Charok, ein Safawide, von den persischen Großen gegen den Willen der Generalität zum König gekrönt wird. In den folgenden Bürgerkriegswirren wechseln Empörungen und Gegenempörungen in rascher Folge, einem Oberkommandierenden wird der Kopf abgeschlagen, der Afghane Achmed eilt aus Kabul mit einer Streitmacht herbei und im März des Jahres 1749 liegen mehr tote Prinzen um den Pfauenthron herum, als am Ende des letzten Aktes von Shakespeares Hamlet.

Der März ist der kurdische Hoffnungsmonat par excellence. An einem 22. März vor vielen tausend Jahren hat ein einfacher Schmied den Tyrannen des kurdischen Volkes erschlagen, und seither wird dieser Tag von den Kurden in Dersim bis zu den Persern von Fars als »Kurdenfest« gefeiert.

Um den Nimbus des Frühlingsmonats noch einmal glänzend zu polieren, hat das Kismet Kurdistans ein merkwürdiges Ensemble von Stars und Statisten arrangiert.

Der Kopf dieser Gruppe ist der alte Häuptling eines sehr einflußreichen Bachtierenstammes, Ali Merdan, ein alter, machthungriger Intrigant. Irgendwo aus dem Staub eines vergessenen Dorfes hat er einen achtjährigen Jungen hervorgezerrt und als Ismail, den Neffen des letzten Safawidenschahs Hussein prä-

sentiert. Zu schwach, um diese Schachfigur selbst auf den Thron zu heben, stützt er sich auf einen kurdischen Anführer namens Kerim Khan aus dem Stamm der Zand, der eben erst aus der Verbannung in Khorassan in die alte Heimat zurückgekehrt war.

Kerim war einer der fähigsten Offiziere des Nadir Shah gewesen. »Niemand konnte in Persien mit mehr Anstand und Kraft die Lanze werfen oder besser reiten als dieser Kurde«, sagt William Franklin (»Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien 1786«) von ihm. »Er war der Liebling der Soldaten, und im Gefecht sah man ihn stets an der Spitze der Truppen, was eine große Seltenheit ist, denn ein persischer General sieht dem Gefecht gewöhnlich aus der Entfernung zu.«

Wenn man die zeitgenössischen Angaben über diesen Mann zusammenträgt, um das Geheimnis seiner Persönlichkeit und seines jähen Aufstiegs aus dem Nichts zu ergründen, wird man immer wieder auf Eigenschaften stoßen, die im Persien des 18. Jahrhunderts überhaupt keine Qualifikationen dargestellt haben.

Gleich nach der Einnahme Isphahans erwirbt er sich die Zuneigung der Einwohner und besonders der unterdrückten Armenier dadurch, daß er eine milde und rechtschaffene Verwaltung aufbaut, während Ali Merdan ein wahres Schreckensregiment errichtet und beginnt, dem Land noch mehr Steuern als unter Nadir abzupressen. Als Kerim sich weigert, aus dem armenischen Stadtteil Julfa 400 Toman (d. s. 3 Millionen Mark) einzutreiben, schickt ihm der wütende Regent den Henker; aber der Kurde ist schneller: Sein Freund Mohammed Khan schleicht sich unerkannt in das Hauptquartier und ersticht den Bachtieren inmitten seiner Garde.

Kerim ergreift nun in Isphahan die Zügel der Regierung, aber das Reich kontrolliert er noch lange nicht. Die Schlangen um das Haupt des alten Tyrannen im Märchen präsentieren sich im Persien des Jahres 1752 in Gestalt mehrerer rivalisierender Heerführer und Provinzgouverneure, deren jeder einzelne Kerim militärisch überlegen ist.

In den folgenden Kämpfen gegen den Kadjaren Mohammed und den Kadjaren Azad werden ihm taktische Fehler seiner

Unterführer mehrmals zum Verhängnis, aber immer wieder gelingt es dem Kurden, den fast schon verlorenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Eine dieser typischen Episoden wird in einem zeitgenössischen Bericht geschildert:

»Nach dem Verlust seines Heeres gegen Azad rettete sich Kerim Khan auf einem der berühmten tartarischen Pferde. Diese Pferde haben einen dicken Kopf, einen stämmigen Körper und ebensolche Beine und werden nur mit Gerste und Milch, niemals mit Wasser aufgezogen. In 52 Stunden ritt er ohne Unterbrechung von Schiras nach Isphahan, wobei er sich verhielt, wie einer der Horatier. Von vier Tartaren dicht verfolgt, warf er zunächst eines seiner mit Edelsteinen besetzten Armbänder, später das zweite weg. Ein wenig weiter machte er das gleiche mit einem reichbesetzten Dolche. Da nun die Tartaren abgestiegen waren, um diese Kostbarkeiten einzusammeln, kehrte er plötzlich um, spaltete den beiden nächststehenden den Kopf, ritt dann auf die beiden anderen los, die sich um das Armband stritten, tötete den einen und verwundete den anderen. Dann nahm er die Werkzeuge seines Sieges wieder auf und setzte ohne Gefahr seinen Weg fort.«

Ein solcher Mann ist von den Göttern als Sieger programmiert. Wen wundert es noch, daß er ohne eigentliches Heer seinen Gegner besiegt? Daß die Araber von Kermesir für den Kurden eine Hilfe mobilisieren, die sie noch keinem Herrscher Persiens geleistet haben? In gleicher Weise bewaffnen sich die Einwohner von Schiras, als Mohammed, der Kadjare, vor den Toren der Stadt erscheint, und zwingen ihn zum Abzug.

Ein Jahr später wird er an den Kaspischen Toren von Scheik Ali aufgestöbert und getötet. Er wird nahezu der einzige tote Rivale auf dem steilen Aufwärtsweg des Kurden bleiben, aber gerade sein Gewicht wird die Zandiden einmal in die Tiefe zerren. Allen übrigen Gegnern, Azad, dem General Feth Ali, der ihn ermorden wollte und dem Gouverneur Hideat hat Kerim auf eine ganz unpersische Art verziehen, manche hat er gar wieder in ihre alten Kommandoposten eingesetzt. Damit hat dieser Kurde schon am Anfang seiner Karriere eine staatsmännische Größe und eine menschliche Toleranz bewiesen, die ihn zu einem der bedeutendsten Herrscher seit den Achämeniden

signiert. Es ist ein Format, das auch Saladin und Scheref gezeigt haben, um den zweiten Teil eines geläufigen arabischen Sprichworts zu bestätigen: »Ein großer Kurde ist entweder ein berühmter Räuber oder ein großer Sultan.«

Das Wunder des März ist vollbracht. Das Reich des Kyros und Zarathustras, der Sassaniden und Safawiden liegt zu Füßen des Mannes aus dem kleinen Kurdenstamm Zand, den nicht einmal die Tarich el Akrad erwähnt hat. Seine kurdischen Kampfgefährten stehen bereit, ihn die Stufen des Pfauenthrons hinaufzutragen, von dem aus so lange Jahrhunderte die kurdische Minderheit unterdrückt worden ist.

Als Kerim Khan in jenem Jahr 1758 durch den Triumphbogen schreitet, den ihm die Einwohner von Isphahan errichtet hatten, wird so mancher Würdenträger heimlich in den Zügen des Kurden zu ergründen versucht haben, ob er die Traditionen der persischen Monarchie fortsetzen, oder ob er eine Herrschaft nach dem Muster der arabischen, türkischen oder mongolischen Eroberer begründen wird.

Kerim hat den dritten Weg beschritten, den eines Ausgleichs zwischen den beiden iranischen Hauptvölkern. Seiner ganzen Vergangenheit und Erziehung nach in großpersischen Maßstäben denkend, muß er zur Einsicht gelangt sein, daß eine Ordnung der gesamtiranischen Verhältnisse auch das nationale Problem seiner eigenen Stämme einschließt.

Diese Riesenaufgabe zu lösen, die durch die jahrzehntelange Anarchie verursachten wirtschaftlichen und moralischen Zerstörungen zu beseitigen, sehen wir ihn sogleich an die Arbeit gehen.

Kerims erste Sorge war, die Unsicherheit im Land zu beseitigen, Straßen und Handelswege wieder für die Karawanen zu öffnen; und er hat dieses Ziel erstaunlicherweise ohne harte Strafen, gegen die er eine Abneigung hatte, sondern vorwiegend durch Heranholung nomadischer Kurdenstämme besonders in die Provinz Fars erreicht. Noch heute ist ein besonderes Viertel von Schiras, von Angehörigen des Stammes Koruni, bewohnt. »Die Polizei war vortrefflich«, heißt es in zeitgenössischen Berichten, »Kaufleute und niederes Volk hatten nur wenige Abgaben zu leisten, und gegen Europäer war er besonders freundlich.«

Unter seiner Leitung wurde im südlichen Iran das Netz der Bewässerungskanäle erneuert und sogar der ungemein fortschrittliche Versuch zur Gründung einer Industrie, nämlich von Kristall- und Majolikafabriken unternommen. In Schiras, das er zur Hauptstadt machte, betätigte er sich als besonders kunstsinziger Bauherr. Die prächtige »Wakilmoschee« mit zwiebel-förmiger glasierter Kuppel, die marmorne Empfangshalle, die eine kunstvolle emaillierte Decke aufweist und die beiden Mausoleen für die berühmten Dichter Hafiz und Saadi werden noch heute mit Stolz gezeigt.

Für die mittleren und unteren Klassen war Kerim ein Wohltäter, und noch heute wird die Regierung der Zand von den Persern als eine friedliche Epoche in einem Ozean von Leid und Chaos verehrt.

Als Kerim Khan im Jahre 1789 unerwartet starb, wurde er als einziger Regent in der Geschichte seines Landes echt betrauert, obwohl er nie den Titel Schah angenommen, sondern sich nur als Statthalter für einen noch minderjährigen Safawidenprinzen betrachtet hat.

In seinem entscheidenden Teil aber ist Kerims Werk unvollendet geblieben: eine Generation vorgelebter Koexistenz hat nicht ausgereicht, der nationalen Einheit des iranischen Staates Bestand zu geben und die staatsbildenden Kräfte der Kurden dauernd zu verankern.

Nicht lange, nachdem der große Kurde in seinem Mausoleum beigesetzt war, sind nicht nur die ethnischen und politischen Gegensätze im Iran überall neu aufgebrochen, auch die Zandiden selbst haben nicht die tiefere Bedeutung des nationalen Experiments Kerims verstanden.

In einer Kette von Erbfolgekämpfen und blutigen Bürgerkriegen, in welchen der Sohn Kerims, Abdul Fetha und sein Feldherr Ali Murad gegen die Vettern Sadek und Zeki Khan standen, wurde die ursprünglich vitale Kraft der Zandiden und ihr Ansehen in Persien so lange und entscheidend geschwächt, bis dem Sohn des getöteten Kadjaren Mohammed, Agha Mehemet Khan, einem Eunuchen, ein entscheidender Einbruch gelang. Trotz oder wegen seiner barbarischen Grausamkeit konnte er in seiner Heimat Mazanderan ein beträchtliches Heer sammeln.

und darüber hinaus die Khans der nördlichen Nomadenaristokratie, also vorwiegend Kurden, mobilisieren und Scheik Veis, dem Sohn Murads, vor Teheran eine Schlacht antragen. Kurz vor der Entscheidung aber meuterten die kurdischen Gefolgsleute Scheik Veis, plünderten das Lager und flohen mit der Kriegskasse in die heimatlichen Berge.

Auf der Verfolgung der Fahnenflüchtigen im Gebirge, bei Schnee und Kälte, ist Ali Murad am 12. 2. 1785 im kleinen Dorf Aga Kamel an Erschöpfung gestorben.

Dem französischen Grafen de Sauveboeuf, der mit einer Sendung wertvoller Geschenke, wahrscheinlich Talleyrands, »an einen persischen Großen« in diesem Februar in Teheran eingetroffen war, verdanken wir einen Einblick in die Wirren dieses Zusammenbruchs.

»Wegen der rauhen Jahreszeit hatte mir Ali Murad Khan die Erlaubnis gegeben, noch sechs Wochen in Teyran zu bleiben«, erinnert sich der Graf. »Dadurch bin ich den Massakern entronnen, die auf den Tod des Fürsten folgten. In seinem Lager herrschte allgemeine Unordnung, die Zelte der Frauen wurden niedergerissen, Mord, Vergewaltigung und Plünderung des unermesslichen Schatzes war die Folge. Nur die einzige Tochter des verstorbenen Kerim Khan wurde aus Achtung verschont.

Ich selbst erfuhr die Nachricht vom Tode Ali Murads auf sehr sonderbare Art:

Mein Sekretär war um Mitternacht aufgewacht und zeigte mir an, daß meine Pferde auf dem Hof herumliefen. Ich glaubte, sie hätten sich losgerissen und machte das Fenster auf. Nun sah ich, daß auf allen Vieren Reiter saßen, die mit verhängten Zügeln davonjagten. Einen Augenblick später kamen mehrere Personen und sagten mir: Schewkes Khan habe erfahren, daß meine Pferde gestohlen wurden. Die Diebe wären aber schon in Verhaft, und ich könnte mein Eigentum von ihm bekommen. In Begleitung meines Sekretärs eilte ich sofort dahin und zwar mit dem bloßen Säbel in der Hand, weil ich wegen des Geschreis, das ich in verschiedenen Quartieren der Stadt hörte, schon einigen Verdacht hatte. Als wir auf dem Platze waren, liefen unsere Führer so schnell sie konnten davon. Jetzt erst

erfuhr ich, daß Schewkes Khan und Ali Murad schon abgereist waren und daß seine Truppen die Stadt plünderten. Als ich wieder nach Hause kam, fand ich, daß ich arg hinters Licht geführt worden war. Jene Leute hatten mich mit List aus dem Hause gelockt, um sich meiner Sachen bemächtigen zu können. Ich hatte nun weiter nichts, als was ich auf dem Leibe trug. Indes wurde der Khan von Teyran durch meine Lage gerührt und fuhr fort, für meinen Unterhalt zu sorgen, wie Ali Murad es ihm befohlen hatte. Einige Tage darauf gab er mir einige Bedeckung zu meiner Reise nach Isphahan, wo ich am 20. April ankam.«

Der letzte Zand, der kaum zwanzigjährige Lutf Ali Khan hat sein Erbe unter ähnlich tragischen Umständen, wie der sympathische Hohenstaufe Konradin, noch einmal durch eine persönliche Heldentat zu retten versucht. Mit seinen Anhängern aus Kerman schlägt er im Winter 1794 tatsächlich das doppelt so starke Heer des Eunuchen bei Schiras in die Flucht; aber während sich seine Soldaten siegestrunken über das Schlachtfeld verstreuen, sammelt der Kadjare noch einmal seine Scharen und vernichtet in einem einzigen Augenblick den Zand. Mit eigener Hand soll er dem gefesselten Lutf Ali die Augen ausgestochen haben, dann schleppt er ihn mit einem Strick an sein Pferd gefesselt die sechshundert Kilometer nach Teheran. Dort starb der Kurde im März 1794 auf dem Meidan.

Mit schwerer Hand hat Mehemet seine Herrschaft angetreten. In Schiras, der von allen Herrschern Persiens bevorzugten Stadt der Gärten und der Dichtkunst, ließ er seine Soldateska dreißig Tage lang morden und plündern. Isphahan wurde vor den Augen Sauveboeufs in Ruinen verwandelt, am grausamsten aber wurde Kerman bestraft. Die jungen Frauen der Stadt wurden als Sklavinnen verkauft, die Männer wurden alle geblendet. Vor der Stadt hat Mehemet einen Berg von 40 000 Augen eigenhändig mit der Spitze seines Säbels gezählt, während neben ihm der Leiter dieser »Aktion« stand, dem er das gleiche Schicksal angedroht hatte, falls nur ein einziges Augenpaar fehlen würde. Das war das Debut der Kadjarendynastie, die Persien bis an die Schwelle unserer Zeit beherrschen sollte. Der letzte, völlig unfähige Schah Ahmad

wurde erst 1925 von Riza Khan, dem Vater des gegenwärtigen Schah abgesetzt.

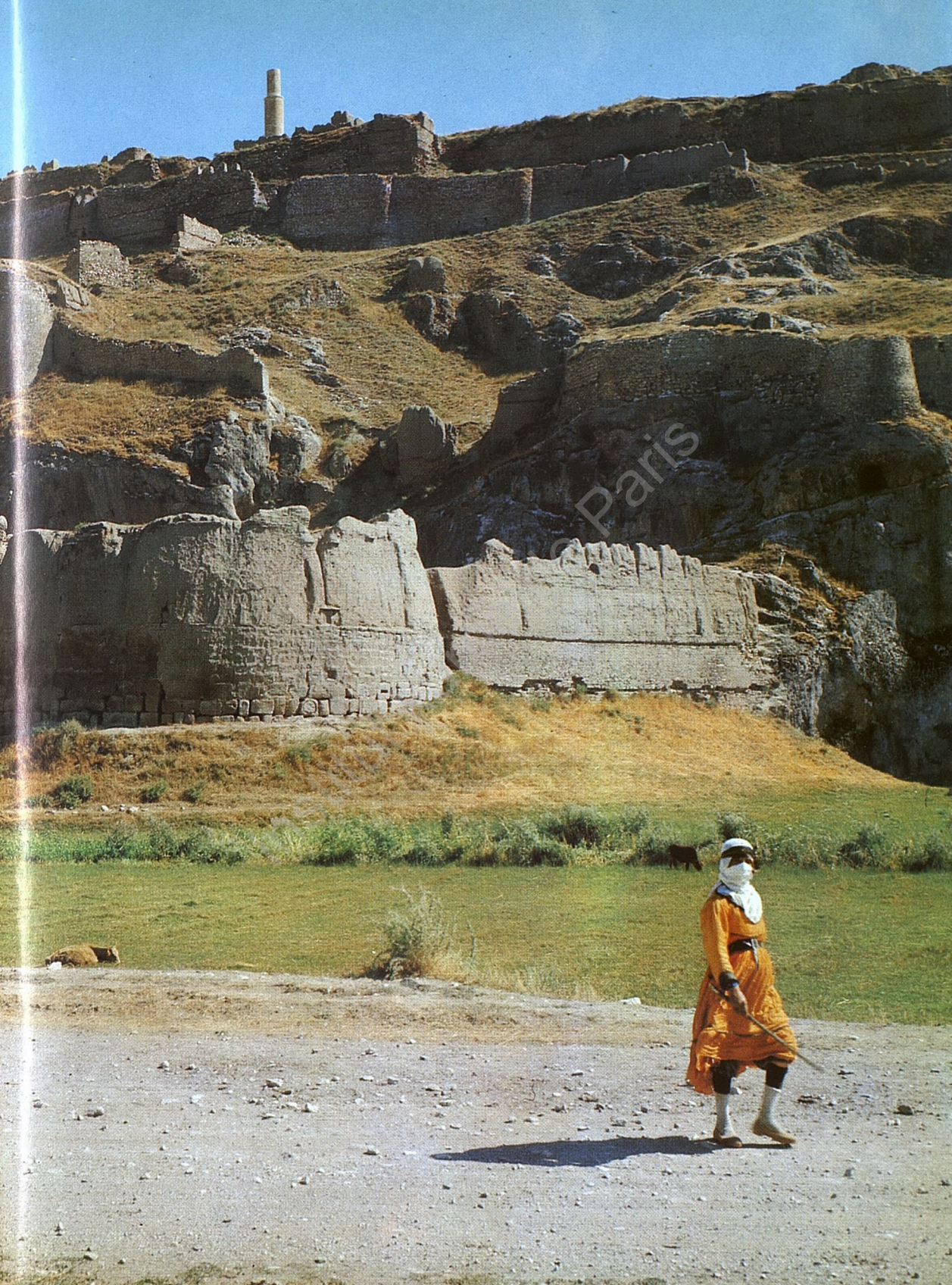
Obwohl die Masse der ardelanischen Kurden Mehemet gegen die Zandiden unterstützt hatte, liquidierten er und sein Nachfolger Feth Ali Schah zuerst die Hazaraspiden von Lor, 1810 ließ der Statthalter von Maragha nicht weniger als 300 Aghas der Mukri während eines Gastmahles niedermetzeln, und schließlich wurde das kurdische Vizekönigtum von Senna in ein persisches Gouvernement umgewandelt.

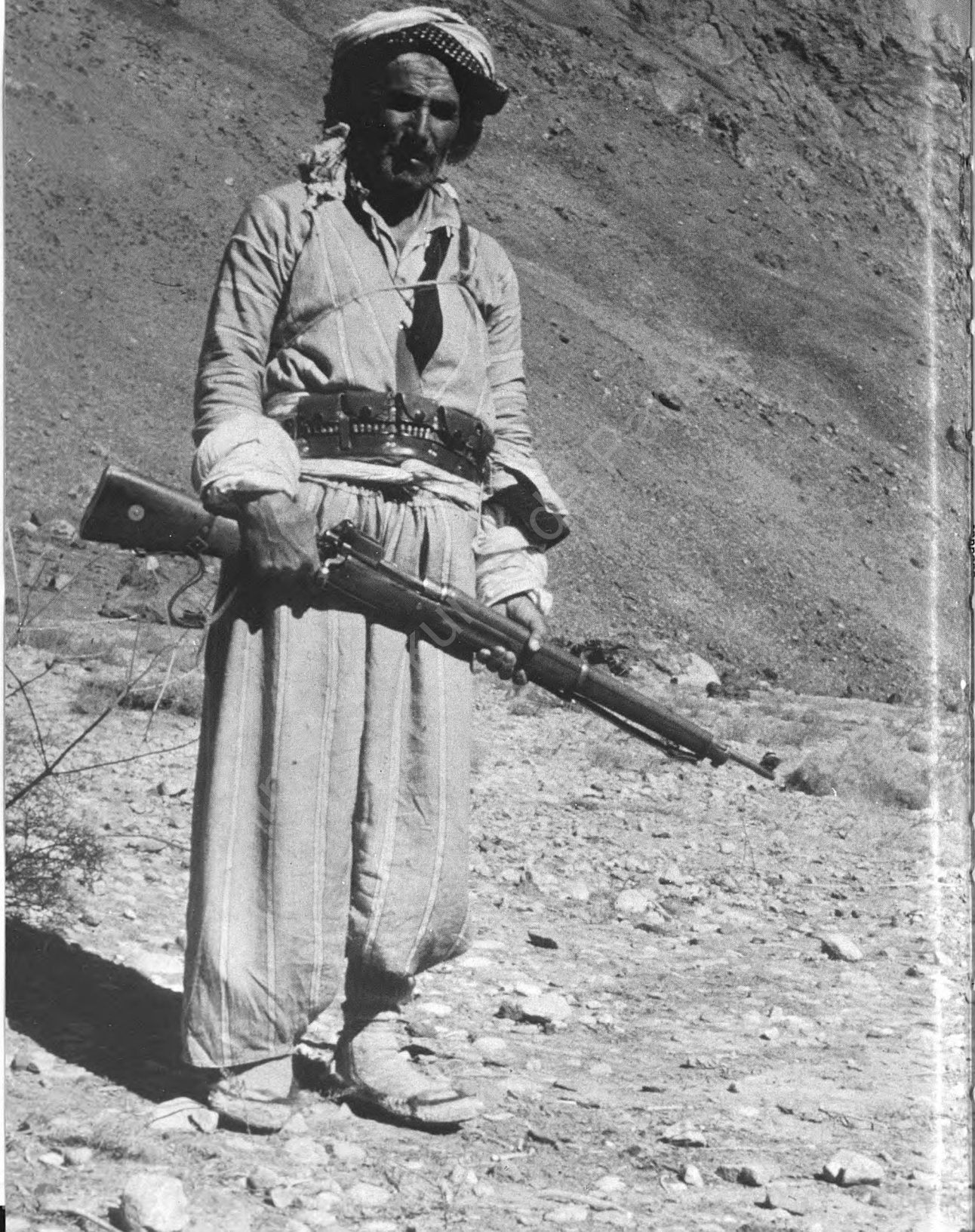
Kaum ein Jahr nachdem Rich die Bebbeh verlassen hatte, hat sich auch das Wort Osman Beys von der Unbeständigkeit der kurdischen Situation in Suleimania erfüllt.

Nach Verwicklungen mit den Stämmen Sipkan und Haideranli waren die Perser bis Musch und Bitlis in türkisches Gebiet eingefallen und gleichzeitig auf der Straße von Kermanschah-Suleimania bis in die Nähe Bagdads vorgedrungen. Der Friedensvertrag von Erzurum stellte zwar die Grenzen von 1639 wieder her, aber die Perser weigerten sich, das kurdische Gebiet von Zohab zu räumen. Die Sache mit Suleimania blieb jahrelang unentschieden und führte zu neuen Spannungen, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts reichten.

So sieht man kaum fünfzig Jahre nach den Reformen Kerim Khans die Kurden — nicht ohne ihre eigene Schuld — wieder politisch völlig entmachtet und wie zur Zeit des Verfassers der Tarich el Akrad bemüht, ihr Überleben durch Lavieren zwischen den beiden Großmächten abzusichern.

Aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts müssen sie lernen, auf dieser komplizierten Tastatur eine dritte Variante einzustudieren.





VIII.

DER DANK DES HAUSES OSMAN

»Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
als ein Gespräch über Krieg und Kriegsgeschrei
wenn hinten, weit in der Türkei
die Völker aufeinanderschlagen.«

Goethe, Osterspaziergang

*Die Russen in Kurdistan — Der Sultan liquidiert seine Armee
— Die »Türkischen Briefe« und ihr Autor — Ein Deutscher
»im Schatten des Padischah« — Erstürmung eines Kurden-
schlosses nach preußischem Reglement — Moltke im Zelt des
Bedr Khan Bey — Die letzte türkische Armee ist eine kurdische
Armee — Allah hält nicht zu den Türken — Das Geheimnis
des verschwundenen Briefs — Nach dem Ramazam beginnt der
Massenmord — Schuld und Sühne auf Kurdisch.*

1.

Als Graf Sauveboeuf sich als persischer Kaufmann verkleidet unter die Flüchtlinge des Bürgerkrieges von 1794 mischt, macht er eine Beobachtung, welche die europäischen Staatskanzleien in höchstem Grade beunruhigt.

»Auf seinem Vormarsch gegen Süden war Mehemet Ali von einer Anzahl russischer Offiziere begleitet«, berichtet er. »Die Moscowiter waren zu dieser Zeit bereits über den Kaukasus vorgedrungen, in Georgien beschäftigt und legten mehrere Straßen in Richtung Tiflis und Astrachan an. Schließlich kantonierten sie mit 6000 Mann sogar in der Provinz Schirwan.«

Seit die Russen den Kaukasus erobert hatten, begannen sie sich für Armenien und Kurdistan zu interessieren, die ihnen geo-

graphisch als Sprungbrett zu den warmen südlichen Meeren und politisch als Gebiete mit einer Bevölkerung erschienen, die sich als Rückenbedrohung des türkischen Erbfeindes am Bosphorus verwenden ließ.

Im Jahre 1804 bekamen russische Truppen erstmalig Kontakt mit kurdischen Stämmen, 1818 sieht man sie als Beobachter des Aufstandes der Bilbas und bereits zehn Jahre später schicken sie während des Krieges von 1828/29 ein kurdisches Regiment gegen die Türken ins Feuer.

Unmittelbar daran schließt sich ein ausgedehnter Aufstand an mehreren Orten zugleich an, der 1830 zum erstenmal türkische und persische Kurden vereinigt und auch eine Art gemeinsames Konzept erkennen läßt. Die Führer dieses Aufstandes waren Sayd Bey, Bedr Khan Bey von Djesireh und Kor Mohammed Pascha von Rewanduz, der sich bereits zehn Jahre zuvor formell für unabhängig erklärt und diplomatische Beziehungen mit Ägypten hergestellt hatte. Er knüpfte damit an eine Tradition an, die schon zur Zeit der Mamelukensultane zwischen Kairo und Rewanduz bestanden hatte.

Im nächsten Jahr dehnt sich die Erhebung auf Arbil, Koi-Sandjak und Ranya aus, 1832 besetzt Kor Mohammed Pascha ganz Obermesopotamien und acht Monate später ist er bis Djesireh vorgedrungen, um Bedr Khan wieder einzusetzen, der 1826 vom Seraskier in Erzurum verjagt worden war. Zu dieser Zeit haben auch die Verfolgungen der Djesidi eingesetzt, die in einem Massaker auf dem Hügel Kojundschik gegenüber Mossul und der Ermordung ihres Führers Ali Bey ihren Höhepunkt fanden, von welchem Layard nach seiner Ankunft im Zweistromland als einem noch ganz kurz zurückliegenden Ereignis erfährt. Damit aber ist der Entwicklung schon weit vorgegriffen.

2.

Würde man die völkische Existenz der Kurden in Persien in einer graphischen Tabelle als wilden Zackenwald tiefer Talsenken und steiler Bergspitzen als Ausschlag der jeweiligen dyna-

stischen Bedingungen darzustellen haben, müßte diese Lebenskurve auf der türkischen Seite des Zagros als eine flache Linie tief unter der türkischen Dominanten eingezeichnet werden. Dann aber, gerade zur Zeit der schwersten Depressionen unter den Kadjaren, scheint ein jähes Ansteigen der kurdischen Erwartungen die osmanische Linie überschneiden zu wollen.

Schien einmal die Zeit gar nicht mehr so fern, in der sich ein Ende der abendländischen Zivilisation unter dem türkischen Halbmond abzuzeichnen begann, so präsentiert sich kaum 200 Jahre später dieser auf drei Kontinenten lastende Riese in einem Stadium des Verfalls, das seine letzte Stunde anzukündigen scheint.

Seit Jahrhunderten unter dem türkischen Joch schmachtende Völker erwachen aus ihrer Lethargie und finden plötzlich die Kraft, ihre Peiniger hinauszujagen, die Statthalter wichtiger osmanischer Provinzen wie jene Bagdads, Kretas und Damaskus pflanzen gegen den eigenen Herrscher das Banner der Empörung auf und dieser selbst verliert immer mehr das Image jenes »Beherrschers der Gläubigen«, »Henkers der Ungläubigen« und erfolgreichen Reiterfürsten, der einmal seine wilden Horden tausend Meilen zum Sieg geführt hat. Hinter den goldenen Gittern seiner Lustgärten verbringt er ein Leben der faktischen Untätigkeit, nur beschäftigt mit Palastverschwörungen und Haremsintrigen und immer mehr abhängig von den Launen seiner immer unzuverlässiger werdenden Leibgarden.

Diesem ständig unter extremen Expansionsdrang stehenden, ganz auf der Eroberung neuer Länder und der Unterwerfung fremder Völker und der Plünderung ihrer Besitztümer aufgebauten Staat, mußte zwangsläufig jede Erschütterung dieser Maxime, jeder Abbruch äußerer Erfolge verderblich werden. Und wenn je der Satz gilt, daß eine orientalische Armee eine Niederlage gegen den Feind an der eigenen Regierung rächt, so ist er von der Elitetruppe des Islam, dem Janitscharenkorps, glänzend bestätigt worden.

Wenige Jahre nach der ersten Niederlage vor Wien haben die Janitscharen am »Pascha-Kapussi« gemeutert, 1622 haben sie den Sultan Osman II. gestürzt und umgebracht und seither so oft den Befehl zum Ausrücken und den Gehorsam verweigert,

daß sie aufgehört haben, als militärisches Instrument brauchbar zu sein. In 150 Jahren haben vier Sultane durch sie den Thron, davon zwei, zuletzt Selim III. im Jahre 1807, auch das Leben verloren.

3.

Auch Sultan Mahmud II. war im Verlaufe einer Janitscharenrevolte völlig unerwartet zum Beherrscher der Gläubigen ausgerufen worden. Obwohl er bis zu seinem 23. Lebensjahr kaum das Serail verlassen hatte und auf diese Aufgabe so gut wie überhaupt nicht vorbereitet war, besaß er Einsicht und Intelligenz genug, um zu erkennen, daß Volk und Staat der Osmanen ohne eine Reform an Haupt und Gliedern verloren war. Und daß er sein eigenes Leben für das Gelingen dieser Revolution von oben einzusetzen haben werde, deren glänzend gelungenes Gegenstück er im Rußland des Zaren Peter vor Augen hatte. Auch dieser war Herrscher eines noch völlig barbarischen Landes gewesen, aber durch rücksichtslose Öffnung für die Erkenntnisse des Westens hatte er in einer einzigen Generation das Versäumnis von Jahrhunderten aufgeholt.

Bevor aber der »Großtürke« diesem Beispiel folgen konnte, das System der türkischen Korruption, den Ämterverkauf an Meistbietende abzuschaffen, die Steuermoral zu verbessern und die Inflation zu beseitigen, die das gesamte Wirtschaftsleben der Türkei mit eiserner Faust lähmte, mußte er zuerst die inneren Feinde besiegen: die reaktionären Ulemas, die sich jeder Verwestlichung verbissen entgegenstimmten, und die tödliche Gefahr, die von den Janitscharen ausging.

Am Vormittag des 14. Juni 1826 war in Pera plötzlich der Donner von Kanonen zu hören, der vom anderen Ufer, aus Istanbul, herüberkam.

Während die heimlich eingeweihte Bevölkerung der Hauptstadt die Ausgänge und rückwärtigen Gassen schützte, hatte ein Feuerschlag aus 250 Kanonen die riesige Janitscharenkaserne auf dem At Meidan in einen Trümmerhaufen verwandelt. Zur gleichen Stunde wurden auf Befehl des Sultans, der sich ein

Fetwa des Scheich ul Islam verschafft hatte, alle anderen Unterkünfte im ganzen Land angegriffen, und am Abend dieses schicksalhaften Tages hatte das Korps der Janitscharen, der Schrecken der Christenheit und Kernstück des osmanischen Heeres, aufgehört zu bestehen.

Doch während Peter von Rußland eine Armee von Technikern, Lehrern und Offizieren ins Land rufen konnte, die seinen Landsleuten die Grundbegriffe westlicher Zivilisation beibrachten, war nach Istanbul eine andere Streitmacht in völlig verschiedener Absicht unterwegs.

Mehemet Ali, der Vizekönig von Ägypten, ein gebürtiger Arnaute, proklamierte 1831 seine Unabhängigkeit vom Sultan, ein Jahr darauf setzt er seinen Sohn Ibrahim mit einer 65 000-Mann-Armee über Syrien mit dem Ziel in Bewegung, das Erbe des Kalifen in Stambul anzutreten. Ein von den Türken eilig zusammengerafftes Heer marschiert, »von Haremsgeneralen« miserabel geführt, bei Homs einer Niederlage entgegen und wird am 21. Dezember bei Konia, schon auf halbem Wege nach der Hauptstadt, vollständig aufgerieben.

Und als ob die Weichen des Unglücks damit nicht klar genug gestellt seien, ereignet sich der in der Kriegsgeschichte einmalige Fall, daß die gesamte türkische Flotte mit dem »Kapudan-Pascha« — dem Marineminister — an der Spitze aus dem Goldenen Horn direkt zum Feind, in den Hafen von Alexandria desertiert.

Stefan Zweig hat in seinen »Sternstunden der Menschheit« die seltenen Augenblicke in der Geschichte zu analysieren versucht, in welchen sich nach langen Perioden gleichförmiger Entwicklung gleichsam wie die Energie an der Spitze eines Blitzableiters die Fülle dramatischer Ereignisse in wenigen Tagen, oft Stunden oder Minuten zu atemberaubender Dichte zusammendrängt, um dem Schicksal vieler Generationen, oft der ganzen Menschheit, eine neue Richtung zu geben.

Tatsächlich scheinen in solchen Stunden alle Impulse von den handelnden und leidenden Massen weg in den Händen einiger weniger auserwählter Akteure zusammenzulaufen. Das war in der Weltminute von Waterloo der Fall, an der vergessenen Tür

hinter den versiegelten Türen des Zuges, der Lenins Revolution aus der Schweiz nach Petersburg exportiert hat.

Das gleiche Phänomen zeichnet sich ab, als der gesamte Mechanismus der Weltgeschichte auf das Verschwinden des Osmanischen Reiches gestellt, die letzte Stunde des todkranken Mannes gekommen scheint. Und während sich alle Zuschauer auf ihren Plätzen einfinden, um den Schlußakt der Tragödie nicht zu versäumen, füllt sich die Bühne mit den handelnden Personen: als erstes die Figur des alten, enttäuschten Sultans, der mit verspäteten und überhasteten Reformen den Zusammenbruch verhindern wollte, und sein finsterner Gegenspieler, den er aus dem Staub gehoben hat. Die letzten, schon in ihrer Treue wankenden Wesire stellen sich unentschlossen auf, und drohend nähern sich die Vertreter der unterdrückten völkischen und religiösen Minderheiten, darunter, noch unerkannt, die Führer der kurdischen Rebellion, die den nächsten Akt mit Blut und Tränen füllen werden.

Alles wartet nur noch auf das Erscheinen des fremden Prinzen, des jungen unverbrauchten Helden, dessen todesmutiger Einsatz den Zuschauern im Parkett den Impuls der letzten Spannung, des Mitgefühls und der Erschütterung vermitteln soll.

Da, als alles dem Höhepunkt zutreibt, steigt er an einem Novembertag des Jahres 1835 nach einem erschöpfenden Ritt durch die winterlichen Einöden des Balkan vor dem kaiserlichen Serail von seinem Pferd.

4.

Es ist wirklich ein fremder Ritter, ein glänzender Offizier, den ein ferner König dem verzweifelten Sultan schickt, um seiner Sache siegen zu helfen, und der eines Tages, viel später, der größte unter den Feldherren seines Landes sein wird.

Am 22. September 1835 hatte Graf Helmut Moltke, damals noch Hauptmann im preußischen Generalstab, nach den Herbstmanövern von Kalisch einen dreimonatigen Urlaub ge-

nommen, um sich den langgehegten Wunsch einer Bildungsreise an die Stätten der klassischen Kultur zu erfüllen. Über Wien, Pest und Bukarest geht er nach Konstantinopel, wo er die Landschaft Homers »mit der Seele zu suchen gedenkt«. Es ist daraus eine persönliche Odysse geworden, die seinen Körper bis aufs äußerste strapazieren und ihn vier volle Jahre seiner Heimat fernhalten wird. Und die ihn nicht nur an die Gestade der Iliade, sondern gleich den Argonauten in die entlegensten Winkel des alten türkischen Reiches unter Bedingungen verschlagen sollte, die dem aufgeklärten und vielseitig orientierten jungen Mann vorgekommen sein mögen, als ob er während der Lektüre von »1001 Nacht« durch das »Papiertor« plötzlich selbst in die erzählte Handlung versetzt und gezwungen ist, gegen abenteuerlich maskierte Romanfiguren zu bestehen.

Darüber hat er, meist noch unter dem frischen Eindruck des eben erlebten, in insgesamt 67 »Briefen über Zustände und Begebenheiten aus der Türkei« an Eltern, Freunde und Vorgesetzte berichtet, die nicht nur wegen der späteren Berühmtheit ihres Verfassers einen bleibenden Platz in der Entdeckungsliteratur verdienen. Bei aller kritischen Objektivität sind sie ein Zeugnis außerordentlichen Interesses und einer warmherzigen und oft humorvollen Beziehung zur fremdartigen Umwelt, wie man sie bei einem Berufsoffizier preußischer Provenienz eigentlich kaum vermuten sollte.

Lassen wir Moltke selbst zu Wort kommen:

»Das zehnrudrige Kaik des Seraskiers erwartet mich zu Galata, und am jenseitigen Ufer finde ich seinen schönen türkischen Hengst mit Tigerdecke und goldenen Zügeln. Voraus schreitet ein Khawaß, der mit einem langen Stock unbarmherzig auf alles losschlägt, was nicht aus dem Wege geht, dann folgt der Stallmeister des Pascha mit zwei Fackelträgern. Die hohen Kuppeln und Minaretts erglänzen vom rötlichen Schein der Fackeln und die Wachen präsentieren vor dem Gjaur — oder vor dem Schimmel des Seraskiers. Schließlich hat der Khawaß die Verbindlichkeit, mich wieder vor der Tür des Gesandtschaftshotels abzuliefern, damit ich dem Seraskier nicht abhandenkomme.«

minister und zweitmächtigsten Mann im Osmanischen Reich, Chosref Pascha, dem Moltke vom preußischen Gesandten Graf Königsmark bald nach seiner Ankunft vorgestellt worden war. Der mächtige Wesir scheint von dem vielseitigen militärischen Fachwissen und den Fähigkeiten des jungen Generalstäblers derart beeindruckt gewesen zu sein, daß er ihn sofort zu einer Verschiebung seiner Abreise bewegt und nach mehreren glänzend bestandenen militärischen Proben, wie der Einführung des preußischen Exerzierreglements, der Vermessung der Hauptstadt und der Aufstellung von Milizeinheiten, eine Audienz beim Großherrn selbst verschafft hat.

In dieser Audienz ist über die förmliche Abkommandierung Moltkes als Instruktionsoffizier der türkischen Armee entschieden worden, in der ihm der »Pas zwischen den Obersten und den Paschas« angetragen wurde. »Ich war sehr unentschieden«, schreibt dieser über die Wendung, »mußte aber in der Minute meine Partie machen und blieb. Ob ich wohlgetan, wird die Folge lehren.«

Gleichzeitig erging an König Wilhelm von Preußen das Ersuchen um die Entsendung von weiteren Instruktionsoffizieren, die das türkische Berufsheer nach preußischem Muster organisieren sollten. Es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß seit damals die engen militärischen Kontakte zwischen den beiden Ländern datieren, die später zum Bau der Bagdadbahn und letzten Endes zum Kriegseintritt der Türkei auf der Seite Deutschlands während des Ersten Weltkriegs geführt haben.

Konnte Moltke in den ersten Tagen nach seiner Ankunft sich noch müßiger Urlaubsstimmung hingeben, den Gläubigen bei ihren Waschungen in den Vorhöfen der Moscheen zusehen, das Angebot exotischer Waren und Früchte auf dem Markt notieren oder den prunkvollen Hochzeitszug einer Tochter des Sultans beobachten, so dauert jetzt seine tägliche Arbeit neun bis zehn Stunden. »Ich habe offene Order, in türkischer Sprache in alle Festungen und Batterien einzutreten, und so viele Soldaten ich will, mitzunehmen«, schreibt er am 27. September. Er war zweifellos der erste Europäer, »der seinen englischen Meßtisch in einem Hof des Sultanserails aufgestellt«, die als strengstes militärisches Geheimnis gehüteten Batteriestellungen am euro-

päischen und dem asiatischen Ufer des Bosporus inspiziert und die Kanonen gezählt hat, welche die Dardanellen bewachen. Achtzig Jahre später fast auf den Tag genau haben die von Moltke eingezeichneten Geschützstellungen den Landungsversuch der Alliierten auf Gallipoli verhindert, und gerade in unseren Tagen einer verstärkten Präsenz der Sowjetmarine im Mittelmeer und Demonstrationensbesuchen der 6. amerikanischen Flotte im Schwarzen Meer ist lesenswert, was der Preuße »über den jetzigen Zustand der Dardanellen« an den Generalstab der königlichen Armee aus Konstantinopel berichtet hat.

Von einem anderen, sehr berühmten Festungsbauwerk sehen wir den nunmehrigen Intimus des türkischen Sultans wenige Monate später Ausschau nach einem Dampfer halten, der die vier Hauptleute von Vincke, Fischer, Laue und Mühlbach bringen soll, »auf deren Ankunft er sich schon freut wie ein Kind«. Es ist die Plattform des riesigen Galataturms, von der aus die Genueser im Jahre 1453 den Sturm der Osmanen auf die Stadtmauer von Byzanz zugesehen haben, auf der Moltke, um sich die Wartezeit zu verkürzen, in Gedanken seinem Vater die Aussicht beschreibt, die sich auf vierzig Schritte im Umkreis bietet.

»Auf der einen Seite siehst Du die Prinzeninseln als blaue Umrisse aus dem Marmarameer auftauchen, dahinter erhebt der sagenumwobene Olymp sein Haupt. Weiter rechts schimmern die Häuser von Chalcedon . . . näher heran erblickst Du drei Städte: Stambul, Pera und Scutari . . . zwischen welchen der Bosporus mit seinen mächtigen Schiffen und Tausenden von Nachen die eigentliche Hauptstraße bildet. Gehst Du drei Schritte weiter, fällt Dein Blick auf Gestade, an welchen Medea ihre Zauberkräuter gepflückt hat und dort, im Tal der jetzigen türkischen Wasserleitung, lagerten die Ritter des ersten Kreuzzuges. Zwei Schritte links, aber dreihundert Jahre davon getrennt, zeichnen sich gegen die tiefblauen Wellen und das Schwarz der Zypressen die goldenen Gitter des großherrlichen Serails ab und nochmals zehn Schritte weiter, so blickst Du hinaus in menschenleere Einöde.«

Dieser Gang um das Ziffernblatt der Geschichte des Turms, in dem jeder Schritt fast einem Jahrhundert entspricht und jeder

Strich dazwischen märchenhafte Geheimnisse bedeutet, hat etwas gleichnishaftes für den einsamen Mann hoch über dem wimmelnden Leben. Bei einem zweiten und letzten Besuch in Galata wird er vielleicht einen halben, zögernden Schritt einhalten, wenn er nach Osten blickt, wo, nur für ihn sichtbar, hinter den weiten Hochflächen Anatoliens weiße, schneebedeckte Gebirgsketten ein kleines seltsames Volk beschützen, dessen Schicksal der preußische Hauptmann für einen kurzen, aber entscheidenden Augenblick mitbestimmt hat.

5.

»Heute haben wir ein starkes Stückchen gemacht, und ich sehe, daß im Kriege ein tüchtiges Anfassen viel Gelehrsamkeit ersetzt. Kurz nach Sonnenuntergang kletterten wir westlich unter dem Schloße in einer Schlucht 600—700 Fuß in gerader Linie in die Höhe. Die letzten hundert Schritt erstreckte sich bis zum Fuß der Festung eine ebene Fläche, die kaum eine Deckung bot. Als es auf dem Schloße still geworden, schlichen wir bis zu einem letzten deckenden Steinblock, der nur mehr 25 Schritt vom Fuß der Mauer entfernt war. Das war der Ort für den Mineur.

Lautlos kroch dieser mit einem Kurden, als eben eine Wolke den Mond verdunkelte, vorwärts, und wir blickten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit nach, nur die Köpfe über den Stein erhebend. Wahrscheinlich befanden wir uns schon unter dem Schuß der Scharten und dreißig Gewehre lagen im Anschlag, falls sich ein Arm über die Zinnen beugen sollte.«

Diese Sätze stehen nicht in der Geschichte einer mittelalterlichen Burgbelagerung, sondern in einem Brief, den Moltke am Abend des 12. Mai 1838 über die Erstürmung einer Kurdenfestung nach Hause geschrieben hat, und der bei seinen Angehörigen wohl nicht geringe Aufregung verursacht hätte, wäre nicht durch die Absendung des Schreibens selbst der gute Ausgang sichergestellt.

Die plötzliche Veränderung im Leben der preußischen Offiziere

war durch ein erneutes Vorrücken der Ägypter ausgelöst worden, die entweder gegen Antalya oder gegen Bagdad zielte. Anlässlich eines Routinebesuchs eröffnete ihnen der Seraskier, daß Fischer und Vincke nach Angora, Moltke und Mühlbach aber zur Taurusarmee stoßen sollten, die seit kurzer Zeit in Kurdistan aufgestellt worden war. Einige Tage später wurden die Vier vom Sultan persönlich in Abschiedsaudienz empfangen, mit der Überreichung von Paschasäbeln ausgezeichnet und instruiert, daß sie den Generalissimus mit Rat und Tat unterstützen und über die Lage an der Front berichten sollten.

So handelt unmittelbar nach einem Brief über die Geschichte der alten Stadtmauer von Stambul die nächste Nachricht schon von der Schiffsreise entlang der Südküste des Schwarzen Meeres und langen Ritten durch Anatolien mit dem Tartaren, der in der Türkei des Jahres 1838 noch den Fremdenführer, Autobusfahrer und Postkurier in einer Person vertritt.

Die Taurusarmee war vor kurzem ausschließlich zur Beobachtung der ägyptischen Invasionsarmee aufgestellt worden und bestand außer einem Kern altgedienter Soldaten zum überwiegenden Teil aus zwangsrekrutierten Kurden.

Die militärische Situation hatte es mit sich gebracht, daß Kurdistan, statt durch den ägyptischen Vormarsch zu profitieren, am meisten darunter zu leiden hatte.

Die Konzentration der Armee um Karput und später in der alten Merwanidenstadt Diarbekr, übte einen ungeheuren Druck auf die ganze Provinz aus, weil der gesamte Nachschub an Nahrungsmitteln für 45 000 Mann, die Fourage, Pferdematerial, Holz und dergleichen, nicht aus Stambul kam, sondern aus Kurdistan herausgepreßt wurde. Die Unterbringung der Truppe allein vertrieb die Bevölkerung ganzer Städte aus ihren Häusern, und vor allem wurde der gesamte Mannschaftersatz und die Rekruten aus den unglücklichen Dörfern der Kurden geholt, die nicht selten durch regellose Flucht in die Berge diesem Schicksal zu entkommen versuchten.

Solcherart ist also die Armee beschaffen, die von Hafiz Pascha, einem gebürtigen Tscherkessen, befehligt wird.

Dieser General war in seiner Jugend als Sklave an den Serail in Stambul verkauft worden, hatte aber das Glück, in die

engere Umgebung des Großherrs aufgenommen zu werden und eine bessere wissenschaftliche Ausbildung genossen, als die Mehrzahl seiner Kameraden. Trotzdem hat ihn Moltke noch voll orientalischen Wunderglaubens gefunden, und »nur aus Courtoisie gab er diesem gegenüber zu, daß die Erde rund sei«. Wenn man berücksichtigt, daß wohl kaum ein Militärkommandeur Freude über die Beiordnung von Kommissaren mit unbegrenzten Befugnissen haben wird, und »noch niemand eigentlich wußte, was aus uns zu machen sei«, hat sich der Türke recht konzilient in seine Situation geschickt. Er wies den Deutschen ein Zimmer ganz so wie sein eigenes an, schickte ihnen Betten aus seinem Harem, und als Moltke am Morgen nach seiner Ankunft in den Hof sah, führte man eben vier prächtige arabische Pferde herein, die ein persönliches Geschenk aus des Paschas Reitstall waren.

Er wird sie für seine Streifzüge brauchen, die ihn einmal über das taurische Gebirge, dann wieder durch die Wüste nach Mosul und Orfa zu den Lagern der Beduinen und Turkmenen führen werden, um im Auftrage des Paschas das besetzte Obermesopotamien, in dem sich die Türken kaum zurechtfinden, in großen Zügen zu kartographieren.

Während dieser Unternehmen, in welchen neben dem Winkelmeßgerät das Gewehr das wichtigste Requisite gewesen ist, mag er auch die Spuren eines anderen wissenschaftlichen Enthusiasten gekreuzt haben. Zur selben Zeit hat Henry Layard »nur mit seinen Waffen und einem Felleisen hinter dem Sattel« Anatolien und Mesopotamien zu durchstreifen begonnen, er, der später die Skizzen der assyrischen Städte unter dem Wüstensand hervorgezaubert und als erster Europäer über die Völkertragödie in Kurdistan geschrieben hat.

Und während der englische Amateurarchäologe anschließend an seine Bemerkungen über die Bedeutung antiker Fundstätten in sein Tagebuch die Nachrichten über neue Kriege in den Kurdengebirgen einträgt, sehen wir den deutschen Berufsoffizier dort oben beschäftigt, seine in Potsdam und zuletzt in Kalisch erworbenen taktischen Fähigkeiten gegen einen Gegner einzusetzen, von dem sich die Kriegsschulweisheit eines Clausewitz bestimmt nichts hat träumen lassen.

Mit Mühlbach von einem Erkundungsritt durch das Weidegebiet der Schammar und Aneize-Araber in das Lager bei Djesireh zurückkehrend, erfuhr Moltke, daß Mehemet Pascha kurz zuvor mit einem Korps aus je drei Bataillonen des ersten und des zweiten Linieninfantrieregiments und acht Geschützen zu einer Expedition gegen einen Kurdenfürsten aufgebrochen war, der schon seit fünf Jahren der Regierung getrotzt, gewaltsam Steuern eingehoben und die Rekrutierungen verhindert hat.

Sofort beschließt er, sich dem Unternehmen anzuschließen, und holt die Truppe noch am gleichen Abend am linken Tigrisufer so rechtzeitig ein, daß er selbst die Zeltplätze abstecken kann. Während Mehemet noch auf seine Artillerie warten muß, die zum Teil aus Diarbekr herangeholt wird, reist Moltke, nur von einem Agha begleitet, bis zum Schloß des Sayd Bey voraus, um sich durch Rekognoszieren nützlich zu machen.

Dort trifft er zunächst einen anderen Kurdenfürsten mit zahlreichem Gefolge an, der sich erst vor kurzem auf die türkische Seite geschlagen hatte und jetzt seinen ehemaligen Verbündeten belagern hilft und dafür zum Miralai — Oberst — eines Rediff-Regiment ernannt worden war, das es allerdings erst aufzustellen galt.

Moltke nennt ihn in seinem Tagebuch »Vedehan-Bey«. Sehr wahrscheinlich aber ist, daß er den Namen falsch notiert hat und es sich um niemand anderen handelt, als jenen Bedr Khan Bey aus dem nahen Djesireh, dem wir als Bedrücken der Tijari-Christen und als Gegenspieler Henry Layards schon begegnet sind, und welcher nachmals noch zu einer makabren Berühmtheit gelangen sollte.

Sayd-Bey-Kalessi gewährte vom Tal aus einen sehr imposanten Anblick, die Türme und Zinnen der Burg erhoben sich auf einer mindestens tausend Fuß hohen Felsklippe, die beiderseits von tiefen Felsschlünden umfaßt und nur durch einen ungangbaren Grat mit der noch verschneiten Hauptmasse des Gebirges verbunden waren. Nur ein einziger schmaler Saumpfad wand sich in endlosem Zick-Zack bis zu den Mauern hinauf, war aber noch durch allerlei Außenwerke gesperrt. Beiderseits der Schluchten erhoben sich zwar fast ebenso hohe Felsrücken, aber

sie waren so schroff, daß sie für Geschützstellungen kaum in Frage zu kommen schienen.

Die verbündeten Kurden hatten bereits eine Menge kleiner Außenverschanzungen genommen und lagen tagsüber überall hinter Steinen versteckt. »Die Leute sind vortreffliche Schützen trotz ihrer langen altmodischen Gewehre mit damaszierten Läufen«, anerkennt Moltke, »und wo sich der Kopf eines Feindes zeigt, setzt es eine Kugel. . . . Aber eine beträchtliche Anzahl unserer Leute waren auf unglaubliche Entfernungen verwundet worden, und als ich mit einem stattlichen Schimmel erschien und die Kurden sich um mich her drängten, piff auch gleich eine Kugel durch die Blätter des Nußbaumes, unter dem wir hielten.«

Begleitet von kurdischen Führern erklettert Moltke sogleich die Höhen von allen Seiten und kehrt erst spät abends völlig erschöpft zu »Vedehan-Bey« zurück. Es war eine Szene wildromantischer Schönheit am Vorabend eines der gefährlichsten Unternehmungen des Deutschen Generalstäblers.

»Das Zelt dieses Fürsten aus schwarzen Ziegenhaaren war am Rande eines schäumenden Gebirgsbaches aufgeschlagen. An einem großen Feuer wurden kleine Schnittchen Hammelfleisch zu Kjebab geröstet. Vor uns standen vierzig oder fünfzig Kurden mit ihren langen Flinten, Dolchen, Pistolen und Messern in der eigenen, sehr kleidsamen Tracht, die Vornehmsten kauerten an der Erde. Rings umher loderten Wachfeuer, und hoch über uns schossen sich die Wachen im Mondschein noch herum. Die sehr große Ermüdung ließ mich indes nach eingenommener Mahlzeit unter dem Pelz des Beys auf steinigem Lager sehr bald einschlafen.«

Aber um Mitternacht steht er bereits wieder auf, durchstreift nun die nähere Umgebung der Burg, »und vor Ankunft des Paschas stand meine Ansicht über die Angriffsweise vollkommen fest«.

»Obwohl allerlei Leute Vorschläge gemacht hatten, das Geschütz an allen möglichen Punkten aufzustellen«, erklärt sich der Pascha nach Anhörung der beiden Regimentskommandeure für den Vorschlag seines deutschen Beraters, die leichten Haubitzen auf die östliche Höhe zu schaffen, weil das Schloß nach



Die Belagerung von Sayd-Bey-Kalessi gezeichnet von Moltke.

dieser Seite Fenster, Türen und einen stark geneigten Hof zeigte, der mit Vieh aller Art angefüllt ist. Die schweren Kaliber mußten dagegen nach der westlichen Seite, wo die einzige, für Brescheschießen geeignete Stelle der Burg gelegen war.

»Nie habe ich geglaubt, daß ohne alle Instrumente als ein paar hölzerner Stangen bloß mit Menschenhänden so etwas zu leisten sei«, schreibt der an europäische Pionierarbeit gewöhnte Preuße an Hauptmann Vincke. Vor jedes Geschütz wurde ein halbes Bataillon gespannt, die anderen gingen voraus, hieben Bäume um, wälzten riesenhafte Steine aus dem Weg, die donnernd in die Kluft stürzten, oder hoben die Räder über Blöcke, die nicht weichen wollten. An den steilsten Stellen wurde das Geschütz förmlich gewunden, und nach sechs Stunden Arbeit

standen die beiden Geschütze auf der Felsenspitze, die auf dem Plan mit a bezeichnet ist.«

Am nächsten Morgen wurde von beiden Seiten das Feuer eröffnet. Wie schrecklich der Donner auch von den Bergen rollte, so war die Wirkung der Kanonade doch nur gering, weil nicht alle Bomben platzten und die schweren Geschütze sehr ungleich schossen. Man muß sich vorstellen, daß die Türken noch 13 Okalik-Mortier Kanonen verwendeten und Marmorkugeln verschossen, die selten weiter als 600 Meter flogen. Ein Drittel traf das Schloß selbst, das, wie sich herausstellte, nur sehr schwache Mauern besaß und gegen eine Kanonade nicht eingerichtet war, eine Bombe fiel in die Zisterne des Schloßhofes und machte sie unbrauchbar und eine Kugel fuhr durch die Tür des Turms in das Zimmer des Beys und zertrümmerte den Spiegel über seinem Bett, »gewiß den einzigen fünfzig Stunden in der Runde«.

Als der Munitionsvorrat verschossen war, wurde daher am Abend im Zelt des Pascha der Beschluß gefaßt, zur Verkürzung der Belagerung ein Mittel anzuwenden, das noch aus dem Mittelalter stammt. Wieder war es Moltke, der sich erbötig machte, eine Stelle zu finden, an der eine Mine angelegt werden konnte. Dies war aber nur an der Burg selbst möglich, weil sich die Mauern unmittelbar auf dem Felsen ohne Erddecke erhoben.

So war er also nach Einbruch der Dunkelheit zu jenem Unternehmen aufgebrochen, das er im Brief vom 10. Mai zu schildern begonnen hatte.

»Da morgen ein Tartar von Diarbekr abgeht, so übersende ich Dir diesen Bericht, den ich — inschallah —, fortsetzen werde«, schreibt er an Vincke.

»Es dauerte etwa zehn Minuten bis unsere Leute mit der unangenehmen Nachricht zurückkehrten, daß überall Fels und nirgends die kleinste Höhle am Fuß der Mauer zu finden sei, welche einen Mann decken konnte.« Es war daher notwendig,





sich mit einem tragbaren Dach aus starken Bohlen zu behelfen, das dem Mineur so lange Schutz gewähren mußte, bis er sich in die Mauer hineingearbeitet hatte, während die Belagerer ihm mit schußbereiten Flinten Feuerschutz zu geben hatten.

Da also in dieser Nacht nichts mehr zu machen war, trat die kleine Gruppe sehr behutsam den Rückzug an, aber kaum hatten sie einige Schritte gemacht, so blitzte es von den Zinnen, und Kugeln piffen ihnen um die Ohren. »Ohne sonderlich zu verweilen, stolperten wir über Geröll und Steine fort«, mokkiert sich der spätere Feldmarschall über sein Abenteuer, »und bald in Sicherheit, spielte das Tirailleurgefecht, welches sich jetzt entzündet hatte, hoch über unseren Köpfen.«

Aber der Besuch hatte doch seine Wirkung getan. Auf's lebhaftesten besorgt und der Treue seiner Leute nicht mehr sicher, bot Sayd Bey am nächsten Morgen »Ray« oder Freundschaft, und erklärte sich nach einigem hin und her bereit, die Bedingungen des Pascha anzunehmen.

Moltke war zugegen, als sich der Zug der Kurden den steilen Berg herab bewegte und der Bey wenig später vor dem Zelt des Kommandierenden vom Pferde stieg. »Wenn ich bedachte, daß er soeben ein schönes Schloß, in dem er König war, verloren hatte und keineswegs ganz sicher sein konnte, ob er seinen Kopf zum Zelte wieder hinaustragen werde, so konnte ich nicht umhin, die leichte, sichere Haltung zu bewundern, mit welcher er auf den Pascha zuschritt und die Bewegung des Handkusses machte. Der Pascha und wir alle waren aufgestanden. Dann wurde dem Kurden ein Platz zwischen dem Pascha und mir zugewiesen, es wurden Pfeifen und Kaffee gereicht und die Unterhaltung in kurdischer Sprache geführt, als ob nur ein Mißverständnis obgewaltet.«

Moltke schildert den Bey als einen großen schönen Mann mit ausdrucksvollem Gesicht. »Seine kleinen Augen blitzen in der Versammlung umher, aber sein Gesicht war vollkommen ruhig. Im Verlaufe der Unterredung hat er zugegeben, daß ihn der

Schimmel des fränkischen Offiziers, den er auf allen Höhen, bald vor, bald hinter dem Schlosse erblickt habe und der wie ein Zauberer zu umstricken schien, am meisten irritiert hätte. Ein Kompliment, das um so mehr zählt, als die Belagerung schon nach fünf Tagen zu einem vollen Erfolg geführt und nur ganz wenige Verwundete auf türkischer Seite gekostet hatte. Reschid Pascha hatte hingegen 31, 40 und 42 Tage zu Bezwingung einer Kurdenburg gebraucht und dabei drei- bis viertausend Soldaten verloren. Die Verluste der Kurden wurden nicht gezählt. Als Moltke am nächsten Morgen zu dem Schloß hinaufstieg, um vor der Schleifung einen Grundriß aufzunehmen, trat ihm unter dem Tor ein Kurde entgegen, der seinen verwundeten Bruder trug. »Der arme Mensch war durchs Bein geschossen, und sein Führer erzählte mir mit Tränen, daß er sich nun schon den siebten Tag hinquäle. Ich ließ den Feldscher kommen«, erzählte Moltke, aber er hatte kein Glück. »Es ist ja ein Kurde, sagte dieser zu wiederholten Malen mit stets gesteigerter Stimme, wie man jemandem sagt: begreifst du nicht, daß du Unsinn forderst?«

6.

Der Einsatz ihrer humanen Gesinnung, ihr Bemühen, die Grausamkeiten dieses Gebirgskrieges durch ihren persönlichen Einfluß zu mildern, ist nicht der letzte Anteil, den Moltke und sein Freund Mühlbach am kurdischen Schicksal genommen haben.

Wohl beteiligten sich die beiden an einem weiteren Feldzug in das sogenannte »Karsanngebirge« zwischen Musch und Hasu, das in einer konzentrischen Operation von Hafiz Pascha selbst, dem Korps Mehemets, zwei Infanterie-, zwei Kavallerieregimentern, sowie dem Erzerum-Valessi und den irregulären Kurden Schirvan Beys eingekreist werden soll. Moltke rekonozsiert den Weg der Armee, erteilt Hafiz Lektionen in europäischer Strategie und münzt eine Niederlage des Oberkommandierenden vor dem Defilee des Dorfes Papur durch ein Umgehungsmanöver in einen kompletten Sieg um. Aber es hat

den Anschein, daß er nicht mehr mit vollem Herzen bei der Sache ist, und als ein Plünderungszug mit den »Baschi-Bozüks« organisiert wird, bleibt er nicht nur wegen einer akuten Erkrankung zu Hause.

»Um diesen Krieg brauchst Du uns nicht zu beneiden, er ist voller Scheußlichkeiten«, berichtet er am 22. Juni an Vincke. »Neben mehreren tausend Stück Vieh kamen heute sechshundert Gefangene an. Die Hälfte besteht aus Weibern mit kleinen Kindern. Viele Frauen sind verwundet, daß es aber auch Kinder mit Bajonettstichen gibt, wirft ein trauriges Licht auf die ganze Handlung. Selbst Säuglinge werden vor den Pascha gebracht und ebenso mit fünfzig bis hundert Piastern bezahlt wie Haufen abgeschnittener Ohren und Köpfe.«

»Während meiner Abwesenheit (um auf eigene Kosten Lebensmittel für die seit Tagen unversorgten Gefangenen aufzutreiben) hatte sich Mühlbach das große Verdienst erworben, dem Pascha freimütig die üblen Folgen des Systems der bezahlten Ohren und Köpfe vorzuhalten«, schreibt er an anderer Stelle. Die Preußen waren die einzigen, die sich um das Los der Gefangenen kümmern, einen improvisierten Verbandsplatz organisieren, Wunden versorgen. Aber »der schweigende Kummer der Kurden, die laute Verzweiflung der Frauen gewährte einen herzerreißenden Anblick«.

Nur wenig später werden die blutigen Konsequenzen dieses Gefechts für den bisher nur an theoretische Operationsbeispiele gewohnten Generalstäbler noch ganz andere Dimensionen annehmen.

Abgesehen von der durch die Pforte befohlenen Entmachtung der »Dere-Beys« — der »Talfürsten« — verfolgten die türkischen Feldzüge in Kurdistan den Zweck, die Taurusarmee mit Menschenmaterial aufzufüllen. Sofort nach der Kapitulation Sayd Beys waren in seinen Dörfern zwei komplette Rediff-Bataillone ausgehoben worden und aus Söört, einer kleinen, zu Bitlis gehörenden Stadt von 600 Familien, verlangte Hafiz Pascha nicht weniger als 400 Mann mit dem Erfolg, daß die gesamte männliche Bevölkerung in die Berge floh.

»Unsere Rekrutierungen gleichen Sklavenjagden«, berichtet

Moltke an den Grafen Königsmark. »Man muß gesehen haben, wie die Rekruten, d. h. eben besiegte Feinde eines anderen Stammes und einer anderen Sprache, mit Seilen aneinandergefesselt und zornvollem Blick in das Lager gebracht werden, um zu verstehen, daß die Regierung sich die Gemüter dieses Volkes immer mehr entfremdet.«

Obwohl dichte Postenketten das Lager nicht mit dem Gesicht zum Feind, sondern zu den eigenen Truppen umstellen und man jede Minute ihr »hasil ol« — »sei bereit« — hören konnte, desertieren täglich Soldaten und manchmal sogar die Vorposten selbst. Für jeden Deserteur wurden schließlich bis zu hundert Gulden bezahlt, aber die Leute liefen aus den Lazaretten davon, wo ihre von der Bastonnade zerfleischten Fußsohlen geheilt werden sollten.

7.

Diese merkwürdige Armee aus Kurden, die von einem Tscherkessen kommandiert und einem Deutschen geführt wird, gilt es noch während des harten Winters 1838/39 in Eilmärschen durch die Felsschluchten des Südaurus auf Wegen, die zum Teil noch die Römer angelegt haben, nach Syrien hinunter einer Entscheidung entgegenzutreiben, die von dem Gegner aus nicht weniger merkwürdigen Gründen gesucht wird.

Auch Ibrahim Pascha befindet sich wie die Türken in Kurdistan, in einem ihm feindlich gesinnten Land. Seine seit Jahren auf höchsten Kriegsstand gehaltene Armee hatte die ägyptischen Finanzen zerrüttet und vor allem die Provinz Syrien, welche die Hauptlast des Unterhalts zu tragen hatte, zugrunde gerichtet. Nachdem schon die Drusen revoltiert hatten, warten jetzt die großen Städte, Damaskus, Homs und Aleppo nur auf das Signal des Aufstandes — nicht aus Türkenfreundlichkeit, sondern um die unerträgliche Last der Okkupationsarmee abzuschütteln. In dieser selbst ist die Moral kaum besser als bei den Türken. Soldaten und Offiziere haben seit achtzehn Monaten keinen Sold mehr erhalten, und es mangelt an Lebensmitteln und Fourage. Täglich kommen Trupps von dreißig bis

sechzig Überläufern bei den türkischen Linien an, die erklären, seit Tagen nichts mehr gegessen zu haben.

Der Ägypter muß daher entweder zusehen, wie sich seine Truppe der »arabischen Solidarität« verläuft, oder eine militärische Lösung suchen, die den status quo beendet.

Als die Bataillone Hafiz Paschas nach und nach bei Biredschik am Südrand der Berge anlangen, hat Ibrahim bereits acht Regimenter mit 52 Kanonen nur wenige Stunden westlich konzentriert, und seine berittenen Kundschafter beobachten den mühseligen Übergang der Türken über den reißenden Euphrat, während der Großteil der Artillerie noch hoch oben bei Andyman in den Bergen steckt. In diesem Moment hätte Ibrahim angreifen müssen.

8.

»Ein bis jetzt noch nicht ganz verbürgtes Gerücht von neuen Aufständen in Kurdistan, in eben dem Augenblick, wo man durch das Einschreiten der vier europäischen Großmächte die Angelegenheit des türkischen Reiches geregelt glaubte, setzt viele in Erstaunen, welche der Entwicklung der orientalischen Tragödie ihre Aufmerksamkeit schenken.

Mit dem Tage von Nisib hatte die Herrschaft des Padischahs über das kaum erst besiegte aber nie wirklich unterworfenen Kurdenvolk faktisch aufgehört. Jetzt, wo englische und österreichische Kanonen der Pforte freie Hand in Asien geschafft, fordert die Regierung wie früher Abgaben, Geld und Rekruten, und sofort ist der Aufruhr da oder wird in nächster Zeit unausweichlich eintreten.«

Diese Sätze sind nicht ein politisches Statement der Gegenwart, sondern stehen in einem Artikel Moltkes, den die »Augsburger Allgemeine Zeitung« 1841 veröffentlicht hat. Damals begann auch Deutschland auf den Mann aufmerksam zu werden, der eine entscheidende Schlacht für den türkischen Sultan gewonnen hätte, wären seine Ratschläge beachtet worden.

Wenn man die komplizierte Anatomie dieser Schlacht in ihre wesentlichen Faktoren zerlegt, so wird sichtbar, daß ihr Aus-

gang, abgesehen von der Zusammensetzung des Heeres, von den Fehlentscheidungen des kommandierenden Paschas und den Versuchen seines deutschen Ratgebers bestimmt wurde, sie auszugleichen.

»Am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang verfügte ich mich auf einen spitzen Felskegel am rechten Flügel, wo man mit dem Fernglas alles übersah«, beschreibt Moltke den Beginn des verhängnisvollen Tages. Es ist sofort eine Bewegung starker Kavalleriemassen, Infanterie und tausende Lastkamele durch das Defilee des Misarbaches zu erkennen, aus der die Absicht des Gegners klar wird, das osmanische Heer am linken Flügel zu umgehen. Moltke, unterstützt von Laue, schlägt einen sofortigen Angriff in die Flanke dieser Kolonnen vor, »der sich aber nur auf eine traurige Demonstration unserer unfähigen Kavallerie beschränkte«. Als bald darauf eine Umschließung droht, dringt er bei Hafiz Pascha auf einen strategischen Rückzug zur stark befestigten und von allen Seiten geschützten Stellung von Biredschik, drei Stunden östlich, um die Ankunft der Korps aus Konia und Kaisarie abzuwarten, die im Anmarsch sind. Schon gilt dieser Vorschlag als angenommen, die Zeit des Aufbruchs beschlossen, da findet Moltke »eine Stunde nachher, den Kommandanten unter Mollas und Chodschas sitzen, die seit kurzem großen Einfluß gewonnen hatten, völlig umgestimmt«. Während der Feind bereits der Brücke im Rücken der Armee in dichten Massen zustrebt, gibt man dem Deutschen zu verstehen, daß aller Rückzug schimpflich und die Sache des Padischah gerecht sei, weshalb die schlechten Nachrichten des Franken kaum stimmen könnten.

Es muß zwischen Moltke und dem Kommandanten in Gegenwart aller Paschas und Offiziere zu einer überaus heftigen Szene gekommen sein, die der zufällig anwesende Engländer William Ainsworth drastisch geschildert hat. Er forderte den Pascha auf, nicht auf Leute zu hören, die von Strategie nichts verstünden, stellte ihm die geringe Zuverlässigkeit des Heeres und die Stärke des Gegners vor Augen, rief Mustafa Pascha, dem Generalleutnant der Garde und Han Effendi zu, seiner Meinung, die sie ja geteilt, laut beizustimmen, und drohte, die ihm vom Großherrn zugewiesene Stellung als »Müsteschar« oder

Ratgeber hinzuwerfen. Als alles nicht half, und Hafiz »sich lieber in Stücke reißen lassen wollte, als zurückzugehen«, schickte er sich ins unvermeidliche, begann in großer Eile, nur von Laue und Mühlbach unterstützt, die untaugliche Aufstellung der Front- und Reserveeinheiten umzugruppieren und konnte wenigstens den rechten Flügel der Armee während der ersten Dreiviertelstunde des beginnenden Gefechts in guter Ordnung halten. Aber bald darauf änderte sich alles.

Die kurdischen Bataillone, die noch nie eine Kanonenkugel sausen gehört hatten, wurden durch das feindliche Feuer rasch erschüttert. Die feindliche Artillerie, die gedeckt von Kavallerie im Trab vorgegangen war, bestrich die ganze Tiefe der Aufstellung mit einem wirkungsvollen Feuer, ganze Kompanien stoben auseinander, wenn eine Granate in ihre Kolonnen einschlug, und die türkische Kavallerie ritt nach einem abgeschlagenen Angriff die eigene Infanterie über den Haufen. Mit der Pistole in der Hand zwingen die deutschen Offiziere zurückgehende Kommandeure wieder vorzugehen, aber immer mehr Geschütze und Pferde mit abgeschnittenen Strängen kamen zurück. Hafiz Pascha selbst ergriff die Fahne eines Gardebataillons, aber das Bataillon folgte nicht, und bald löste sich alles auf.

Sobald der Rückzug angefangen hatte, waren alle Bande der Disziplin gelöst. »Die Kurden, die größere Hälfte des Korps, waren unsere Feinde«, beschreibt Moltke das Ende der Schlacht. »Sie schossen auf ihre eigenen Offiziere und Kameraden, sperrten die Gebirgswege und machten mehrere Angriffe auf Hafiz Pascha persönlich. Andere Flüchtende warfen ihre Gewehre weg, streiften die lästigen Uniformen ab und wanderten fröhlich singend ihren Dörfern zu.«

Ein glücklicher Zufall hatte die drei Deutschen gegen Ende der Schlacht im Zentrum zusammengeführt, so daß sie gemeinsam versuchen konnten, einen Vorsprung vor den Meuterern zu gewinnen. In die anbrechende Nacht hinein ritten sie neun Stunden bis Aintab, eilten noch im Morgengrauen durch das bald darauf von den Stämmen Atmaly, Dschorid und Tschadarli gesperrte Gebiet und trafen am dritten Tag völlig erschöpft in Marasch ein, wo sie das ganze Ausmaß der Katastrophe ersehen

konnten. Fünf Sechstel des ganzen Korps, die ganze Artillerie waren verloren, und auch die Landwehr war »in corpore nach Hause gegangen«. Noch schlimmer war, daß auf die Nachricht von der Niederlage auch die Brigaden Osman Paschas in Kaisarie, 3000 Mann stark, und die 12 000 Mann Izzed Paschas in Derind die Gewehre weggeworfen hatten und auseinandergelaufen waren.

Aber auch in der feindlichen Armee war die Verwirrung kaum geringer. Am Tage ihres Sieges liefen mehrere Bataillone zu den Türken über, 3000 Syrer desertierten in Birdschik, und ägyptische Kürassiere schlossen sich in wilder Flucht der großherrlichen Reiterei an, die sich in die nahen Berge warf. So war an eine Verfolgung und Ausnützung des Sieges durch Ibrahim Pascha nicht im entferntesten zu denken.

Auch für die Deutschen geht das türkisch-kurdische Abenteuer rasch seinem Ende entgegen. Geführt von einem Tartaren, dem sie einen »Beutel« (500 Piaster) für die Beschaffung frischer Pferde geboten hatten, erreichen sie nach einem Parforceritt von 96 Stunden quer durch Anatolien, gerade so rechtzeitig und mit der gleichen Erleichterung wie Xenophon 22 Jahrhunderte zuvor, Samsun am Schwarzen Meer, daß sie eben noch auf die Planken des abgehenden österreichischen Dampfbootes springen können — und sind in einem Augenblick aus der asiatischen Barbarei mitten in europäischer Zivilisation. In ihrer zerlumpten türkischen Kleidung, schmutzig, mager und mit wilden Bärten wollte man sie mit ihrem türkischen Gefolge erst gar nicht unter Deck lassen, bis sie den Kapitän französisch anredeten. »Da gab es Stühle, Tische, Spiegel, Bücher, Messer, Gabeln, kurz lauter Bequemlichkeiten und Genüsse, deren Gebrauch wir fast verlernt hatten«, beschreibt Moltke dieses Erlebnis.

Wenig später berichtet er dem Seraskier — nun ohne Dolmetsch — über den Hergang der Schlacht, beschönigt nicht die groben Fehler Hafiz Paschas, rechtfertigt ihn aber »gegen die Anschuldigungen, die ihn nicht traf«, wie das Versagen der zwangsrekrutierten Kurden und die Untauglichkeit vieler Offiziere. So hat er seinem ehemaligen Vorgesetzten sehr wahrscheinlich den Kopf gerettet, »der einem türkischen General nach einer Niederlage nicht allzufest auf den Schultern sitzt«.

Zugleich mit Moltke, der seinen türkischen Dienst genau am 1021. Tag nach seiner Ankunft in Istanbul quittiert und auf einem Schiff die Donau aufwärts nach Wien und seiner Zukunft als Strategie der Vormachtstellung Preußens entgegenfährt, verläßt auch ein anderer Hauptdarsteller die Szene. Kurz nach der Schlacht von Nisib ist Sultan Mahmud erst 54 Jahre alt, krank und ausgelaugt von den Enttäuschungen seines Lebens einem Schlaganfall erlegen.

Damit ist die Szene frei für die Komparsen des Hintergrunds, die in ihren Nationalkostümen ungeduldig in das helle Rampenlicht drängen.

9.

Nach jeder vernunftmäßigen Überlegung hätte die Stunde Null nach der Schlacht von Nisib auf der Uhr des osmanischen Vielvölkerstaates zu einer »Sternstunde« für eine Reihe nicht islamischer und nichttürkischer Völker werden müssen, und auch die kleinen kurdischen Fürstentümer zwischen Mardin und Rewanduz wären vielleicht endlich zu einer Art Großkurdistan zusammengewachsen, als eine dritte Kraft zwischen den Dardanellen und dem Kaukasus. »Die Kurden würden unbezwinglich sein, wären sie vereint«, war die Meinung Moltkes nach dem Karsannfeldzug, und Graf Westarp, der Kurdistan kurz vor dem Ersten Weltkrieg durchquert hat, war nicht der erste Abendländer, der die Kurden als ein Volk bezeichnet, »das zur Führung im Nahen Osten berufen sei«.

Aber während der griechische Aufstand gegen die Türken im Jahre 1821 massiv von den Westmächten unterstützt wurde, die Serben unter Obrenowitsch und die Wallachen des späteren Rumäniens während ihrer Erhebung von 1840/41 auf eine russische Rückendeckung hoffen durften und selbst die Maroniten des Libanon im Herbst 1840 von der bei Beirut gelandeten britischen Flotte massiv mit Waffen versorgt wurden, hat sich die politische Wetterlage auf den Minuspol des kurdischen Barometers ausgeschlagen.

Nach Frankreich, das wegen seiner erst kürzlich eroberten

nordafrikanischen Besitzungen besorgt war, hat sich auch England durch die nationalistische Monopolpolitik Mehemets in seinen Handelsinteressen bedroht gefühlt. Österreich war ebenso wie Rußland wenig an einem völligen Vakuum an den Dardanellen interessiert, das nur eine neue Rivalität auffüllen würde, und so kam es ein Jahr nach Nisib zur sogenannten »Quadrupelallianz«, in der sich die vier Mächte aus jeweils sehr unterschiedlichen Motiven für den Fortbestand der Türkei und einer Demütigung Mehemets entschieden. Der ägyptische Pascha wurde durch eine vereinigte Flotte aus Syrien vertrieben und gezwungen, die türkischen Schiffe auszuliefern, weiter die Oberhoheit des Großherrn anzuerkennen und einen jährlichen Tribut von dreißig Millionen Piastern an die Pforte zu zahlen.

Der fünfte, stille, und wahrscheinlich uneigennützig Partner war Preußen, das die mit den ägyptischen Millionen wieder aufgestellten türkischen Kader mit Instruktoren beliefert und so den effektivsten Beitrag zum militärischen Wiedererstarken der Türken geleistet hat.

So ist das unerwartete Resümee der verlorenen Kurdenschlacht von 1839 nicht ein Zerfall, sondern eine Belebung der türkischen Zentralgewalt gewesen, die alsbald wieder in allen Teilen des schon abgestorbenen Staatskörpers fühlbar wird.

Eine besondere und gezielte militärische Expedition haben die Kurden gegen sich selbst herausgefordert.

10.

Die 67 Briefe »über Zustände und Begebenheiten in der Türkei« haben alle bis auf einen einzigen über tausende Meilen Entfernung unter abenteuerlichen Bedingungen ihren Adressaten im fernen Deutschland erreicht, um schon nach dem Trocknen ihrer Tinte zu historischen Dokumenten eines der verschlossensten Kapitel der kurdo-türkischen Geschichte zu werden.

Ein anderes Schreiben aus dem brodelnden Hexenkessel Kurdi-

stan, freilich nicht von dem Preußen, sondern von einem später nicht weniger berühmten Engländer mitkonzipiert, ist fatalerweise nie angekommen. Es ist jener Hilferuf der Chaldäer von Tkoma an die Türken, der von dem Priester Kascha Bodaka während des verhängnisvollen Ramazams des Jahres 1844 dem Pascha in Mossul überbracht werden sollte. Sandrecky, der 1844/45 durch Berwari gezogen ist, hat, ohne die Zusammenhänge zu ahnen, durch einen Schafhirten von einem Überfall auf einige Chaldäer erfahren, der sich bei Zoma im »Lande Chald« abgespielt hat. Layard hat vier Jahre später das Echo dieser Schüsse in einer Fußnote seines zweiten Buches festgehalten: »Kascha Bodaka wurde vom Häuptling von Chal, einem Vasallen Bedr Khans, ermordet.«

Kurz danach ist es zwischen dem türkischen Pascha und Bedr Khan zu einem »Gipfeltreffen« am Ufer des Tigris mit einem für die Christen bestürzenden Resultat gekommen. Der Gouverneur — es ist der gleiche, der von Karl May und auch von Ceram in »Götter, Gräber und Gelehrte« als der habgierige Despot beschrieben wurde, dessen Truppen die ganze Umgebung der Stadt geplündert haben — war nur mit kleinem Gefolge erschienen. Zu seinem Schrecken sah er sich von mehr als 6000 Kurden umgeben und einen Augenblick lang schien er der Gefangene des Kurdenbeys zu sein, in dessen Zelt Moltke einst vor Sayd-Bey-Kalessi geschlafen hatte. Erst nachdem er heimlich Nizamverstärkung und sechs Kanonen herbeischaffen ließ, kehrten ihm Mut und Vertrauen wieder, und es kam zu einer langen und augenscheinlich freundschaftlichen Unterredung mit dem Kurden, die nach nestorianischer Meinung mit einem Übereinkommen beendet wurde. Jedenfalls ist der Türke ostentativ zu einem Zug gegen die Jeziden des Sindschar in entgegengesetzte Richtung aufgebrochen, während die Kurden durch die Tjjarigebirge direkt nach Tkoma gezogen sind.

Obwohl nicht unvorbereitet, konnten die Christen zu keinem organisierten Widerstand finden, sondern beschränkten sich darauf, die Zugänge zu ihren Dörfern zu verteidigen. Aber die Hakkari Nur Ullah Beys folgten den Bothan auf dem Fuße und brachen von allen Seiten, nach Blut und Beute lechzend, in die Täler ein. »Der Rauch brennender Dörfer wirbelte über die

Schneehäupter des Dawas-Dagh, das Todesröcheln der Männer mischte sich mit den Schreien der mißhandelten Weiber und dem Triumphgeheul der Kurden«, heißt es in dem Bericht des Deutschen Reisenden Moritz Wagner. Die Angreifer hielten sich an ihren Vorsatz, keine Gefangenen zu machen, hieben ohne Unterschied alles nieder, rissen die Häuser und die Kirchen ein und zerstörten Felder und Gärten.

Dieses Blutbad, nahezu unter den Augen der europäischen Mächte, die im nahen Mossul seit den Ausgrabungserfolgen Layards und Bottas ständige Konsulate unterhielten, konnte nicht ohne Folgen bleiben.

Um diese Zeit ist das Gewissen der Welt noch nicht so abgestumpft wie nach den organisierten Völkermorden des 20. Jahrhunderts. Vietnam, Ausschwitz und selbst die Armeniermassaker der Jahrhundertwende sind noch unfaßbare Visionen einer anderen Zeit. Die öffentliche Meinung in London und Paris fordert eine Bestrafung der Schuldigen, Sir Stratford Canning, der britische Botschafter bei der Pforte — es ist derselbe, der Layard die ersten sechzig Pfund für seine assyrischen Ausgrabungen geschenkt hat — überreicht dem Großherrn die ultimative Forderung, in seinem eigenen Reich Ordnung zu schaffen, und so sehen wir zum drittenmal innerhalb eines Vierteljahrhunderts und nur fünf Jahre nach Nisib, eine türkische Armee nach Kurdistan ziehen.

Den Oberbefehl hat nicht mehr der Tscherkesse Hafiz, sondern ein Mann, den die türkische Kriegsgeschichte »Omer Pascha« nennt. In Wirklichkeit hieß er aber Michael Latas, war gebürtiger Österreicher und als Oberleutnant in Bosnien wegen einer dienstlichen Zurücksetzung zu den Türken desertiert, Mohammedaner geworden und wegen seiner Tüchtigkeit in kürzester Zeit — ein Moltke anderen Vorzeichens — zum General befördert worden.

Die verbündeten Kurden von Djesireh, Van und Musch hat er in zwei Schlachten am Tigris entscheidend geschlagen und bis in ihre Bergschlupfwinkel verfolgt. Das letzte Kapitel dieses Feldzuges liest sich wie eine komplette Wiederholung von Moltkes Bericht »Über die Belagerung eines Kurdenschlusses«. »Das Schloß war schon beinahe genommen, da gelang es Bedr Khan

von Omer Pascha dieselben Bedingungen wie vor Beginn der Feindseligkeiten zu erhalten«, schreibt Layard. »Er wurde aus Kurdistan verbannt, zuerst nach Konstantinopel geschafft, aber später nach Kandia auf Kreta geschickt, wo er mit seiner Familie sein Vermögen genießen durfte — eine Strafe, die seinen zahlreichen und schrecklichen Verbrechen im höchsten Grade unangemessen ist.«

Diesen Erfolg haben die Türken dazu benützt, die noch übrigen Feudalherrschaften in Kurdistan zu brechen, Nur Ullah Bey aus Baschkalah zu vertreiben, aber auch Fürsten zu entmachten, die mit der Chaldäerverfolgung überhaupt nichts zu tun hatten, wie den Khan von Mamuhdije und den Baban-Pascha von Suleimania. Am längsten hat Scherif Bey von Bitlis, ein Nachkomme des Verfassers der Tarich el Akrad, Widerstand geleistet. Erst 1849 ist dieses älteste Fürstentum der Kurden gefallen, das stets seinen christlichen Untertanen, den »assori«, gegenüber eine tolerante Haltung eingenommen hat.

Daß es den Türken mit der Liquidierung dieser Dere-Beys gar nicht um die Bestrafung kurdischer Übergriffe und um den Schutz ihrer christlichen Untertanen gegangen ist, hat Layard nach seiner zweiten Reise in die verwüsteten Gebiete nachgewiesen.

Zwar waren den Überlebenden des Massakers durch einen Ferman der Pforte die Steuern für drei Jahre erlassen worden, aber 1848 wurden dieselben Abgaben statt einmal, dreimal, ja viermal erpreßt, wodurch ganze Distrikte in das tiefste Elend gestürzt und wieder viele Familien über die Grenzen nach Persien getrieben wurden.

Unbarmherzig entriß man diesen Ärmsten der Armen das letzte Ackerland, alle Lebensmittel wurden besteuert, Mühlen, Webstühle, Bienenstöcke und selbst das Bündel Heu, das sie mit größter Mühe von den Bergen holten. Kein Gericht hörte die Klagen der geschundenen Christen an, und ihre Abgesandten an den Pascha wurden mißhandelt und ins Gefängnis geworfen. »Die Kurden nahmen uns das Leben, aber die Türken nahmen uns, wovon wir unser Leben fristen«, kommentiert Kascha Kana, der letzte Priester, bitter dieses einzige Fazit der zweiten abendländischen Intervention in die religiösen Konflikte der

orientalischen Völker. Zum erstenmal hatte die Kreuzzugsbewegung einen tiefen Abgrund zwischen den kaum islamisierten Kurden und den Christen des Morgenlandes aufgerissen, die miteinander vorher in sprachlicher und gutnachbarlicher Freundschaft gelebt hatten; jenen den Weg zum eigenen Nationalstaat verbarrikadiert, diesen das Leben und die verbliebene Autonomie gekostet. Der Erste Weltkrieg schließlich wird ein christliches Millionenvolk völlig von der Landkarte Asiens löschten und den zwischen der Türkei und Persien gelegenen Lebensraum der Kurden durch fünf neue Staatsgrenzen hoffnungslos zerstückeln.

Daß zwischen islamischen und christlichen Kurden eine Verständigung möglich ist, ihr Glaubensunterschied nur systematisch als Mittel des »divide et impera« mißbraucht worden ist, hat nur wenig später der kurdische Nationalheld Jezdan Cher bewiesen. In seinem antitürkischen Aufstand von 1855/56 hat er mohammedanische Kurden und die Nestorianer Hakkaris unter seinen Fahnen vereinigt, in einem gewaltigen Anlauf noch einmal das ganze Bergland zwischen Van und Bagdad befreit und eine ordentliche Verwaltung einzusetzen versucht. Aber er hat gegen die Uhr der Weltgeschichte gekämpft, deren Zeiger schon langsam vom Feld der nationalen Begeisterung und emotioneller Überzeugung in den Sektor der seelenlosen materiellen Überlegenheit rückt.

Nach und nach zeigt die erdrückende Übermacht der Türken ihre Wirkung, westliche Wirtschafts- und Militärhilfe kitten langsam die breiten Risse im Körper des tönernen Riesen; Telefon und Telegraf lassen die weiten Strecken, die unkontrollierbaren Gebiete zusammenschrumpfen. Der Wettlauf zwischen dem Erwachen des kurdischen Nationalgefühls und den Zerfallstendenzen des Osmanischen Reiches scheint verloren. Nach dem unerbittlichen Gesetz, daß nur dem Erfolgreichen das Ohr der Welt gehört, erlischt wieder das vorübergehende publizistische Interesse an dem seltsamen Volk der Kurden. Die bürgerlichen Schichten Europas sind selbst mit nationalen und sozialen Problemen beschäftigt und haben genug zu tun, die Folgen der eigenen, hausgemachten Revolution von 1848 zu verdauen.

IX.

DIE VERFLUCHTE RASSE

»Bienen stechen am liebsten in Gesichter,
die von Tränen naß sind.«

Armenisches Sprichwort

Die Revolten der Schwachen — Ein Pferd entscheidet einen Feldzug — Die Armenier geben in die Falle — »150 000 Räuber werden bewaffnet« — Die Kurden entdecken den Staat

I.

Der erste Rapport, der fast ein Vierteljahrhundert nach diesen Ereignissen wieder die Kurden so eindrucksvoll ins Gespräch bringt, daß selbst die Publikationen unserer Tage noch gern auf die Diktion seines Buchtitels zurückgreifen, erscheint vorwiegend für den Geschmack eines Publikums geschrieben, das weit entfernt, in einem gnadenlosen Duell um das nationale Überleben Partei zu ergreifen, sich vielmehr aus einer spätbiedermeierlichen und prätelevisionellen Lehnssesselperspektive lediglich am Gruseffekt möglichst fernliegender Konflikte zu delectieren beabsichtigt. Es ist die Zeit, da in Frankreich ein Jules Verne und im deutschsprachigen Raum ein Karl May mit ihren phantastischen und exotischen Schilderungen ganze Volksschichten die politische Misere der Gegenwart unter der trauten Leselampe des Familientisches vergessen lassen.

Damals hat kaum jemand geahnt, daß in den arabisch-kurdischen Erzählungen des Letzteren in romanhafter Verpackung eine Fülle echter Erlebnisse steckt, die von den verschiedensten Reisenden um die Mitte des Jahrhunderts stammen, geschweige denn, daß die Länder »Zwischen Bagdad und Stambul« in einer Art geschildert wurden, die allerneueste Informationen verrät.

So schildert Karl May in seinem 1897 begonnenen Schlüsselroman »Im Reiche des silbernen Löwen« ausführlich Erlebnisse

mit einem türkischen General Osman Pascha und mit einem Kurdenführer Jamir, den er aus türkischer Gefangenschaft befreit haben will. Beide Personen sind historisch. Osman Pascha hat sich im russisch-türkischen Krieg von 1877/78 als Armeekommandierender hervorgetan, und bei Jamir handelt es sich um den legendären Helden der Hamavand-Kurden Juamir, der in den Jahren 1886/87 und 1890/91 die Türken in größte Bedrängnis gebracht hat.

Die Hamavand sind ein Stamm, der erst um 1820 aus Persien zugewandert ist, sich in der Gegend des heutigen Erdölzentrums Kerkuk angesiedelt und am letzten Krieg gegen Rußland auf türkischer Seite beteiligt hat. Dort haben die Hamavand aber weniger an den Fronten reüssiert, als sich vielmehr darauf beschränkt, auf den verlassenen Schlachtfeldern Mengen an guten Gewehren und Munition einzusammeln und unbewaffnete Dörfer zu plündern. Nach Kriegsende benützten sie ihre neu-erworbene Macht um die türkischen Gendarmen und Steuereinnehmer davonzujagen, Karawanen zu überfallen und schließlich das ganze Territorium zwischen Bagdad und Mossul zu verunsichern. Als schließlich sogar die großherrliche Post nach Stambul trotz stärkster militärischer Bedeckung nicht mehr durchgebracht werden konnte, mußten sich die Behörden endlich zu einem förmlichen Kriegszug gegen den an und für sich wenig zahlreichen Stamm entschließen, der erst nach mehreren Schlachten mit zehnfacher Übermacht niedergezwungen werden konnte. Als die Türken aber soweit gingen, den Kopf der Rebellion, den aus kleinen Verhältnissen stammenden Häuptling Juamir, der in Persien Zuflucht gefunden hatte, im Zelt des persischen Thronfolgers Sill e Sultan hinterrücks ermorden zu lassen — der Legende nach wurde er in den Rücken gestochen, während er sich bückte, um eine vermeintlich aufgegangene Diamantenkette des Thronfolgers aufzuheben — lebten die Unruhen unter Führung der Gattin Juamirs in verstärktem Maße wieder auf. Die an der persischen Grenze konzentrierten Truppen wurden zersprengt, und der türkische Oberkommandierende Mohammed Pascha wurde von den Hamavand drei Tage lang bis unmittelbar vor die Tore Bagdads gejagt, und nur der wunderbaren Schnelligkeit seines arabischen Renners

hat der General sein Leben zu verdanken. Dreimal wurden türkische Truppen in Regimentsstärke besiegt, die noch unter Moltke so gefürchteten Kanonen erobert, und einmal ist ihnen sogar der gesamte Ertrag der Provinz Bagdad, 120 000 türkische Pfund (dreieinhalb Millionen Mark) in die Hände gefallen.

Um diesen nicht zu bändigenden Menschen auf andere Weise beizukommen, hat der Sultan schließlich mehrere ihrer Anführer mit Orden und lebenslangen Pensionen ausgestattet, und Hussein Agha, der, so wie es Karl May im »Tal der Stufen« beschrieben hat, die Türken im Felsenkessel von Tauk eingeschlossen hatte, war um 1893 zum Gendarmeriechef der Stadt Erbil ernannt worden.

Auch der deutsche Ethnograph Dr. Sachau bringt von seiner Reise durch Nordmesopotamien im Jahre 1888 Schilderungen von operettenhaften Zuständen nach Hause, berichtet, daß die türkischen Beamten und Offiziere seit dreizehn Monaten keinen Sold mehr aus Stambul bezogen hätten und das in Djesireh stationierte Infanterieregiment völlig bewegungsunfähig sei, weil die Soldaten weder Schuhe noch Strümpfe besitzen. Und Professor Lehmann-Haupt schreibt neun Jahre später während seiner Rückreise vom Kel-i-Gaur in sein Tagebuch:

»Die Stadt Djesireh ist gänzlich in den Händen der kurdischen Hamidijeh, die türkischen . . . Behörden spielen eine völlige Nebenrolle. Wir wurden zwar vom Kaimakam zum Tee ins (seit der Vertreibung Bedr Khans in Trümmern liegende) »Hükümet« geladen, waren aber im übrigen die . . . Schutzbefohlenen der Kurden und des die dortige Gegend beherrschenden . . . Mustafa Pascha.«

Wie ist es zu dieser völligen Umkehr der Situation und dazu gekommen, daß die Türken — gleichsam auf Socken — aus Gebieten verjagt worden sind, die ihnen der Deutsche Moltke, der Österreicher Latas und die Waffenhilfe der Großmächte scheinbar endgültig gesichert haben? Die Antwort bringt die ganze Bitterkeit einer jener antiken Tragödien ans Tageslicht, die sich auf diesem Boden so oft abgespielt haben. Die beinahe anachronistisch anmutende Wiederbelebung der kurdischen Feudalherrschaft geht auf Kosten einer anderen uralten Min-

derheit, eines Restvolkes, das ein ähnliches Schicksal wie die Kurden an ihren Platz gefesselt hat, das aber dazu noch den Makel eines verächtlichen und gedemütigten Glaubens mit sich schleppt. Dieses Volk sind die Armenier.

2.

In einer Felsinschrift des Perserkönigs Darius Hystaspis erscheint erstmalig der Name »Armina« an Stelle der alten Bezeichnung Urartu für das Land am Ararat. Aufgrund ihrer sato-indogermanischen Sprache und verschiedener Ortsnamen im westlichen Kleinasien gilt als sicher, daß die Armenier um das 7. vorchristliche Jahrhundert wahrscheinlich vom Balkan her in die von den Chaldern unter dem Druck medischer und kimmerischer Einfälle aufgegebenen Ebenen zwischen Taurus und Kaukasus eingewandert sind und alsbald die Bewässerungstechnik und die Metallbearbeitung von der alten Bevölkerung des Landes erlernt und vervollkommen haben.

Ebenso wie die in den südlichen Gebirgen wohnenden Kurden waren sie in Stämme unter einflußreichen Feudalherren gegliedert und haben eine intensive Viehwirtschaft betrieben, aber von Anfang an eine eher sesshafte, bäuerliche Lebensweise bevorzugt.

Einer ihrer ersten Könige, Tigranes, hat die Grenzen Armeniens weit über das ehemals urartäische Gebiet ausgedehnt, auch Kurdistan — Kurduene — erobert und dessen König Zarbienos hinrichten lassen. Damit steht von Anbeginn an ein Mord am Schnittpunkt der beiden sprachlich und rassisch so artverwandten Völker und kann als symptomatisch für das spätere Unvermögen bezeichnet werden, das gemeinsame ihres Rassenschicksals zwischen übermächtigen Gegnern zu erkennen.

Um 70 v. Chr. erscheinen die Römer unter Lukullus aus dem Westen, besiegen Tigranes und zerstören seine Hauptstadt Tigranokerta, während im Osten in den religiös besonders intoleranten Parthern ein unerbittlicher Feind erwächst.

Seit dieser Zeit ist Armenien nicht mehr aus der Rolle eines Pufferstaates zwischen den asiatischen und europäischen Großmächten herausgekommen, wird einmal in ein römisches Klein- und ein parthisches Großarmenien geteilt, gerät unter byzantinische Oberherrschaft und wird von Bürgerkriegen zwischen König, Adel und Kirche geschüttelt. Denn um 280 hat ein armenischer König — Jahrzehnte vor Rom — das Christentum zur Staatsreligion erklärt und damit noch mehr den Inselcharakter zwischen Feueranbetern, Lichtauslöschern und Teufelsanbetern bestimmt.

Als nach dem Tod Kaiser Julians Apostatas die Römer die Euphratgrenze aufgeben, bricht der erste große Pogrom über die kleine christliche Enklave einer langen Kette von erbarungslosen Verfolgungen herein.

Nachdem der armenische König dem Sassaniden Schapur im »Schloß des Vergessens« in eine Falle gegangen war, wurden tausende Armenier zusammengetrieben und von Elefanten zu Tode getrampelt, die Kirchen niedrigerissen und überall Feueraltäre errichtet.

Dreihundert Jahre haben die Kämpfe mit den Feueranbetern gedauert, um gegen die Mitte des 7. Jahrhunderts durch die arabische Eroberung abgelöst zu werden. Obwohl gerade unter den Kalifen die gewaltsamen Bekehrungsversuche und die Besteuerung der glaubenstreu gebliebenen Christen einen neuen Höhepunkt erreicht haben, fällt gerade in diese Zeit die Hochblüte der sakralen armenischen Architektur. Der quadratische Zentralbau und die Kuppelbaukunst ist über die Hagia Sophia in Istanbul bis nach Europa gelangt und läßt sich im Petersdom in Rom vielleicht am schönsten nachweisen, während die östlichen Originalbauten, wie die wunderbare Kirche von Swarthnotz, in den bald darauf einsetzenden Wirren der Seldschukeneinfälle wieder in rauchende Trümmer zusammenstürzen.

Noch während dieser Schreckenszeit setzt die erste Welle armenischer Massenauswanderung in den sicherer erscheinenden Westen ein. Die Ansätze der Kolonien in der Levante entstehen, und in Kilikien hat von 1080 bis 1376 ein Kleinarmenisches Königreich bestanden. Eine weitere Massenflucht wird von den

Mongolen ausgelöst, die hundert Jahre im Land bleiben und zahlreiche Provinzen buchstäblich ausmorden. Turkomannen und Kurden, wie die Merwaniden, die sich im 12. Jahrhundert in Ani festsetzen, sickern in die verlassenenen Tallandschaften ein und werden nunmehr zu den eigentlichen Herren in Armenien. Schon um diese Zeit ist sicher, daß den Armeniern eine Passion reserviert ist, die den Leidensweg der Juden, dem klassischen Duldervolk Gottes, um ein Vielfaches an Unentrinnbarkeit übertrifft, ohne die Tröstung einer Befreiung zu enthalten. Die bitterste Epoche aber sollte mit der Türkenherrschaft anbrechen.

Nach osmanischer Tradition waren nur die Moslems Träger politischer Rechte, die Christen aber recht- und willenloses Eigentum ihrer rechtgläubigen Herrn, eine Sache, die Allah in die Hände seiner Kinder gegeben hatte. Kein Gericht hörte ihre berechtigten Klagen an, und jeder Rechtgläubige konnte hingehen und wegnehmen, was ihm gefiel. Was sich in den vier Jahrhunderten der türkischen Besetzung in den armenischen Ostprovinzen an staatlicher Mißwirtschaft, Beamtenwillkür, Raub und Plünderung unter dem Mantel politischer Überwachung abgespielt hat, füllt eine erschütternde Bibliothek des Martyriums.

Das wird noch schlimmer, als die Türken militärisch zum Rückzug aus Europa und Afrika gezwungen werden, und ein Raya-Volk nach dem anderen, die Griechen, Montenegriner, Serben und Wallachen, das islamische Joch abschütteln können. Der ganze Haß des besiegten Herrenvolkes wendet sich jetzt gegen die von allen Seiten eingeschlossenen aber immer noch hoffnungsvollen und auch wegen ihrer handwerklichen und kaufmännischen Tüchtigkeit beneideten Armenier.

Endlich beginnen sich die europäischen Großmächte, und besonders Großbritannien, das sich als Schutzmacht der asiatischen Christenheit betrachtet, für das armenische Schicksal zu interessieren, während das geschundene Volk selbst mit der Bildung von Geheimbünden und der Entsendung von Emissären nach London, Moskau und in die Schweiz antwortet. Nach dem verlorenen Krieg von 1878 muß sich der Sultan in der Berliner Friedenskonferenz erstmalig zu einem Autonomiesta-

tut für Armenien in der Art verstehen, wie es nach dem Ersten Weltkrieg den Kurden gegenüber vorgesehen war. Doch während man in den europäischen Hauptstädten noch an den Sieg von Recht und Menschlichkeit glaubt, holt der türkische Chauvinismus in aller Stille zum Gegenschlag aus.

3.

Als der Berliner Universitätsprofessor Friedrich Delitzsch im Jahre 1899 von seiner Orientreise zurückkehrt, um durch seine archäologisch-theologischen Vorträge die langjährige Diskussion um »Babel und Bibel« auszulösen, befinden sich in seinem Gepäck einige Fotografien, die einen seltenen Dokumentarwert haben. Sie wurden in Diarbekr aufgenommen und zeigen eine feierliche Versammlung türkischer und kurdischer Honoratioren zu einem echt orientalischen Festessen aus Anlaß der Ernennung der beiden Kurdenchefs Mustafa und Ibrahim zu Paschas und der Fahnenweihe neugeschaffener Kurdenregimenter. Was der deutsche Spezialist für biblische Geschichte hier festgehalten hat, war die Geburtsstunde der sogenannten »Hamidijeh«, die Verwirklichung einer Lieblingsidee des Sultan Abd ul Hamid. Man muß es als einen grausamen Scherz der Weltgeschichte bezeichnen, daß dieser Mann, dessen Mutter eine Armenierin war, gerade durch die in ihren Anfängen liberale jungtürkische Bewegung im Jahre 1875 an die Macht gekommen ist. Sein ganzer Lebensweg hat ihn als den reaktionärsten, christenfeindlichsten, aber auch gerissensten Sultan der osmanischen Geschichte ausgewiesen. Während er es glänzend verstand, die westlichen Staatsmänner mit den Versprechen innerer Reformen zu beruhigen, war er bestrebt, seine ganz persönliche Vorstellung von einem mohammedanischen Einheitsstaat zu verwirklichen. Das Werkzeug dazu sollten die Kurden sein. Beeinflußt von dem Reformator der anatolischen Angelegenheiten, Schakir Agha, war er von dem Gedanken besessen, aus den nomadischen Kurden irreguläre Reiterformationen von der Art aufzustellen, wie sie die Russen während des letzten Krieges in Form

der Kosakenarmeen so wirkungsvoll eingesetzt hatten. Welche eigentliche Rolle den Hamidijehs aber zugebracht war, ergibt sich daraus, daß die zu schaffenden fünfzehn Hamidijehregimenter unter den Oberbefehl jenes Mannes gestellt wurden, dem die strengste und unnachsichtigste Unterdrückung der Armenier anvertraut war. Dieser Mann war Zeki Pascha, der Kommandierende des 4. türkischen Armeekorps in Erzingan.

Zu Anfang ihres Bestehens schien es tatsächlich, als ob die Hamidijeh-Rechnung des Sultan Abd ul Hamid voll aufgehen würde.

Zwei Ereignisse schienen ihm Anlaß genug zu sein, die im Berliner Vertrag widerwillig übernommenen armenischen Verpflichtungen zu kassieren.

Im Jahre 1894 hatte die Bevölkerung des Distrikts Sassun gegen die doppelte Besteuerung, einmal an die türkischen Behörden, dann wieder an die Kurden, rebelliert und die Beamten verjagt. Die Hamidijeh war eingeschritten, hatte die Dörfer gestürmt, niedergebrannt und einige hundert Aufständische getötet. Kurz nachher demonstrierten in Istanbul einige tausend Armenier, um den Großwesir auf ihre Forderungen und Bitten aufmerksam zu machen. Die Polizei hieb ein und verhaftete Hunderte Demonstranten, die nachher auf der Wache mit Bajonetten niedergestochen wurden.

Das war der Aufruhr, den die türkischen Behörden brauchten. Ein Exemplar des damals erlassenen Behördenauftrages ist erhalten geblieben: »Der Sultan könne fürderhin seine schützende Hand nicht mehr über die ›ermeni millet‹ halten«, heißt es darin, »alle Kinder Mohammeds hätten jetzt die Pflicht, alle Armenier und zuvörderst diejenigen zu töten, mit denen sie bisher in Freundschaft gelebt haben. Wer dem Befehl nicht gehorche, soll als Armenier betrachtet und wie ein solcher getötet werden.«

Diese Proklamation im Wortlaut anzuführen, erscheint mir wichtig, um eine objektive Beurteilung der kurdischen Verantwortung am armenischen Schicksal zu ermöglichen.

Die berüchtigten Armeniermassaker von 1895, die von den damaligen Massenmedien als ein Ereignis von der Größenordnung behandelt wurden, wie es heute das Vietnamproblem darstellt,

begannen in allen Landesteilen mit geradezu militärischer Präzision am gleichen Tag, fast zur gleichen Stunde. In Van wurde das armenische Viertel völlig dem Erdboden gleichgemacht, aber auch in allen anderen Städten Ostanatoliens, in Trapezunt, Ersindjan, Diarbekr, Malatia und Bitlis floß das armenische Blut in Strömen, und den Höhepunkt bildete die Verbrennung von 1200 armenischen Frauen und Kindern im Dom zu Urfa am Weihnachtstag 1895. Man schätzt, daß in vier Monaten fast 90 000 Christen getötet wurden, während Hunderttausende über die Grenzen nach Persien geflüchtet sind.

Lehmann-Haupt, der damals ausgezogen war, um in akademischer Form die frühe Geschichte Armeniens aufzuhellen, ist der Hauptzeuge der Reise seines Studienobjekts ins Dunkel geworden. Bekümmert hat er in den ehemals von den Armeniern majorisierten Gauen Mokh, Bothan und Norduz die leerstehenden Dörfer gezählt, versucht, das Schicksal vermißter Christenfamilien aufzuklären, das sich allemal unter Blut und rauchenden Trümmern verlor und auch einen der Hauptverantwortlichen für das Massaker in Van, Schäkir Agha, den Chef der Härtoschi-Kurden gestellt. Zugleich aber — und das muß dem armenophilen Professor angerechnet werden, hat er Zeugnisse einer völlig entgegengesetzten Haltung vieler Kurdenchefs gesammelt. So schreibt er, daß im Kurdendorf Quassrik während der Massaker zahlreiche Armenier aus der Nachbarschaft vor den Türken Schutz gefunden hätten, in Terlan hat ein Hamidijeh-Hauptmann den Tötungsbefehl verweigert und in Quitris hat Lutfi-Beg — möglicherweise ein Nachkomme des letzten Zandiden Lutf Ali Beg — die Christen unter eigener Lebensgefahr gerettet. Als er in Van vom Beginn der Metzelleien hörte, hat er ein eben gekauftes Pferd buchstäblich zu Tode geritten, um rechtzeitig seinen Distrikt zu erreichen, und hat mit dem Gewehr in der Hand dem Morden Einhalt geboten.

Das ist dieselbe humane Haltung, die 1880 Scheik Obaidullah von Nehri bekundet hat, als ihm seine Mitstreiter während der Revolte gegen die Perser die Massakrierung der christlichen Einwohner von Urmia vorgeschlagen haben. »Wir Kurden sind für Türken und Perser nur als Werkzeug gegen die Christen

von Wert«, hatte er entgegnet. »Gibt es keine Christen mehr, werden sie sich gegen uns wenden.«

Ist also evident, daß bei weitem nicht alle Kurden die rassisch-religiöse Kampagne Abd ul Hamids mitmachten, so sollte die Erfindung der »Türkischen Kosaken« sich bald auch militärisch als das erweisen, was europäische Beobachter offen ausgesprochen hatten: »Hundertfünfzigtausend Kurden mit europäischen Waffen auszurüsten, bedeutet ebensoviele Aufständische bewaffnen«, hatte der Herzog von Cholet nach einer Begegnung mit Zeki Pascha erklärt.

Kaum waren die Reste des Festessens in Diarbekr weggeräumt, hat jener Mustafa, der sich Professor Delitzsch in so schöner Pose gestellt hat, im Bothan sein eigenes kleines Königreich errichtet, die Wege zwischen Armenien und dem Irak gesperrt und am Tigris in der Nähe von Djesireh eine Art Zollstation aufgebaut, an der jedes durchkommende Fahrzeug um einen Teil seiner Ladung erleichtert wurde.

Delitzsch und die Deutsche Armenienexpedition ließ er zwar galanterweise passieren, »tags zuvor aber«, berichtet der Gelehrte, »hat es auf einem aus Diarbekr kommenden Floß, das auf Anruf nicht reagiert hatte, einen Toten und mehrere Schwerverletzte gegeben.« Und auch ein Kellek, welches hohe und höchste türkische Offiziere nach Djesireh brachte, ist trotz seiner starken Bedeckung von einem Angriff nicht verschont geblieben.

Ein paar Tagereisen westlich davon, bei Ras el Ain, hatte der andere Hamidijeh-Pascha Ibrahim (genau Ibrahim ben Mahmud, ben Timawi ben Aiyub) ein Saladinnachkomme, nach vollendeter Bewaffnung seiner Milli-Kurden alle anderen Kurden- und Araberstämme zwischen dem Belich und dem Chabur unterworfen und eine so starke Hausmacht errichtet, daß die Städte Urfa und Mardin trotz ihrer türkischen Garnisonen in ständiger Furcht vor ihm lebten. 1908 erhielt er vom Sultan den Auftrag, mit tausend Reitern den Schutz der sogenannten Hedschasbahn zu übernehmen, welche die lebenswichtige Verbindung zwischen Syrien und Mekka herstellte und nach Kriegsausbruch das erste Ziel von Lawrences »Aufstandes in der Wüste« gewesen ist. Aber im Jahre 1915, als Lawrence mit

seinen Sprengkommandos angerückt ist, sind keine Kurden mehr im Hedschas gestanden. Nachdem Abd ul Hamid von den Jungtürken gestürzt und eine Verfassung verkündet wurde, ist Ibrahim Pascha sofort nach Ras el Ain zurückgekehrt, hat sich offen gegen die neue Verfassung empört und wurde schließlich während eines mehrmonatigen Feldzuges von Türken und feindlichen Araberstämmen besiegt und auf der Flucht getötet.

Im Osten Anatoliens aber hatte die dritte und bedeutendste kurdische Satrapie mittlerweile eine feste Form angenommen. Wie ein Feudalfürst des kurdischen Mittelalters regierte dort Zeki Pascha von seinem Palast in Ersindjan aus das Gebiet seines 4. Armeekorps, und es war ein wenig gehütetes Geheimnis, daß sein Abfall von der Pforte und die Gründung eines unabhängigen, auf die Kurden gestütztes Sonderreiches unmittelbar bevorstände. Daß die historische Chance, das kurdische Schicksal von dem der Osmanen zu trennen, ganz nahe bevorstand, war auch der liberal-intellektuellen Schicht Kurdistans deutlich bewußt.

Die Anfänge einer allkurdischen Bewegung zur Überwindung der alten Stammesgegensätze gingen in erster Linie von der kurdischen Studentenschaft aus, die mehrere nationalistische Zeitschriften, wie »Hiri-ya-kurd« — »Kurdische Hoffnung« — und »Roy-a-kurd« — »Kurdischer Tag« — herausbrachte. Die sogenannten Bedirkhaniden — eine Gruppe um die Nachkommen des Bothanchefs Bedr Khan — gaben bereits seit 1898 in Kairo das zweisprachige Organ »Le Kurdistan« heraus, und die »Gesellschaft für Beistand und Fortschritt« publizierte die Loslösung von der Türkei in dem Journal »Hetav i kurd« — »Kurdische Sonne«. Eine andere revolutionäre Organisation war die Vereinigung »Istikhlâs-e-Kurdistan« — Befreiung Kurdistans —, die Verhandlungen mit den Russen über eine nach-ottomanische Zukunft der Kurden anknüpfte, und es gibt auch Beispiele einer beginnenden armenisch-kurdischen Verständigung, deren Proponent der spätere kurdische Delegierte in Paris, Bedir Khan gewesen ist.

So erscheinen alle Weichen für die große entscheidende Zäsur des Weltkrieges gestellt. Werden in den kommenden Jahren die

westlichen Ideale von Freiheit und Menschlichkeit und die politische Vernunft der kurdischen Elite triumphieren, oder werden alle Lehren und Leiden der Geschichte vergessen werden, skrupellose Machtpolitik und die ererbten Raubvogelinstinkte der nomadischen Urahnen noch einmal die Oberhand gewinnen?

Institut kurde de Paris

X.

LAWRENCE KAM NICHT BIS KURDISTAN

Die Sandkastenspiele der Mächtigen — Warum hat England auf die Kurden vergessen? — Heiliger Krieg gegen Frauen und Kinder — »La question arménienne n'existe plus!« — Türkische Schattenspiele: »Es gibt keine Kurden, nur Bergtürken« — Das »Kurdenrennen« — Der König - und der Mussolini von Kurdistan.

I.

Die sogenannte »Orientalische Frage«, wie sie sich vor dem Ersten Weltkrieg in der Form stellte, daß die europäischen Kabinette sich einerseits völlig über den unaufhaltsamen inneren und äußeren Zerfallsprozeß des Osmanischen Reiches im klaren waren, andererseits aber zu keinem Entschluß finden konnten, diese gewaltige Hypothek zu liquidieren, ohne das internationale Gleichgewicht und den Weltfrieden zu gefährden, bestand in ihrer Grundthematik seit mehr als hundert Jahren. Großbritannien hatte schon mit der Besetzung Ägyptens im Jahre 1882 klar zu erkennen gegeben, daß die Hauptrichtung seiner Orientpolitik die Sicherung der Landverbindung über den arabischen Subkontinent nach Indien war, Rußland zielte nach den Dardanellen und einer ungehinderten Verbindung vom Schwarzen zum Mittelmeer, während Österreich-Ungarn dies gerade wegen seiner Slawenpolitik und seinen Interessen auf dem Balkan verhindern wollte. Solange aber eine Einigung über die Liquidierung dieser Konkursmasse und die Abgrenzung der gegenseitigen Ansprüche nicht zu erzielen war, erschien den Großmächten ein vorläufiger Weiterbestand, ja die Aufrechterhaltung einer zwar schwachen, aber nach außen intakten Türkei die bessere Alternative darzustellen. Erst mit dem Kriegseintritt der Türkei auf der Seite des Dreibundes im September 1914 fielen diese Rücksichten weg.

nischen Orient gibt es zwei Versionen: In einer öffentlichen Proklamation haben England und Frankreich als ihr oberstes Kriegsziel die »vollkommene und endgültige Befreiung der so lange von den Türken unterdrückten Völker und die Errichtung nationaler Regierungen nach deren freien Willen« angegeben. In Geheimverhandlungen zwischen England, Frankreich und Rußland kommen aber ganz andere, machtpolitische Tendenzen zum Ausdruck. Das sogenannte »Sykes-Picot-Abkommen« vom 16. 5. 1916 sah eine Aufteilung des gesamten osmanischen Territoriums in Einflußzonen und Pufferstaaten vor, unter welchen allein die arabische Halbinsel in fünf Zonen verschiedener Einflußgrade zerlegt werden sollte. Großbritannien hat zwei Zonen beansprucht, die Ägypten, die Sultanate am Roten Meer, das Mossulgebiet und den südlichen Irak teils als abhängige arabische Staaten, teils als direkte Verwaltungsgebiete umfaßten. Frankreich wurde die Levante, Syrien, Teile Kilikiens und das syrische Kurdistan mit Djesireh zugesprochen, während Rußland als Schutzmacht der Meerengen mit Konstantinopel und im Osten der türkischen Wilajets Erzerum, Trapezunt, Van und Bitlis, somit des gesamten Armeniens und des nördlichen Kurdistans bis Amadijah und zur persischen Grenze installiert wurde. Palästina schließlich sollte einer internationalen Kontrolle unterstellt werden, während eine sechste Zone später für italienische Wünsche geschaffen wurde.

Von der Errichtung wirklich unabhängiger Nationalstaaten konnte unter solchen Umständen natürlich kaum die Rede sein. Sir Mark Sykes, der theoretische Schöpfer dieses machtpolitischen Konzepts, der von Lawrence als »ein Bündel von Vorurteilen, halben Kenntnissen, Intuition und Fähigkeiten parodistischen Einschlags, sogar was die Staatskunst betrifft«, geschildert wird, hat später in Paris versucht, das Geschehene wiedergutzumachen. Doch niemand nahm ihn ernst, irritiert und verbittert zog er sich zurück und starb, wie seine Freunde sagen, vor Kummer über die schreckliche Erkenntnis, welche Folgen sein staatsmännischer Dilettantismus nach sich gezogen hatte.

Lawrence, der »Lorbeer gekrönte«, der Sykes Inspiration in die Wirklichkeit umgesetzt hat, wurde völlig aus der Bahn geworfen, als er sich um alle seine glühenden Visionen von einem

Gesamtarabischen Nationalstaat betrogen sah, der die Beduinen Faisals gegen die Türken mobilisiert hatte. Angewidert trat er aus dem Kolonialamt aus, gab seine glänzende Karriere auf und heuerte als unbekannter Matrose auf einem britischen Kriegsschiff an. Am 19. Mai 1935 kam er bei einem Motorradunfall unter mysteriösen Umständen ums Leben.

Dies sind die menschlichen Tragödien um den Aufbruch der Nationen im Ersten Weltkrieg, und es sind Tragödien, unter welchen die Palästinenser und die Chaldäer, die Leute im Libanon und die Kurden heute noch zu leiden haben. Und es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß die Entscheidung, an Stelle der Kurden die arabischen Beduinen Faisals als Sturmtruppen gegen die Osmanenherrschaft auszuwählen, noch Unmengen vergossenen Blutes gekostet und Hunderttausende als Flüchtlinge über die staubigen Grenzen des erbarmungslosen Kontinents getrieben hat.

2.

Hält man sich vor Augen, daß die gesamte britische Orientpolitik auf die Durchdringung der nichttürkischen Völker ausgerichtet war, daß die Kolonialdiplomatie mindestens seit James Rich um die kurdische Elite dies- und jenseits des Zagros geworben hat, so muß man sich wirklich die Frage stellen, warum die Engländer seit 1914 keinen Versuch unternommen haben, die zähen und fanatischen Bergkrieger, die geborenen Erzfeinde der Türken, deren letzter Aufstand unter Obaidullah mit nur wenig Unterstützung zur Abtrennung Ostanatoliens geführt hätte, im langerwarteten Augenblick in ihre antiosmanische Gleichung einzusetzen.

Aber schreibt nicht Lawrence voll Sarkasmus, daß die Indische Regierung, »in der Meinung, in Mesopotamien leichtes Spiel zu haben, die angesehenen arabischen Nationalisten Sayid Taleb und den beliebten Offizier Asis el Masri, die in unsere Hände gearbeitet hatten, zurückstießen, internierte, mit roher Gewalt in Basra einmarschierte und die Einwohner, die uns als Befreier ansahen, gleich den Türken als Feinde behandelte?«

Es ist der ewige Gegensatz zwischen begabtem Dilettantismus — Lawrence war von Beruf Archäologe und bester Kenner der arabischen Mentalität — und den starrköpfigen gelehrten Militärs, der Unterschied zwischen elegantem Degenspiel und brutaler Holzhammertaktik.

Und als an einem glühenden Oktobertag 1916 die Engländer ihr arabisches Unternehmen mit der Landung bei Dschidda beginnen und feststellen, daß einer der prominentesten Führer des nationalen Kurdentums, Said Taha, ein Großneffe des Scheik Obaidullah, beim Scherif in Mekka sitzt, ist es für ein Umdenken längst zu spät.

Realistischer als die britische Diplomatie hat das Jungtürkische Komitee die Hauptschwäche seiner Verteidigung in den armenischen und kurdischen Landesteilen Ostanatoliens erkannt und danach gehandelt. In einem Ministerrat, irgendwann zwischen Dezember 1914 und März 1915, wurde eine Mehrheit für einen Beschluß erzielt, der ein Vierteljahrhundert später in der »Endlösung der Judenfrage« sein nationalsozialistisches Gegenstück gefunden hat.

Am 30. 4. 1915 berief der Kriegsminister Enver Pascha den deutschen Botschafter Baron Wangenheim zu sich und eröffnete ihm, daß es notwendig sei, »aus den insurgierten armenischen Zentren alle nicht ganz einwandfreien Familien nach Mesopotamien umzusiedeln«. Wangenheim berichtete telegraphisch nach Berlin und fügte hinzu: »Enver bittet, ihm bei diesen harten aber notwendigen Maßnahmen nicht in die Hände zu fallen.«

Welcher Art und welches das wirkliche Ziel dieser »Umsiedlungsaktion« gewesen ist, ergibt sich aus der Schilderung zahlreicher Augenzeugen, deutscher Offiziere, amerikanischer, schweizerischer und dänischer Missionsmitglieder, vor allem aber des deutschen Pastors Johann Lepsius, der 1919 eine Art armenisches Schwarzbuch herausgegeben hat.

Nachdem in der Nacht zum 25. April alle angesehenen Armenier der Hauptstadt, Abgeordnete, Ärzte, Rechtsanwälte und Geistliche, insgesamt 1600 Personen verhaftet und mit unbekanntem Ziel deportiert wurden (nur acht davon sind nach dem

Krieg wiederaufgetaucht!), brachen im Juni dann jene Greuel los, die bisher in der Geschichte nicht ihresgleichen hatten. Aus allen Dörfern und Städten Anatoliens, des Irak und Kurdistans wurden die Armenier zusammengetrieben und binnen Stunden, nur mit den eben zusammengerafften Habseligkeiten, in endlosen Kolonnen nach Süden, der mesopotamischen Wüste zu, in Marsch gesetzt. Schon während dieser Aktion kam es zu Übergriffen und Massakern an Frauen und Greisen, während Kinder und junge Mädchen an Orten, wo die mohammedanische Bevölkerung zusammenströmte, als Sklaven verkauft wurden. Am 10. Juni 1915 telegraphierte der deutsche Konsul in Mossul, daß die Flöße, die 614 Frauen und Kinder aus Diarbekr nach Mossul bringen sollten, leer angekommen seien. Der Tigris aber war blutrot gefärbt, Leichen und menschliche Gliedmaßen wurden in Haufen an der Schiffsbrücke angeschwemmt. Truppen der 86. Kavalleriebrigade haben vom 10. bis 14. Juni an die 25 000 Armenier in der Kemasch-Schlucht abgeschlachtet und im ehemals christenfreundlichen Bitlis Scheref Beys, in dem nur wenige Monate zuvor ein Sohn Scheich Obaidullahs einen antitürkischen Handstreich versucht hatte, wurden 900 Frauen im Tigris ersäuft.

Aber auch diejenigen Unglücklichen, die nach langen Strapazen die syrische Wüste bei Ras el Ain und Der es Zor erreichten, hatten keine Überlebenschancen. Wochenlang wurden sie von den begleitenden Gendarmen im Kreis herumgetrieben oder in den Konzentrationslagern dem Hungertod ausgesetzt. Beduinen und Tschetschenbanden fielen über die sterbenden Menschen her, raubten ihnen die letzten Habseligkeiten und hieben sie nieder.

Während also das armenische Problem im buchstäblichen Sinne liquidiert wurde — von den 1 840 000 Vorkriegsarmeniern hatten nur etwa 200 000 die Vernichtungsaktion in der Türkei überlebt —, versprach sich das Komitee gleichzeitig eine Lösung der Kurdenfrage.

Die direkte Aufforderung des Dschihad, mit den verhaßten Glaubensfeinden aufzuräumen und ihren Besitz zu ergreifen, hat ein letztes Mal an die Beuteinstinkte der Stammesnomaden auf Kosten der »Los-von-Stambul-Bewegung« appelliert. Und

als Komplizen der türkischen Schlächter sollte die Gesamtheit der Kurden bei den Entente-Mächten als mögliche Partner einer anti-türkischen Allianz desavouiert werden.

Die offizielle Geschichtsschreibung folgt noch heute weitgehend dieser türkischen Version, und in einschlägigen Kriegswerken kann man nachlesen, daß »die türkischen Kurden stets einwandfrei auf der Seite der Osmanen standen« und ihnen bei der »Aufrechterhaltung der Ordnung in Hocharmenien halfen«. Dagegen ist völlig verborgen geblieben, daß während der ganzen Kriegsjahre bis 1918 unter dem Deckmantel der Evakuierung vor dem russischen Vormarsch großangelegte Kurden deportationen nach Kilikien stattgefunden habe, die in Wirklichkeit die Entnationalisierung durch Aufteilung in rein türkische Dörfer, die Trennung von ihren gewohnten Stammesführern und Unterbindung kurdischen Unterrichts zum Ziele hatten. Nicht weniger als 700 000 Kurden aus Hakkari, Mokh und Bothan waren betroffen, und der russische Konsul Basile Nikitine, eine Art Gegenpart zu Pastor Lepsius, hat eine lange Liste kurdischer Patrioten veröffentlicht, die während des Krieges hingerichtet wurden. In Van allein waren zu Kriegsbeginn 700 Todesurteile öffentlich ausgehängt, in Bitlis 400 usw. Aber auch von den gewöhnlichen Deportierten ist ein hoher Prozentsatz nicht zurückgekehrt. Im Auftrag Djemal Paschas, des Diktators von Syrien, wurden sie zum Ausbau der sogenannten »Kilikischen Pforte« zusammengetrieben, welche die einzige Nabelschnur darstellte, mit der die türkischen Armeen in Hedschas und in Palästina versorgt werden konnten. Im ödesten Hochgebirge hatten diese Unglücklichen eine 200 Kilometer lange Gebirgsstraße für Lastwagen zu bauen, ohne daß im geringsten für Geräte, Unterkunft und Verpflegung gesorgt wurde.

Der deutsche Fliegeroffizier Richard Euringer, der im Sommer 1916 mit einem Lastwagenkonvoi die noch halbfertige und an vielen Stellen wieder abgerutschte Trasse passieren mußte, hat





die Lebensbedingungen dieser Kommandos geschildert: »Tausende und Tausende zerlumpter, armseliger Gestalten . . . unter denen wir nach der Kopfbedeckung die Kurden und Armenier unterscheiden konnten . . . säumten die zwischen Felsen eingezwängte Straße, die von einer Riesenarbeit zeugte«, schreibt er. »In graue Lumpen gehüllt, klopfen sie Basalt zu Schotter, und selbst Kinder, echte Bettlerkinder, hockten in den Höhlen, die als Unterkünfte dienten. Mit erloschenen Gesichtern, leblos, blickten sie uns nach, wie dem Schicksal, das vorbeizieht und nicht zu ändern ist. So, dachte ich, haben die Pharaonen ihr Volk zum Werk geknechtet.«

Ziehen wir also vom Süden der arabischen Halbinsel, wo Lawrence die Beduinen aus ihrem hundertjährigen Schlaf aufgerüttelt hat, eine Linie bis zu den Zonen des kurdischen Hochplateaus, so finden wir dort keine flammende Begeisterung, die unter dem Goldregen englischer Subsidien entstanden ist, sondern ein ohnmächtiges, entwurzeltes Volk, das zusammen mit seinen armenischen Leidensgefährten bis auf den tiefsten Grund seines historischen Bundes mit den Osmanen getreten worden ist.

Es liegt eine grenzenlose Tragik darin, daß Kurden und Armenier, »Die Brüder von Feuer und Wasser«, wie sie von den europäischen Konsuln genannt wurden, einander fremd seit der Verwirrung der Sprachen unter dem Turm von Babel, sich erst erkennen, als es schon zu spät und historisch ohne Sinn geworden ist.

Noch während der letzten Etappe des Orientkrieges wachsen überall kurdische Ausschüsse aus dem Untergrund, und im Augenblick der türkischen Kapitulation versammeln sich die namhaftesten kurdischen Führer in Malatia, um sich auf die Friedenskonferenz vorzubereiten. Zwischen Scherif Pascha aus Bitlis und dem Armenischen Komitee wird ein Abkommen über gemeinsame Erklärungen auf der Konferenz von Sèvres beschlossen, und Bedir Khan hat in der Zeitung »Hoyboun«

nach der Kemalistischen Revolution geschrieben: »Kurden und Armenier erkennen die Türken als ihren gemeinsamen Feind und die Solidarität ihrer Interessen als ein Produkt ihrer Generalversöhnung. Im Namen meiner Rasse drücke ich dem tapferen armenischen Volk meine tiefe Sympathie aus und bekunde meinen Respekt für ihre legitimen nationalen Ziele, einem vereinten Armenien.« Von diesem gemeinsamen Ziel sind beide Nationen in diesem Augenblick freilich entfernter denn je.

3.

Wohl gibt es im Jahr 1919 kein Osmanisches Reich mehr. Die arabischen Provinzen sind abgefallen, in Damaskus, der Stadt Saladins, ziehen die Franzosen ein, in Bagdad und Mossul sind statt der »Janitscharen die Inglis Meister«, und gegenüber dem Serail der Großherrn am Bosphorus geht eine britische Flotte vor Anker. Im Friedensvertrag von Sèvres nimmt der Sultan widerspruchslos die Errichtung eines armenischen Staates in den ehemaligen Provinzen Musch, Van, Ersindjan und Erzerum zur Kenntnis, und am 18. November 1918, eine Woche nach dem Waffenstillstandsvertrag in Compiègne, erhebt sich Lloyd George im Unterhaus und erklärt, daß auch die Kurden, als vom türkischen Joch unterdrückt, Anspruch auf eine nationale Integrität hätten. In den Artikeln 62—64 des Friedensvertrages wird bestimmt, daß die Kurden in dem Gebiet östlich des Euphrat und zwischen Armenien einerseits und dem französischen Syrien wie dem neuen Staat Irak andererseits eine lokale Autonomie erhalten sollen. »Sollte die Mehrheit der Bevölkerung innerhalb eines Jahres den Wunsch nach völliger Loslösung von der Türkei und Errichtung eines unabhängigen Staates bekunden«, heißt es weiter wörtlich, »so bleibt es dem Rat des Völkerbundes überlassen, diesem Wunsch stattzugeben.«

Zu dieser »Bekundung ihres Staatswillens« ist es in Kurdistan nie gekommen, und auch ein armenischer Staat hatte auf türkischem Boden keine Chance. Die Gründe, weshalb der Vertrag

von Sèvres ein Stück totes Papier geblieben ist, haben Unmengen bedruckten Papiers hervorgebracht, gescheite Abhandlungen von Staatsrechtsdissertanten, scharfsinnige Analysen von Völkerrechtlern, Faszikel diplomatischer Korrespondenzen. Die Wirklichkeit ist einfacher.

Am 25. Oktober erfolgt die bolschewistische Revolution in Petersburg, das transkaukasische Heer löst sich auf, und die Bolschewistische Regierung, selbst mit dem Rücken zur Wand kämpfend, läßt den Türken südlich im Kaukasus freie Hand. Am 19. Mai 1919 landet Mustafa Kemal, der fähigste, aber auch gefährlichste Kopf unter den türkischen Generälen heimlich in Samsun, inszeniert seinen Staatsstreich und beflügelt die geschlagene türkische Armee durch seine Parole von einer »Türkei der Türken« noch einmal zu einer offensiven Anstrengung. Zuerst beseitigt er mit Leichtigkeit die provisorische armenische Regierung, dringt bis zum russischen Batum vor, dann marschiert er nach Westen und wirft die griechische Armee bei Smyrna ins Meer. Darnach schickt er den letzten machtlosen Sultan der Osmanen in Pension und ernennt sich selbst zum Diktator einer republikanischen Türkei. Mit den Alliierten verhandelt er in Lausanne bereits aus einer Position der Stärke, kündigt das Diktat von Sèvres und kehrt mit Zugeständnissen von den Friedensverhandlungen zurück, als ob die Türkei auf der Seite der Sieger gekämpft hätte.

Von einem autonomen Kurdistan ist in Lausanne keine Rede mehr, ja nicht einmal von einer Anerkennung der Kurden als eigene ethnische Gruppe. Seit dem sogenannten »Nationalpakt« Kemals gibt es nurmehr eine »einzige unteilbare türkische Nation«, und damals ist das berüchtigte Wort von den »Bergtürken« entstanden, die lediglich »ihre Muttersprache vergessen hätten«.

Zwar muß sich Ismet Pascha — der spätere Staatspräsident İnönü — in Lausanne von Lord Curzon die beißende Bemerkung gefallen lassen, daß es der türkischen Delegation vorbehalten gewesen sei, zu entdecken, daß »die Kurden, ein Volk mit iranischer Sprache, völlig anderer Kultur und rassischem Aussehen, Türken seien«. Aber an der Wirklichkeit ihrer Lage in der fernen Bergheimat hat das nichts mehr geändert.

Nachdem ein anti-kemalistischer Aufstand des Scheik Said in den Wilajets Van, Bitlis, Musch und Diarbekr, blutig erstickt war, sind sämtliche kurdische Provinzen im Herbst 1927 einem Generalinspekteur in Diarbekr unterstellt worden, der die »Befriedung« mit allen Mitteln durchzuführen hatte. Kemal hatte sich zu einer völlig radikalen Entwurzelung der Kurden zugleich mit einer endgültigen Zerstörung ihrer Stammesbindungen entschlossen. Ganz Ostanatolien wurde für ein volles Jahrzehnt durch einen Militärkordon hermetisch abgeriegelt, um das Durchsickern von Nachrichten zu verhindern, und selbst heute noch ist das Gebiet ab Ersindjan militärische Sperrzone, das Ausländer nur mit Sondergenehmigung auf vorgesehenen Routen und mit Gendarmeriebegleitung betreten dürfen.

Schüsse und Salven aus Maschinengewehren, die in den dreißiger Jahren jenseits der Grenzen immer wieder zu hören waren, haben deutlich genug signalisiert, wie die kemalistische Version der Kurdenbefriedung aussah. Militärattachés in Bagdad haben von einer halben Million Menschen, fast einem Zehntel der kurdischen Gesamtbevölkerung gesprochen, die umgekommen sind.

4.

Auch in Persien, das unter den letzten Kadjaren zu völliger Bedeutungslosigkeit und zu einem Aufmarschgebiet der Russen und Engländer herabgesunken war, hat sich nach der Machtübernahme der Pahlewi ein ähnlicher Umschwung vollzogen. Am 21. Februar 1921 marschierte der ehemalige Kosakenoberst Riza Khan an der Spitze einer Brigade nach Teheran, entmachtete den letzten unfähigen Schah Ahmed und begann nach dem Muster Kemal Paschas eine starke Zentralregierung unter gleichzeitiger und übergangsloser Verwestlichung von Wirtschaft und Gesellschaft aufzubauen. Sein erstes Ziel ist die Liquidierung der Stammesstrukturen durch Deportation der Feudalherren und Konfiskation ihres Vermögens. Verschiedene Stämme, wie die der Kelbaghi, wurden auf weite Entfernung

verschoben und die nomadischen Clans gezwungen, sesshaft zu werden.

Zur Koordinierung ihrer Kurdenpolitik schlossen die beiden seit Jahrhunderten verfeindeten Großmächte im Jahre 1924 einen Geheimpakt, der gegenseitige Absprachen von Kommandeuren der Spezialtruppen vorsah und diese ermächtigte, aufständische Stämme, wie die Leute des berüchtigten Ismael Agha Simko von Kotur, den letzten bedeutenden Gegner Riza Khans, auch über die Staatsgrenzen hinaus zu verfolgen. Dabei sind persische Geheimdienstoffiziere mit Gefangenen nicht selten in einer Art umgesprungen, die dem Repertoire assyrischer oder altrömischer Statthalter entnommen zu sein schien. Eine traurige Berühmtheit hat das sogenannte »Kurdenrennen« erlangt, »eine besondere Art des Toto, wenn sie wollen«, wie sich Jalal Talabani, ein früherer Mitarbeiter Barzanis ausdrückte.

Die Kurden wurden in Reih und Glied aufgestellt, während persische Soldaten eine Eisenplatte zur Glut brachten.

Die Offiziere standen dabei und schlossen Wetten ab: »Hundert Toman, daß er zwanzig Meter laufen wird.« — »Dreihundert, daß er vierzig schaffen wird.« — »Vierhundert, daß er nur ein paar Schritte macht.« Dann wurde dem Kurden der Kopf abgeschlagen und in Blitzeseile eine glühende Eisenplatte auf den Rumpf gestülpt. Der Mann lief. Viele liefen noch fünfzig Meter.

Es liegt eine tiefere Symbolik in diesem »kurdischen Toto«. Wie weit kann ein so behandeltes Volk noch kommen, wie lange wird noch seine geo-biologische Resistenz ausreichen, um seinen nationalen Zusammenhalt, seine Sprache, sein rassisches Erbe und seinen Lebensraum zu bewahren?

Waren die Kurden vor dem Krieg nur zwischen Türken und Persern aufgeteilt, so entstehen jetzt überall neue, durch Stacheldraht und Maschinengewehrposten hermetisch abgesperrte Grenzen. Auf dem Gebiet der russischen Transkaukasienrepubliken leben seit dem Friedensschluß etwa 280 000 Kurden, die nicht mehr auf ihre aserbeidschanischen Weidegründe zurückkönnen oder wollen. Das französisch gewordene Syrien trennt etwa 500 000 meist nomadisch lebende Kurden von ihren Stammesbrüdern im südlichen Taurus und weitere 500 000

Hakkari, Barzani, Zibari und Schirwankurden sind im Jahre 1925 dem arabischen Irak angegliedert worden. Im Brüsseler Vertrag sind die neuen Grenzen zwischen der Türkei und dem Irak mitten durch die Nestorianerdistrikte von Tkoma und Tijari an Aschhita und Lizan vorbei gezogen worden, wo Layards und Kara Ben Nemsis wilde Kurdenabenteuer begonnen haben. Doch was zunächst als eine weitere nationale Diskriminierung, als eine rücksichtslose Zerstückelung ethnischer Zusammenhänge empfunden wurde, sollte sich de facto bald als eine echte historische Chance, als eine Art Organverpflanzung erweisen, die wesentliche kurdische Energien freigesetzt hat. Denn während in den wiedererstarkten und seit dem Zweiten Weltkrieg in das Natobündnis integrierten Nationalstaaten der Türken und Perser jede autonomistische Regung brutal erstickt werden kann, stellen die halbe Million zäher und energischer Bergkurden des Mossulgebietes eine ganz entscheidende Verstärkung des kurdischen Elements in einem Staat dar, der infolge seiner heterogenen Bevölkerung, seiner sozialen und religiösen Gegensätze die am wenigsten stabile Staatengründung der Nachkriegszeit darstellt. Und hätten die Kurden in jener Zeit der Wirren und des Umbruchs eine annähernd so starke Persönlichkeit hervorgebracht, wie sie in der Epoche überall in Europa und Asien in der Person eines Kemal Pascha und Riza Schah, eines Lenin, Ibn Saud und selbst eines Mussolini die nationalen, emotionellen oder ideologischen Reserven der Massen in Macht umgewandelt haben, würde sich vielleicht auch der tausend Jahre alte Traum von einem kurdischen Volksstaat erfüllt haben. Und um das Jahr 1922 hat es tatsächlich den Anschein, als ob ein solcher Führer das einst dem Saladin entfallene Schwert wieder aufnehmen würde.

5.

Der Irak, wie er sich heute präsentiert, ist kein organisch entstandener Nationalstaat mit einer traditionsbewußten Bevölkerung, sondern verdankt seine Eintragung ins Grundbuch der

Geschichte dem Willen der englischen Kolonialpolitik, sich aus dem osmanischen Kuchen das beste, nach Erdöl duftende Stück herauszuschneiden. Ursprünglich als reines Mandatsgebiet gedacht, mußte das mit dem Lineal durch Wüsten und Gebirge gezogene Territorium in großer Eile als Königreich für Faisal, den Sohn des Haschemiten-Scherifs Hussein, adaptiert werden. Dieser, ein Kampfgefährte Lawrences, war zunächst mit Syrien belohnt, aber schon achtzehn Monate später von den Franzosen in eiskalter Vollziehung des Sykes-Picot-Abkommens wieder hinausgeworfen worden. Sein älterer Bruder Abdullah war mit dem nicht weniger künstlichen Transjordanien abgefunden worden, das von dem kleinen König Hussein als letztem Haschemiten heute noch mit Hilfe der arabischen Legion gegen Palästinenser und Juden behauptet wird, und Said, der dritte und jüngste Sohn des ehemaligen Kriegsgefährten, sollte Emir eines irakischen Kurdistan mit der Hauptstadt Erbil werden. Zum Mißgeschick der von Lawrence programmierten »Haschemiten-Lobby« war aber diese Würde von den in Mesopotamien maßgebenden Leuten bereits jemand ganz anderem zugestanden worden.

Noch während der zähen Kampfhandlungen mit dem sich langsam auf Mossul zurückziehenden 6. türkischen Armeekorps im Frühjahr 1918 hatte der englische Oberkommandierende General Marshall den Kurdenscheich Mahmud Barzanji zur Bildung einer autonomen Regierung in Suleimania, der alten Baban-Metropole, ermächtigt und sich nur die Befolgung britischer »Ratschläge« ausbedungen. Als Mahmud aber klar wurde, daß er nur die Abhängigkeit von den Türken mit der von den Arabern in Bagdad vertauscht hatte, proklamierte er am 20. 5. 1919 ein zweites Königreich Kurdistan und eröffnete einen Unabhängigkeitskampf, der mit Unterbrechungen und zahlreichen Wechselfällen bis 1932 gedauert hat. Einmal von den Engländern gefangenengenommen und nach Indien verbannt, dann wieder zurückgerufen und in die Innenpolitik des zwischen Kurden und Arabern, Schiiten und Sunniten, Assyrern, Feudalherren und Fellachen hin- und hergerissenen Landes eingesetzt, gelingt es Mahmud mehrmals, anglo-irakische Offensiven abzuwehren und den Beweis zu erbringen, daß die arabi-

schen Truppen ohne massive fremde Unterstützung seinen kurdischen Partisanen unterlegen sind. Im Juni 1924 gerät die gesamte irakische Armee in einen gefährlichen kurdischen Hinterhalt, und nur die Einsätze britischer Bomberstaffeln gegen die kurdischen Stellungen und gegen Suleimania, das in fünf Angriffen vom Mai 1923 bis zum 25. 5. 1924 in Trümmer gelegt wurde, ist schon damals ein vorzeitiges Ende des haschemitischen Irak verhindert worden. Die Einwohnerzahl Suleimanias ist nach diesen Ereignissen von 80 000 vor dem Krieg auf 700 abgesunken, aber erst im Jahre 1932 gelang es den Engländern mit Hilfe einer aus den Nestorianern Hakkaris gebildeten Spezialtruppe — den sogenannten »Irak-Levies« — das Hauptquartier Mahmuds endgültig zu besetzen. Während aller dieser Kämpfe und trotz wiederholten englischen Wortbruchs hat sich der Barzanji-Scheich als ein fairer Geger erwiesen und seine Ritterlichkeit immer wieder unter Beweis gestellt. So erzählt man sich, daß er das Eigentum der britischen Beamten in Suleimania gewissenhaft sicherstellen und später bis auf das letzte Stück den Besitzern hat ausfolgen lassen. Und den beiden Piloten einer abgeschossenen englischen Maschine hat er persönlich ärztliche Versorgung verschafft und nach ihrer Genesung freien Abzug angeboten. Zum Dank für diese Haltung haben die Engländer den »Schah der Kurden« bis an sein Lebensende in einer streng bewachten Villa außerhalb von Bagdad konfiniert.

6.

Die zunehmende Radikalisierung und die Spannungen zwischen den pro- und antibritischen Milizen im Lande haben nur wenig später einen kurdischen Politiker ganz anderer persönlicher und moralischer Prägung auf die Spitze der irakischen Machtpyramide katapultiert und zugleich einen völligen Einsturz der politischen Fronten verursacht. Es handelt sich um Bakr Sidki, einen früheren türkischen Offizier, der jetzt eine paramilitärische Hilfspolizei kommandiert, laufend Kurden einstellt und sich dadurch eine ganz persönliche Machtposition geschaffen hat.

Am 4. August 1933 provoziert er an der syrisch-irakischen Grenze einen blutigen Zwischenfall, der einigen hundert »Irak-Levies« das Leben gekostet und die Engländer, deren Schutzherrn, zu erregten Protesten bei der Regierung veranlaßt hat. Aber anstatt abberufen, wird der Kurde zum Brigadier befördert und übernimmt einige Monate später — der resignierende Faisal hat sich in die Schweiz begeben und ist dort eine Woche später gestorben — das Oberkommando über die Armee. Ganz folgerichtig stürzt er im Oktober 1936 die Regierung, läßt einige der engsten Freunde Faisals und Lawrences, darunter den Ministerpräsidenten el Haschimi und den Kriegsminister Dschafer erschießen und ernennt sich selbst zum Chef einer Junta, von der alle Macht ausgeht. König Ghazi, dem Sohn Faisals, bleibt nichts übrig, als das Dekret zu unterschreiben, das den arabischen Irak in einen Staat verwandelt hat, dessen Armee von den Kurden kontrolliert wird.

Während der Zeit seiner Regierung hat Bakr Sidki alles an die Stärkung zur inneren und äußeren Sicherheit des Irak gesetzt. Er geht mit gepanzerten Fahrzeugen gegen die ewig rebellierenden Beduinen im Süden vor, legt eine Reihe von Forts an und läßt Kanonenboote auf allen Kanälen bis hinunter zum Schatt el Arab patrouillieren, damals wie heute ein Streitobjekt zwischen dem Irak und seinem persischen Nachbarn. In der Bewältigung dieser einfachen Aufgaben lag die Stärke des ehemaligen Berufsoffiziers. Aber in den subtileren Geschäften der Staatskunst, dem Entwirren der verhängnisvoll verknoteten, politischen, sozialen und religiösen Stränge versagte er schließlich. Bald verstrickt er sich hemmungslos in Intrigen und Komplotte und fällt nur ein Jahr später selbst einer Verschwörung zum Opfer, deren Hintermänner im Dunkel geblieben sind. Während er in der Infanteriekaserne von Mossul eine Ansprache hält, wird er von einem Unteroffizier hinterrücks erschossen.

Mit Schüssen, Gewalt und Totschlag werden auch weiterhin die Divergenzen dieses Landes ausgetragen. Noch im selben Jahr versuchen die Kurden von Suleimania einen neuen separatistischen Aufstand gegen Bagdad, 1941 inszeniert Raschid el

Gailani seinen Putsch gegen die pro-englische Regierung und deklariert sich einige Wochen lang als Verbündeter des Deutschen Reiches, und während im Kaukasus erbitterte Nahkämpfe zwischen deutschen Gebirgsjägern und sowjetischen Schützeneinheiten toben, flammt 500 Kilometer südlich in den Bergen von Barzan ein neuer Brand auf, der in kürzester Zeit ganz Nordkurdistan erfaßt. Er ist schon das Werk eines Mannes, der die wirkliche Hoffnung Kurdistans darstellt.

Institut kurde de Paris

XI.

DER TIGER VON BARZAN

Der letzte Gefangene vom Schloß Kiphas — Zwischenrepublik von Mahabad — Der lange Marsch auf Kurdisch-Öl für Aladins Lampe — Die Jahre von Moskau — Wollen die Kurden zum Westen? — Die Thermopylen von Kurdistan — Aref ist tot - es lebe Aref! — Die Vietnamisierung des Kurdenkrieges

I.

Von Mulla Mustafa, später »el Barzani« genannt, hat Archie Roosevelt, der Sohn des amerikanischen Präsidenten, einmal gesagt, daß er zu jenen ganz großen Gestalten gehöre, die nach dem Willen der Geschichte anscheinend nur noch von kleinen Nationen hervorgebracht werden. Man muß hinzufügen, daß sich dieses Bonmot auch auf einen der letzten großen Abenteurer unserer Zeit bezieht, dessen Lebenslauf, von einem Schriftsteller ohne Bezug zur Realität Kurdistans gesetzt, in Form eines Romans unglaublich wirkte. Aber die vielen Narben am Körper Barzanis stellen den schmerzhaften Kontrapunkt zum Diagramm dieser Existenz her, und jede einzelne davon bezeichnet eine dramatische Episode aus dem letzten halben Jahrhundert nah-östlicher Vergangenheit.

Zum erstenmal wurde dem Knaben Mulla Mustafa bitter bewußt, einem geächteten Volk anzugehören, als ihm von einem türkischen Soldaten in dem Gefängnis, in das man ihn zusammen mit seiner Mutter gesteckt hatte, mit einem Schlag des Gewehrkolbens das Schlüsselbein gebrochen wurde.

In einem Alter, in dem andere Jungen Schmierzettel für Lateinschularbeiten austauschen, hat er gelernt, ein Maschinengewehr nicht nur zu bedienen, sondern auch exakt zu zerlegen, und als er neunzehn war, mußte er an die Stelle seines Vaters treten, den Kemal Pascha als Revolutionär standrechtlich erschießen ließ. Später hat der Mann, der einem der ältesten und vornehmsten Adelsgeschlechter Kurdistans entstammt, die erste

kurdische Volksrepublik sowjetischen Musters mitbegründet und seinen ausgedehnten Grundbesitz an landlose Stammesangehörige verteilt. Daneben füllt er nahtlos das Porträt eines Feudalherrschers aus, der nach uraltem Stammesrecht regiert und — zumeist auf milde Art — Gericht hält, um sich nachher wieder in eine Schachpartie oder in die Bücher zu vertiefen, die ihn besonders interessieren: in Henry Kissingers »Metternich« oder in eines der neuesten Werke, die agrarpolitische und energiewirtschaftliche Perspektiven behandeln.

Je nach der Position des Betrachters gilt er als der größte Realist des kurdischen Freiheitstraumes, oder als rücksichtsloser Gewaltmensch, ganz seiner feudal-reaktionären Herkunft verhaftet, als Marionette Moskaus oder als Vertrauensmann des CIA. Einmal wird er als Komplize der Zionisten und dann wieder als Politiker beschrieben, dem jedes Mittel recht ist, um den Großmächten einen Nationalstaat der Kurden abzutrotzen. Und manchmal nimmt die Verehrung für ihn sogar religiöse, mystische Züge an: in einem kurdischen Lawj — einer der für Kurdistan charakteristischen Legenden — wird er als Wiedergeburt des großen Saladin besungen, der im Thura-Gara-Gebirge bis zu der Stunde geschlafen habe, in der das Stichwort für seinen Einsatz zur Erlösung Kurdistans gefallen sei.

Das historische Gerüst dieser Geschichte geht auf eine Begebenheit zurück, die sich nach der Erzählung des 70jährigen Faraj Ameen im Jahre 1925 nach dem Zusammenbruch der Revolte seines Vaters ereignet haben soll.

Auf der Flucht war der junge Mulla Mustafa von der Hauptmasse der Barzan getrennt und in der Gegend von Söört mit einem Dutzend Stammesgenossen gefangen worden. Der türkische Major scheint zuerst die Order gehabt zu haben, den Sohn des gefürchteten Aufrührers als Geisel nach Diarbekr zu bringen. Aber die Dakschuri-Kurden beherrschen noch die Höhen beiderseits des Tigrisales und verwickeln die türkische Einheit in wilde Schießereien, in denen die Gefangenen eine starke Gefährdung darstellen. Während eines kurzen nächtlichen Halts in der Bergfestung Hosnkeif treibt man die Kurden über den Hof zur Zisterne am Rand einer verfallenen Mauer. Die türkischen Soldaten heben ihre Gewehre und beginnen in die dicht-

gedrängte Gruppe von Gestalten zu schießen, die eine nach der anderen in den Schacht stürzen, der tief hinunter, bis an den Fuß des Berges reicht.

Mulla Mustafa wartet nicht auf die tödliche Kugel, sondern springt mit einem verzweiferten Satz hinunter ins nachtschwarze Nichts.

Er landet nicht in der Ewigkeit, sondern verfängt sich in einem Gewirr von Weiden und Wacholder, reißt sich im Weitergleiten den Schenkel bis zur Hüfte an einer Zacke auf, klammert sich an die dünnen Stämme und an Vorsprünge und rutscht tiefer. Nach einer Ewigkeit findet er festen Boden unter seinen Füßen, die Wand weicht zurück und die tastenden Füße spüren eine schräg abfallende Fläche, später Stufen, die ins Innere des Berges führen. Es ist totenstill da unten, nur am Hall seiner Schritte merkt er nach einer Weile, daß er einen großen Raum betreten hat. Im rasch erlöschenden Schein eines der wenigen Streichhölzer, die Mustafa geblieben sind, erblickt er eine Säulenhalle, die aus dem Fels herausgehauen ist. Er folgt der Richtung eines frischen Luftstromes, stolpert, immer auf Geräusche von oben achtend, tiefer in die Spalten hinein, fühlt wieder Stufen und gelangt eine Etage tiefer nochmals in einen unterirdischen Dom, von dem weitere Treppen und Schächte in die Tiefe führen. Schon jetzt hat er die Orientierung verloren, glaubt an Stellen vorüberzukommen, die er schon passiert hat. Es gibt Anhaltspunkte recht eigentümlicher Art: Hier und da stößt er auf menschliche Knochen, auf einen Schädel, einmal auf ein ganzes Skelett in moderne Fetzen gekleidet.

Barzani hat damals noch nicht die Jahre in Suleimania hinter sich, wo er, von den Engländern konfiniert, die Muße zu ausgedehnten Studien der kurdischen und persischen Geschichte finden wird. So hat er keine Ahnung, daß das Labyrinth, in dem er sich befindet, Kiphas heißt und er selbst der letzte Gefangene jenes »Schlosses des Vergessens« ist, in dem so viele Gegner der persischen Großkönige, unter ihnen so mancher kurdische Anführer des Mittelalters verschwunden ist.

Doch der Bart Barzani wird in diesem kurdisch-persischen Kyffhäuser nicht älter als acht Tage werden. Und seine Errettung ist nicht einem mystischen Wunder, sondern einem eher

schlichten wirtschaftlichen Effekt zuzuschreiben. Die letzten lebenden Bewohner des Verließes sind Unmengen von Fledermäusen, deren Mist an manchen Stellen fußhoch den Boden bedeckt. Um diesen ausgezeichneten Dünger für seine Felder zu holen, steigt jeden Monat Mohammed Takriti aus dem nahen Hosnkeif in die Unterwelt hinunter. An einem Junitag des Jahres 1925 trägt er auf seinem Rücken einen halbverschmachteten, im Fieber delirierenden jungen Kurden aus der Unterwelt ans Tageslicht und seiner Zukunft als größter Sohn seines Stammes entgegen, der eben führerlos geworden ist. Denn Barzanis Vater, Scheich Mohammed, ist inzwischen von den Türken in Malatia, wo der Traum von einem neuen Kurdistan begonnen hatte, standrechtlich erschossen worden. Mulla Mustafa nimmt den Auftrag an.

Während des Aufstandes im September 1931 gegen die englische Besatzungsmacht schaut er bereits als Nummer zwei der kurdischen Resistance über die Schulter seines älteren Bruders Ahmed ins Objektiv der Weltgeschichte. Und weitere zehn Jahre danach finden wir seinen Namen zum ersten Mal in der Londoner Times, nur durch eine dünne Seite von der Nachricht getrennt, daß Erbprinz Mohammed Reza unter dem Namen Schah Reza Pahlewi den Pfauenthron bestiegen hat; ein Machthaber, dessen Regierung dreißig Jahre später als einzige im Mittleren Osten den Verzweiflungskampf der Pesch Merga mit der Lieferung von Waffen und Munition vor dem Verlöschen bewahren wird. Zuvor aber wird der Schah der Perser Barzanis größter Todfeind werden.

2.

Während der Kampagne von 1943 bis 1945 hat Barzani bewiesen, daß er Taktiken des Guerillakrieges exakt beherrscht, die erst etliche Jahre später wissenschaftlich expliziert worden sind. Die These Mao Tse Tungs, daß sich revolutionäre Einheiten so leicht »wie der Fisch im Wasser« im Einsatzgebiet zu bewegen haben, wurde schon 1943 von Barzani bewußt, aller-

dings unter wesentlich erschwerenden Umständen, angewendet. Besonders die weithin, bis tief in die einzelnen Stämme reichenden Wurzeln der Blutrache waren den größeren Kooperationen hinderlich, und nur durch großzügige finanzielle Opfer konnten die Probleme des Blutgeldes und der Todfeindschaften aufgehoben oder sistiert werden. Die Loyalität der Landbevölkerung wußte er sich durch das Versprechen und die prompte Durchführung von Bodenreformen zu sichern, und mit Hilfe zurückgebliebener kurdischer Beamter, Polizisten und Offiziere hat Barzani in den befreiten Gebieten sofort eine funktionierende Zivilverwaltung aufgebaut.

Daß diese erste Kurdenrepublik nicht länger als zwei Jahre bestehen konnte, hat seinen Grund darin, daß sie am falschen Ort und zur falschen Zeit gegründet worden ist.

Im Jahre 1936 hatte der englische Ingenieur A. M. Hamilton im Auftrag der anglo-irakischen Regierung eine Straße von Erbil über Rewanduz bis an die persische Grenze vollendet, durch welche die trotzigten Bergstämme kontrolliert werden sollten. Weltpolitische Bedeutung erlangt sie im Sommer 1942, als Hitlers Absicht erkennbar wird, über die südrussischen Steppen und den Kaukasus bis zum sowjetischen Erdölzentrum Baku vorzustoßen.

Um den völligen Zusammenbruch der bereits schwer angeschlagenen Roten Armee zu verhindern, organisieren England und die USA einen Strom von Nachschub an Waffen und Munition, der nach der Bedrohung der Eismeerroute durch die deutschen U-Boote über den persischen Meerbusen und quer durch den gesamten Iran geleitet wird. Als kürzere Verbindung bietet sich indessen die Rewanduzroute an, die vom Tigris bis unmittelbar in die Nähe der russischen Grenze führt. Nur befindet sie sich jetzt fest in den Händen der Barzani-Kurden, die schon Hamilton durch ihre Aktionen und Überfälle zur Verzweiflung und dazu gebracht haben, über seine Abenteuer ein dreihundert Seiten dickes Buch zu schreiben, das zur besten Literatur über die Kurden seit der Tarich el Akrad gehört.

Zweitausend Jahre früher sind an der gleichen Stelle die Soldaten Alexanders des Großen in die Berge hinaufmarschiert, um die räuberischen Kassiten zu vertreiben, die den Nachschub aus

Griechenland blockierten. Jetzt starten allmorgendlich vom Flugplatz Habbaniah bei Bagdad mehrere Staffeln britischer Kampfbomber, sind nach acht Minuten Flug über den von Barzani gehaltenen Dörfern und Stellungen und decken sie mit einem Hagel von Brand- und Sprengbomben zu. Allabendlich klettern die Einwohner von Mossul auf die flachen Dächer ihrer Häuser und beobachten, wie nach dem Untersinken des Feuerballs hinter dem Sindschargebirge im Westen über den Gebirgsketten im Norden und Osten der blutrote Feuerschein einer neuen Sonne aufzugehen scheint. Gegen diese »schwarzen Engel« gibt es keine Gegenwehr, und als die Leiden der Zivilbevölkerung unerträglich werden, ist es Barzani selbst, der in einer Sitzung der Stammeschefs vorschlägt, wenigstens die Kader der Revolution in die Zukunft zu retten. Noch am Ende der Beratung gibt er den Befehl zum Aufbruch, zu einem »Langen Marsch« nach Mitternacht, der mit seinen Rückzugsgefechten, Zwischenstationen und seltsamen Scharaden länger als dreizehn Jahre dauern wird.

Die erste Etappe führt in ein Abenteuer, das der Partie eines Schachduells gleicht, in dem ein kleiner namenloser Bauer die unerwartete Rochade der großen Könige zu einem Vorstoß nützt, der ihn ins Zentrum des Geschehens bringt.

3.

Die Rochade besteht darin, daß die Engländer und Sowjets im August 1941 den gesamten Iran besetzen, den regierenden Schah Reza wegen seiner prodeutschen Haltung absetzen und nach Südafrika deportieren. Während sich die Briten vor allem die südpersischen Ölfelder mit den Raffinerien von Abadan sicherten, rückte die Rote Armee fast kampfflos in Aserbeidschan ein, besetzte Täbris und Teheran und bezog Stel-





lungen an einer Demarkationslinie, die etwa zwischen Sinna und Hamadan verlief.

Die Lage in den Kurdengebieten Persiens war von den Sowjets schon seit den Zwanziger Jahren aufmerksam beobachtet worden. Aus Geheimakten des Volkskommissariates für asiatische Angelegenheiten geht hervor, daß im Jahre 1927 der Plan bestanden hat, auf sowjetischem Gebiet eine kleine kurdische Teilrepublik zu errichten, die einen nationalen Anziehungspunkt für die nach Unabhängigkeit strebenden Kurden in Persien, der Türkei und dem Irak darstellen sollte. Schon damals war Mahabad, das frühere Sautsch-Bulaq der Mukri, als Zentrum kommunistischer Propaganda auserwählt worden.

Nach der Besetzung Nordpersiens wurde zunächst eine von Teheran unabhängige »Volksrepublik Aserbeidschan« mit der Hauptstadt Täbris geschaffen, und im September 1945 wurden ähnliche Tendenzen auch in Persisch-Kurdistan sichtbar. Der Reihe nach entstehen eine »Gesellschaft für kurdisch-sowjetische Beziehungen«, kurdische Jugendorganisationen, denen russische Klubbücher zur Verfügung gestellt werden, und im Dezember schließlich glaubten die örtlichen Kommandeure in dem angesehenen kurdischen Politiker Qazi Mohammed und seinem Bruder Seif Qazi, einem Gendarmeriekommandeur, die Proponenten für einen separatistischen Kurdenstaat gefunden zu haben. Kurzerhand setzt der Militärkommandant von Miandoab die Khans der wichtigsten Stämme in einen Zug, der sie direkt nach Baku zu einem dort tagenden Kongreß der aserbeidschanschen KP bringt. Der erste Sekretär Mir Dschafar Bagirov erinnert die Fürsten an das Unrecht unter Reza Schah, appelliert an ihr Nationalgefühl und fordert sie schließlich auf, eine »Demokratische Partei Kurdistans« zu gründen und deren Ziele, nämlich die »Befreiung vom Faschismus« und die Gründung einer »Kurdischen Nationalregierung«, mit ihren bewaffneten Anhängern zu unterstützen.

Die Führer der großen Stämme, der Deibokri, Mamash und

Mangur, sind unschlüssig; tausend Jahre leidvolle Erfahrung mit fremden Machthabern haben sie mißtrauisch gemacht. Amr Khan, Chef der Shikak, unterschrieb das Manifest, gleichzeitig aber unterhält er Beziehungen zu Teheran.

In diesem dramatischen Augenblick erscheint wie aus den Felskulissen eines Polit-Stückes Mulla Mustafa auf der Bühne. Sofort stellt er sich mit seinen tausend Barzani auf die Seite Qazi Mohammeds und erhält zum Dank den Oberbefehl über die »Kurdische Volksarmee«. Im Dezember konstituiert sich ein dreizehngliedriges Parlament, und am 22. Januar 1946 wird Qazi Mohammed zum Präsidenten der »Kurdischen Volksrepublik Mahabad« gewählt.

Ein Abkommen mit der Nationalregierung Aserbeidschans sieht den Austausch diplomatischer Vertretungen, ein gemeinsames Vorgehen gegen die Zentralregierung in Teheran und ein Militärbündnis vor. Aber gerade dieser letzte Punkt wird nie zum Tragen kommen.

Der Kurdenstaat von Mahabad kann in diesem Stadium noch so wenig als Volksdemokratie bezeichnet werden, wie die Republik Dr. Renners im russisch besetzten Teil Österreichs. Die Brüder Qazi waren angesehene kurdische Patrioten aus einer alten Familie der Mukri, und nur wenige Funktionäre in Mahabad waren echte Kommunisten. Im Gegensatz zu Täbris gibt es keine Geheimpolizei, keine Pressezensur, keine Todesurteile . . . Trotzdem ist klar, daß sowohl die Regierung in Teheran, wie die USA unter ihrem neuen Präsidenten Truman gegen die Untergrabung der persischen Souveränität Sturm laufen. Die UNO faßt mit überwältigender Mehrheit einen ihrer ersten anti-sowjetischen Beschlüsse, De Gaulle appelliert persönlich an den Kreml, und als auch die Engländer ihre Besatzungszone im Iran räumen, gibt Stalin zum ersten und einzigen Mal einem äußeren Druck nach. Ohne Ankündigung beginnen die Sowjets im Mai 1946 nach Norden abzuziehen und schaffen damit eine Situation, die in seltsamer Duplizität die Konsequenzen des russischen Zusammenbruchs im Ersten Weltkrieg für die Kurden heraufbeschwört.

Wohl geben die örtlichen Kommandeure den Stämmen den Rat, ihre Republik mit Waffengewalt gegen die heranziehenden per-

sischen Truppen zu verteidigen, aber nur die Gaurik und Zerza — schon vom alten Professor Lehmann-Haupt als besonders ritterlich geschildert — stellen sich dem aussichtslosen Kampf. Von »Marschall« Amr Khan Shikak stammt die klassisch gewordene Antwort, nicht helfen zu können, »denn die Pferde seien auf der Weide«, und bald löst sich alles auf. Kampfflos rücken die persischen Regimenter in Mahabad ein, und während sie Präsident Qazi Mohammed und 47 andere Rädelführer auf dem großen Marktplatz hängen, sucht Barzani seine Stammeskrieger aus dem Debakel herauszuführen. Wieder taucht der lange Zug in den Bergen unter, schlängelt sich nach Norden an Urmia, später an Khoi vorbei, wird tagsüber von feindlichen Fliegern gejagt und ständig verfolgt von motorisierten Einheiten des Schah, welchen sich alsbald türkische und irakische Truppen anschließen, bis schließlich 40 000 Mann hinter den paar hundert Kurden her sind. Kurze Zeit bieten die Felsschlünde des Moro-Dagh Sicherheit, aber an den Seilbrücken der reißenden Gebirgsflüsse gehen zuerst die Maultiere, später das gesamte schwere Gerät verloren.

Im Juni endlich erreicht die erschöpfte und zerlumpte Schar bei Pöldascht den Arax, der hier die russisch-persische Grenze bildet. Und während am persischen Ufer die ersten Panzerwagen feuernd die Böschung hinunterrasseln, durchwaten die letzten 431 Männer Barzanis das eisige Wasser.

Beobachter der Szene — wenn es welche gegeben hat — konnten beruhigt an ihre Agenturen kabeln, daß der erste konkrete Versuch, auf der grün-weiß-roten Flagge Kurdistans die goldene Sonne durch den roten Sowjetstern zu ersetzen, fehlgeschlagen war.

4.

Die Stimmung in Kurdistan nach dem Verschwinden der Barzaniden hinter dem eisernen Vorhang ist vergleichbar mit der Lage im biblischen Judäa nach der Fortführung des Königs Jojachin und der Elite des Volkes in die babylonische Gefangenschaft.

Die in Samaria zurückbleibende führerlose Landbevölkerung war wehrlos den Übergriffen der Nachbarstämme der Edomiter und Philister ausgesetzt, heißt es bei Obadja, und die Verschleppten an den Wassern Babylons kannten nur einen Trost: sich zu Gebeten in Richtung Jerusalems zu versammeln, wo ihr Tempel gestanden hatte.

Wie oft mögen Barzani und seine Freunde in der Hauptstadt des großen kalten Landes im Norden gemeinsam der Heimat gedacht haben, so wie die Gastarbeiter unserer Tage an den Hauptbahnhöfen der Züge, die nach Süden fahren.

Und wenn die Kinder Israels in der Diaspora sich Trost bei den Erzvätern und den Propheten suchten, so haben die einsamen Nomaden der Gebirge das Rezept ihrer alten Heldensagen. Jedesmal, wenn die kurdischen Hoffnungen nach einer ihrer Niederlagen auf den Nullpunkt sanken, übten sie sich in der Rezitation der Gesänge um Rustam, den Feldherrn und Gurgin Milud, die glänzenden und tragischen Gestalten der Scheref Nameh, tranken sie die Siege Saladins, Kerims und Juamirs in sich hinein wie schweres Rauschgift. Jetzt fügen die Barden an den nächtlichen Lagerfeuern das Requiem für Qazi Mohammed hinzu, setzen einen fragenden Akkord hinter den Namen Barzan und bauen sich über den Trümmern des verlorenen Reichs einen Traum aus Hoffen und leichtfertigen Erwartungen eines neuen Sieges. Und wenn den jungen Kurden die alten Legenden zu vage sind, erfinden sie neue aus der Gegenwart und solche, die der Zukunft angehören.

»Gibt es nicht ein Riesenwerk, das uns gehört und von einem Kurden erbaut wurde, den Staudamm von Dokan, der die Wasser für ein Kurdistan von Morgen speichert«, lautet ein solches modernes Märchen.

Doch die Talsperre von Dokan am Zab ist nutzlos, weil ihre sieben Milliarden Kubikmeter Wasser ungenützt in einem siebzig Meter hohen Fall zu Tal stürzen und kein Elektrizitätswerk da ist, um seine Energie in Strom umzusetzen. Es gibt keine Hochspannungsleitungen und Transformatoren und keine Anschlüsse für die Steinhäuser Kurdistans, die wie zu Zeiten der Karduchen mit dem Kienspan oder mit Öl beleuchtet werden müssen.

Aber dann gibt es noch eine Legende, die alle Herzen und Hirne beschäftigt, ein Märchen aus tiefster Vergangenheit, das die Zukunft hell erleuchten soll: Eine rotzügelnde Flamme aus Aladins verlorener Wunderlampe, die goldene Berge erglänzen und sich in logarithmische Gleichungen setzen läßt und dem, der sie besitzt, den Weg in die vorderste Reihe der Reichen und Mächtigen weist.

»Da aber stieg der Engel des Herrn hernieder und löschte die Flamme im Feuerofen, so daß sie die drei Jünglinge nicht ergriff«, heißt es bei Daniel 3. »Und vor den Augen der vertriebenen Kinder Gottes gingen die drei Jünglinge Sidrach, Mizach und Andenag im Feuerofen umher und priesen Gott.«

Dieser »Feurofen«, in dem Nebukadnezar demonstrativ die jüdischen Extremisten verbrennen wollte, glüht heute noch. »Baba Gurgur« — »Großvater Flamme« — ist die kurdische Bezeichnung für die ewig züngelnden Erdgasfackeln im Steinkessel zwischen Kerkuk und Dubis, wo die Bohrtürme seit dem Jahre 1927 das schwarze Gold aus den tiefsten Schichten Kurdistans holen. 40 Millionen Tonnen sind es im Jahre 1959 gewesen, die der Iraq Oil Company 173 Millionen Pfund Reingewinn gebracht haben. 47,5 Millionen Tonnen waren es 1960, kurz vor Ausbruch der Kurdenrebellion, und 1972 ist die inzwischen verstaatlichte Erdölproduktion des Irak auf 75 Millionen Tonnen angewachsen, um seit dem Vorjahr um den vierfachen Erzeugerpreis an West- und Mitteleuropa verkauft zu werden. Um Erdöl dreht sich die gesamte Mittelostpolitik der Großmächte, wegen der Beherrschung seiner Zentren wurden in den letzten zwanzig Jahren alle Kriege zwischen Nil und dem Golf geführt, Revolutionen inszeniert und Regierungen gestürzt. Zum Schutz der westlichen Erdölinteressen wurden amerikanische Marineeinheiten 1958 im Libanon gelandet, die Suezkanalbefestigungen von Briten und Franzosen bombardiert, König Hussein von Jordanien gegen die Palästinenser beschützt und der Irak in den prowestlichen Bagdadpakt gezwungen. Und die Ölpolitik hat Kissinger veranlaßt, seine Interventionsdrohung an die Adresse der Araber zu richten, die nichts anderes darstellt, als eine Neuauflage der sogenannten »Eisenhowerdoktrin« des Jahres 1956, die jede Machtverände-

rung im Mittleren Osten mit einem Angriff auf die nationale Sicherheit der USA gleichgesetzt hat.

Über zwanzig Milliarden Mark wurden in den letzten vierzehn Jahren allein aus den Ölfeldern von Kerkuk geholt, genug um jeden irakischen Staatsbürger aus der Lehmhüttenkultur in den mitteleuropäischen Standard des 20. Jahrhunderts heraufzuholen.

Nur die Kurden selbst haben nichts von ihrem Reichtum. Die Scheichs von Dubai und Kuweit haben neben einer persönlichen Bereicherung unvorstellbaren Ausmaßes unter gleichen Bedingungen wenigstens eine Reihe von Schulen und Spitälern gebaut, für jeden Einwohner eine kostenlose Kranken- und Altersversicherung und einen Mindestlebensstandard garantiert. Die Milliarden des Kerkuk-Öls aber wurden von den Bagdader Regimes aller Schattierungen bisher nur verwendet, um auf den Waffenmärkten der Welt Kriegsmaterial einzukaufen und die lästige kurdische Minderheit von den Goldquellen fernzuhalten und tiefer in ihre kahlen, steinigen Berge hineinzutreiben. Langsam fliegende, besonders für den Einsatz gegen Partisanen konstruierte Kampfhubschrauber aus Amerika, Kurzstreckenraketen aus Frankreich und die neuesten Mig 23 aus der Sowjetunion, die nicht einmal an die Ostblockländer ausgeliefert werden, erfüllen diese Aufgabe.

Während der Pazifizierung Kurdistans nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich die irakische Regierung ihrer Sorge für die kurdischen Staatsbürger (und der immer noch aus dem Mandatsvertrag von 1935 bestehenden Verpflichtungen den kurdischen Volkscharakter zu schützen) in der Form entledigt, daß sie für die 1,6 Millionen kurdisch sprechenden Einwohner zwei Volksschulen und eine einzige Monatszeitschrift toleriert hat, die durch Spenden aus kurdischen Kreisen selbst erhalten wurden.

Die in Suleimania existierende Schule mit dem Namen »Arche Noah« wurde von dem tschechischen Journalisten M. Zikmund 1957 wie folgt beschrieben:

»Als Tür diente ein als Vorhang angebrachter Sack, hinter dem sich ein Raum von sieben mal fünf Metern öffnet, in dem sich zwischen einem Gewirr von Kisten, Tischen und Holzstühlen, einer Bettstatt und Reihen von Lampen, von denen keine

brennt, sechs erwachsene Männer drängen, die hier die Kunst des Lesens und Schreibens erlernen wollen.« Nedschmuddin Mullah heißt der legendäre Direktor, Lehrer und Finanzier dieser Schule, der in vierzig Jahren bisher 6500 Analphabeten durchgeschleust und zugleich mit den Grundbegriffen der kurdischen Geschichte und dem nationalen Mythos vertraut gemacht hat. Unter zwei schiefen Holzpfeilern, die eine niedere Lehmdecke stützen, geben sich Stöße von zerrissenen Büchern und alten Zeitungen, Schachteln mit Kreideresten, alte Flaschen und Reliquien aus vergangenen Freiheitskriegen ein symbolisches Stelldichein für die gesellschaftliche und kulturelle Situation einer Provinz, die nach zehn Jahren Frieden immer noch als feindliches Territorium mit einer Bevölkerung behandelt wird, die auf der niedersten Stufe völkischer Integrität zu halten ist.

So ist es schließlich der ungeliebte König dieses Landes und sein langjähriger Regierungschef Nuri es Said selbst — einst Kampfgefährten Lawrences für die arabische Freiheit — der die entscheidendste kurdische Legende, die Sage von der Rückkehr Barzanis am Leben erhält.

Nicht viel anders sieht es freilich auch in den arabischen Landesteilen dieser vernachlässigsten aller ehemaligen osmanischen Provinzen aus. Der Irak des Jahres 1958 ist noch immer das rückständigste Land des Nahen Ostens mit enormen sozialen Gegensätzen zwischen feudalen Großgrundbesitzern und den land- und rechtlosen Fellachen, einer Agrarwirtschaft auf dem Niveau Hammurabis und einem Gesundheitszustand der Landbevölkerung, der katastrophal zu nennen ist. Die Kindersterblichkeit liegt bei 30 von 100 Geburten, die Lebenserwartung der arabischen Iraker bewegt sich infolge epidemischer Krankheiten wie der Trachoma, Billharzia und TBC bei einer Grenze von 35 Jahren.

Aber nicht diese sozialen Spannungen, der Druck von unten, wurde der Regierung verderblich, sondern die nationalistischen Strömungen in den herrschenden Klassen, vor allem unter den privilegierten Offizieren einer Armee, die auch durch die Zuwendung von drei Vierteln der Staatseinnahmen nicht an Zuverlässigkeit gewonnen hat.

Am 14. Juli 1958 haben nasserfreundliche Offiziere der Bagdader Garnison unter der Führung von General Abd el Kerim Kassem in dem Augenblick geputscht, als sich die konservativen Führer eben zur Konferenz der Bagdadpaktstaaten begeben wollten, die in Istanbul über die Krisensituation im Irak beraten sollte.

Aber während der türkische Staatspräsident Bayar auf dem Flughafen stundenlang auf die irakische Maschine wartet, wird der junge König Faisal, ein Urenkel des Großscherifs von Mekka mit dem gesamten haschemitischen Anhang vor ein Exekutionspeloton gestellt, Nuri es Said, der als Frau verkleidet flüchten wollte, vom Mob buchstäblich in Stücke gerissen, seine Leiche stundenlang durch die staubigen Straßen Bagdads geschleift.

Damit wurde nach dem arabo-israelischen Konflikt und dem vorübergehenden Zusammenschluß Ägyptens und Syriens zu einer sowjetfreundlichen »Vereinigten arabischen Republik« ein dritter Einbruch in das westliche Sicherheitssystem des Nahen Osten vollzogen. Die erste Amtshandlung der neuen Militärregierung war die Proklamierung einer »anti-imperialistischen« Republik, der Austritt aus dem Bagdadpakt und eine Grußadresse an den »großen Rais« Gamal abd el Nasser und die »arabische Revolution«.

In unserer Geschichte der Kurden ist General Kassem darüber hinaus noch der Stichwortbringer für die Rückkehr Mulla Mustafa Barzanis aus der dreizehnjährigen Verbannung.

5.

Aus der Distanz der letzten fünfzig Jahre betrachtet, hat sich freilich an der grundsätzlichen Situation der Kurden des Irak nichts geändert. Das Telegramm, in dem Chruschtschow um die Ausreiseerlaubnis für den Kurdenführer gebeten wird, beweist nicht die endliche Anerkennung des kurdischen Selbstbestimmungsrechtes, sondern nur die Tatsache, daß die neue Regierung dringend eine Verbreiterung ihrer Basis durch die Minder-

heit braucht, die immer noch durch den ehemaligen Gefährten des Richters von Mahabad repräsentiert wird.

In der Folge wurde immer deutlicher, daß es Kassem aber weder mit einer Autonomie für die Kurden, noch mit den panarabischen Plänen und schon gar nicht mit einer Demokratisierung des politischen Lebens im Irak ernst gewesen ist. Weder die aus der Illegalität emporgetauchte »Demokratische Partei Kurdistans«, noch die Kommunisten und Sozialisten wurden in den Irakischen Revolutionsrat aufgenommen, und im Grund hat der anfänglich so überschwenglich gefeierte Kassem letztlich nur versucht, sich durch Austarieren der verschiedenen politischen, rassischen und religiösen Gruppen im Land selbst an der Spitze der Machtpyramide zu halten.

Das erkannte der alte Fuchs Barzani vielleicht als erster unter den Politikern des Landes. Schon im Herbst 1960 kommt es zum offenen Bruch zwischen den beiden so verschiedenen Männern, demonstrativ läßt sich Barzani von Chruschtschow zu den Oktoberfeierlichkeiten nach Moskau einladen, und direkt von der Tribüne am verschneiten Roten Platz begibt er sich auf Schleichwegen in den kurdischen Frühling, der im Oktober begonnen hat.

Zuerst scheint es sich nur um eine innerkurdische Auseinandersetzung zu handeln, als am 11. September 1961 in den Bergen nordöstlich Amadijahs Kämpfe ausbrechen, deren Gefechtslärm deutlich jenseits der türkischen Grenze zu hören ist. Aber bald zeigt sich, daß die Kampagne Barzanis gegen die mit Kassem verbündeten Barwari und Zibarkurden, die alsbald vernichtet, sowie sein alter Feind Raschid Lolan vertrieben oder in die eigenen Streitkräfte aufgenommen wurden, ein größeres Ziel anvisiert. Nachdem bis Ende des Jahres bereits 8000 Quadratkilometer gesäubert waren, liquidiert Barzani die Kette der iranischen Grenzposten, um so die spätere Ausgangsposition für den Nachschub aus Türkisch- und Persisch-Kurdistan zu schaffen.

In dieser Situation wiederholt Kassem einen Fehler, den schon 120 Jahre vorher die Türken in ähnlicher Lage begangen haben: die vier Bataillone, die von Mossul aus in Marsch gesetzt werden, um die 800-Mann-Armee Barzanis zu liquidieren, wa-

ren die Falschen: Sie bestehen zum Großteil aus Kurden, die bei der 1. Gefechtsberührung mit all ihren Waffen und voller Ausrüstung zu den Barzanis überlaufen und so deren geringer Feuerkraft die erste entscheidende Verstärkung bringen.

6.

Wenn man sich zur Aufgabe setzt, die Geschichte dieses letzten Anlaufs der Kurden zur nationalen Selbstbehauptung zu schreiben, wird man nicht umhin können, den Abstand zwischen ihrer rein militärischen Kapazität und der wenig günstigen, geradezu glücklosen weltpolitischen Ausgangssituation ihres Unternehmens zu erkennen.

Zwar mag gewissen Kreisen des Westens die neue Bedrängnis des linksgerichteten Regimes in Bagdad nicht ungelegen gekommen sein, aber eine offene Sympathiekundgebung zur kurdischen Sache ist aus mehreren Gründen undenkbar. Das Verhältnis der USA und Großbritanniens zu den Arabern ist durch das eindeutige Engagement für den Staat Israel schon aufs äußerste belastet, ein weiterer Affront gegen die territoriale Integrität eines Mitglieds der arabischen Liga würde nicht nur die letzten prowestlichen Feudalregime in Jordanien, Saudiarabien und den süd-arabischen Ölscheichtümer in einen Strudel pan-arabischer Leidenschaften stürzen, sondern auch die Situation der europäischen Energiewirtschaft, die völlig auf das arabische Öl angewiesen ist, einer unkontrollierbaren Belastung aussetzen. Schließlich verbietet sich eine Unterstützung des kleinen Bergvolkes auch mit Rücksicht auf die beiden Nato-Partner Ankara und Teheran, die ihrerseits in Fragen ihrer kurdischen Minderheiten äußerst empfindlich reagieren.

Im State Department, wo man zumindest seit Ausbruch des Kalten Krieges nur in west-östlichen Kategorien zu denken vermag, gilt Barzani seit den Tagen der Volksrepublik Mahabad als der Mann Moskaus, der die Hintertür Kurdistans dem sowjetischen Einfluß öffnen soll.

Doch es sind Flugzeuge von Typ Mig 20, die schon im ersten

Jahr des Aufstandes hunderte kurdischer Dörfer dem Erdboden gleichgemacht haben. Die Granaten, welche die Pesch Merga zerfetzen, haben sowjetrussische Fabrikationszeichen, und die irakischen Soldaten tragen Uniformen, die aus russischem Militärtuch geschneidert sind. Das sind Argumente, welche selbst überzeugten Alt-Bolschewisten ein prosowjetisches Bekenntnis schwermachen würden.

Aber es gibt eine Reihe anderer Indizien, daß Barzani kein Kommunist ist, und ich glaube, daß es überhaupt falsch ist, an den Konflikt in Kurdistan pro-westliche oder pro-östliche Maßstäbe anzulegen.

»Ich habe in Taschkent Geschichte und Diplomatie studiert«, bekannte mir einer der engsten Mitarbeiter Barzanis, »aber ich habe immer nur an die kurdische Nation geglaubt und daneben keine andere Ideologie annehmen können.« Und Barzani selbst hat wiederholt als Präsident der von ihm 1958 wiederbegründeten »Demokratischen Partei Kurdistans« erklärt, daß Islam und Kommunismus, »der eine Beleidigung Gottes und des gesunden Menschenverstandes sei«, einander ausschließen. Die Frage eines Journalisten nach seinem angeblichen Rang als Sowjetgeneral beantwortet er mit der Entgegnung: »Das Volk von Kurdistan nennt mich General, ich wurde nie ernannt«, und zwei seiner engsten Gefährten im russischen Exil haben bestätigt, daß Barzani dort seinen Lebensunterhalt als Korbflechter und später als Handschuhmacher kümmerlich genug fristen mußte, um Sympathien für die Sowjetgesellschaft aufkommen zu lassen. Und als Stalin nach Jahren die mögliche Bedeutung seines Gastes entdeckt hat, ist es kaum zu herzlichen Kontakten mit dem stolzen und selbstbewußten Kurden gekommen. Es ist nicht zu übersehen, daß Barzani diese wenig glücklichen Erfahrungen auf seine politische Praxis im Irak übertragen hat.

Als die Kommunistische Partei des Irak auf ihrer Märztagung 1962 den Beschluß faßt, die kurdische Aufstandsbewegung zu unterstützen und den Versuch zu unternehmen, mit den Kurden eine Volksfront gegen die Militärdiktatur Kassem's zu bilden, erhält sie von Barzani eine kühle Abfuhr, und noch im gleichen Jahr beginnt er, seine Partei, die seit dem Jahre 1959

in einen linken und einen dominierenden rechten Flügel gespalten ist, schrittweise von prokommunistischen Elementen zu säubern.

Diese, seit 1961 wieder illegale Demokratische Partei Kurdistans, ist die zivile Organisation der Kurdenbewegung und hat vor allem die Aufgabe, die dem Stammesleben entfremdete städtische Bevölkerung zu erfassen und die befreiten Gebiete politisch zu durchdringen. Sie ist die Schleuse für die Prüfung der Loyalität kurdischer Sympathisanten und das Reservoir, aus dem fast alle Funktionäre der kurdischen Zivilverwaltung im besetzten Gebiet genommen werden.

Von Anfang an, schon als Kriegsminister der Republik von Mahabad, hat Barzani die Vereinigten Staaten um Unterstützung und wenigstens um die völkerrechtliche Anerkennung der kurdischen Unabhängigkeitsbewegung gebeten. »Wir sind das Volk der Zukunft«, beschwört er am 26. August 1962 den Korrespondenten der New York Times, Dana Adams Smith. »Sagen Sie Ihrem Präsidenten, wir werden den Diktator Kassem stürzen. Und mit amerikanischer Hilfe werden wir den stabilsten pro-westlichen Staat errichten, den es im Mittleren Osten gibt.«

Der erste Teil dieser Vorhersage ist in Erfüllung gegangen.

Nachdem der Revolutionsgeneral Kassem aus dem erfolglosen Kurdenkrieg noch einmal die Flucht nach vorne in Richtung des ölschweren Kuwait am Persischen Golf versucht hat, aber seine bereits zur Besetzung aufmarschierten Truppen unter dem Druck einer britischen Intervention eiligst zurückziehen mußte und nacheinander die Unterstützung aller politischen Richtungen im Irak, zuletzt auch die seiner eigentlichen Anhänger, der Schiiten, verloren hat, wurde er über Nacht von seinen eigenen Offizieren gestürzt und nach gutem irakischem Brauch sofort erschossen.

Wird es jetzt Barzani gelingen, den Westen davon zu überzeugen, daß es »ohne die Kurden keine dauernde Lösung der politischen Probleme zwischen Mittelmeer und Kuwait«?

Oberst Aref, der noch unter den rauchenden Gewehren des Exekutionskommandos das blutige Revolutionskarussell besteigt, ist ein Freund Nassers, aber auch der Vertrauensmann der Baath, einer sich als sozialistisch bezeichnenden Partei, deren Schwesterorganisation vor kurzem in Syrien die Macht ergriffen und den Austritt aus der sogenannten »Vereinigten Arabischen Republik« erzwungen hat.

Noch während sich Aref gegen die letzten Anhänger Kassems durch eine Säuberung der Armee und gegen die kommunistische Gefahr durch ein Verbot der KP-Irak und ausgedehnte Massaker im kommunistisch beherrschten Stadtteil Kadhimija absichert — Korrespondenten sprachen von 2000 Ermordeten —, langt ein seriöses Verhandlungsangebot der Kurden ein.

Barzani rückt darin formell von separatistischen Tendenzen ab, bekennt sich zur Einheit des irakischen Staates und reduziert seine Forderungen auf die Verankerung der kurdischen Rechte in der Verfassung, der Errichtung einer autonomen kurdischen Provinz mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit und der Anerkennung des Kurdischen als zweiter Staatssprache. Der Anspruch auf die Ölvorkommen von Kerkuk scheint als »Anteil im Verhältnis der kurdischen zur arabischen Bevölkerung« relativ bescheiden auf.

Das ist der Schachzug eines Mannes, der nicht nur seine eigenen Möglichkeiten realistisch einzuschätzen gelernt hat, sondern auch geschickt die Veränderungen der zwischenarabischen Beziehungen und die eigentliche Zentrale des militanten arabischen Nationalismus anvisiert.

Nur zweieinhalb Monate nachher registrieren die Nachrichtenagenturen mit Erstaunen ein erstmaliges Abrücken von der offiziellen Version einer einheitlichen arabischen Nation im Irak. In einem Interview gegenüber der Tageszeitung Le Monde bestätigt Präsident Nasser, der den Kurdenkrieg von Anfang an als eine unerwünschte und vermeidbare Schwächung der Einheitsfront gegen Israel bezeichnet hat, den Kurden den Charakter einer eigenen Nationalität mit eigener ethnischer Vergangenheit. Und er fügt hinzu, daß ihm der Abgesandte

Barzani, Oberst Talabani, Gedankengänge einer friedlichen Lösung des Kurdenproblems vorgetragen habe, die er für durchführbar halte.

Diesem Oberst Talabani, einem der fähigsten Offiziere und geschicktesten Unterhändler der kurdischen Aufständischen, werden wir noch mehrmals, zuerst in der sehr veränderten Szene des kurdischen Frontgebietes, begegnen.

8.

Die militärische Lage in Kurdistan ist im Sommer 1963 durch eine geänderte Taktik der Rebellen gekennzeichnet, die fast genau der Eskalierung der Situation in Südvietnam zum gleichen Zeitpunkt entspricht.

Hatten sich die Barzani-Krieger in den beiden ersten Jahren des Aufstandes auf kleine überraschende Überfälle unter Ausnutzung ihrer hervorragenden Terrainkenntnisse, auf Anschläge gegen irakische Garnisonskommandanten und eine ständige Beunruhigung des feindlichen Nachschubes spezialisiert, sich vor überlegenen Feindkräften aber stets rechtzeitig in ihre unzugänglichen Berge zurückgezogen, so ist der Kleinkrieg nach Kasems Sturz in die nächsthöhere Phase koordinierter Operationen eingetreten.

Im Juli stellten sich die Kurden erstmalig im Sultan-Haibar-Gebirge dem Gegner in Divisionsstärke zu Kämpfen, die von den Irakern unter den Anzeichen einer verheerenden Niederlage abgebrochen werden mußten. Unterhalb Rewanduz wurde ein Infanterieregiment fast zur Gänze aufgerieben, ein zweites eingekesselt, ohne daß über das Schicksal der zweitausend Soldaten etwas bekannt wurde. Und zwischen Chemchemical und Suleimania wurde ein gepanzerter Verband mit Mitteln vernichtet, die schon die Karduchen vor 2500 Jahren anwandten: Nachdem die Kolonne auf der schmalen Bergstraße durch Sperrern aus Felstrümmern zum Halten gebracht wurde, stürzten die Pesch Merga Fässer mit Erdpech von den Felswänden und setzten sie mit Molotowcocktails in Brand. Allmählich

wird das Gros der Regierungstruppen auf die Linie Akra — Erbil — Kerkuk zurückgedrängt, und im August sind schließlich nur noch die großen Städte Kurdistans in arabischem Besitz.

Diese Erfolge sind sowohl den präzise abgesprochenen Operationsplänen des kurdischen Generalstabes zuzuschreiben, wie einem Korpsgeist und einer kämpferischen Hingabe der einzelnen kurdischen Frontkämpfer, die nur Bewunderung erwecken kann. Er wird freilich nicht zuletzt durch trübe Erfahrungen mit einem Gegner wachgehalten, der keinerlei Konventionen kennt. So erzählt man sich in allen kurdischen Lagern das Schicksal des einzigen Pesch Merga, der lebend in die Hand des Feindes gefallen ist. Er heißt Meerkhan und wurde schwerverwundet in das Krankenhaus von Mossul gebracht. In derselben Nacht erschien der zivile Sicherheitsdienst und erschoss den Wehrlosen in seinem Krankbett.

Ein modernes Heldenepos knüpft sich auch an den Namen Asmara. Es handelt sich um eine alte Bebbeh-Festung, zwanzig Kilometer oberhalb Suleimanas, welche die Straße nach Ranya, dem damaligen Hauptquartier Barzanis beherrscht. In siebenzehn Kehren windet sich hier der steinige Weg den Berg empor, ehe er jenseits der Kuppe ins Tal des Karatscholan-Su hinabführt. Im August griffen tausend Iraker an, um sich den Weg ins Herz von Kurdistan zu erzwingen. Die kurdischen Verteidiger zählten achtzehn Mann. Am Abend der Schlacht war die Halde mit Dutzenden toter und verwundeter Soldaten bedeckt. Die ersten waren schon auf der untersten Kehre zusammengeschoßen worden, die letzten waren bis auf zwanzig Meter an das Fort herangekommen. Der irakische Major telefonierte um Luftwaffenunterstützung. Am nächsten Tag flogen Mig 20-Staffeln vier Stunden lang Tiefangriffe gegen das alte Gemäuer, bis nur noch rauchende Trümmer übrig waren, unter denen sich nichts mehr rührte. Dann setzte die Infanterie mit dem Bajonnett zum Sturm an.

Ein Kugelhagel fegte die erste Reihe weg, lichtete die zweite Welle. Die übrigen machten in Panik kehrt, stürzten den Berg hinunter, verfolgt von den Schüssen, die noch viele trafen. Die Kurden hatten sich fünfzig Meter vom Fort entfernt eingegra-

ben und — ein glücklicheres Thermophylen — außer einem Toten nur zwei Verwundete gehabt.

An einem anderen Frontabschnitt war der Erfolg gegen sechsfach überlegene von starken Artillerieeinheiten unterstützte Feindtruppen der Findigkeit kurdischer Funker zuzuschreiben.

Die Aufständischen unterhielten Ende 1963 bereits dreißig Funkstellen, die eine lückenlose Verbindung aller Frontabschnitte und auch eine strategische Schwerpunktbildung ermöglichten. Diese kurdischen Funker, die ihren arabischen Kollegen an Sicherheit und Reaktionsvermögen eindeutig überlegen sind, waren fast alle aus der irakischen Armee desertiert und hatten die Mehrzahl der arabischen Codeschlüssel mitgebracht. So gelang es ihnen während der entscheidenden Tage im August und im September mehrmals, sich in das Funknetz der Armee einzuschalten, die feindlichen Gegenfunkstellen irrezuführen, Einsatzbefehle zu blockieren und Artilleriebatterien Schußkorrekturen anzuweisen, so daß die Salven weitab von den kurdischen Stellungen im Niemandsland niedergingen.

Unter solchen Bedingungen sind auch die außerordentlich niedrigen Verlustzahlen zu erklären, die von den Kurden veröffentlicht wurden. »Es klingt unglaublich«, gibt Oberst Talabani zu, »aber wir haben seit Beginn der Kämpfe im Oktober 1961 nicht mehr als zweihundert Mann verloren.«

Das gilt leider nicht für die Zivilbevölkerung.

Als Antwort auf die Mißerfolge an den Fronten ordnet Aref einen rücksichtslosen Einsatz der Luftwaffe gegen die Nachschubwege der Partisanen und vor allem gegen die ungeschützten Dörfer an, die zu Dutzenden dem Erdboden gleichgemacht werden. »Beim Angriff auf das Dorf Manwad im Bezirk Suleimania«, erzählt ein Überlebender, »warfen vier irakische Maschinen vom Typ Iljuschin und zwei Mig-Düsenjäger in zwei Anflügen sechzehn Bomben, obwohl keine Kampfhandlungen stattgefunden hatten und die Häuser nur von Frauen und Kindern bewohnt waren.« Die Einwohner flüchteten in der Regel bei Tagesanbruch auf die Felder und in die Berge, aber die spärlich bewaldeten Hänge erlauben kein Verbergen. Besonders wenn die dröhnenden Düsenmaschinen im Tiefflug heranbrausen, springen die kampfgeübten Men-

schen in Panik aus ihren Deckungen und werden in Massen niedergemacht. Die Flieger schießen auf alles, was sich bewegt, auch auf das Vieh auf der Weide, und jagen ihre Feuerstöße auf Baumgruppen, wo sich Menschen versteckt haben könnten.

»Nur die Hunde heulen, bevor die Flugzeuge kommen«, berichtet eine Kurdin. »Dann rennen wir um unser Leben. Die Tiere fühlen immer, wenn der Tod kommt. Auf dem Rücken einer Ziege wäre mein Kleines besser aufgehoben als bei mir!«

Erst in der Nacht erwachen die Dörfer Kurdistans zum Leben. In der Dunkelheit fliegt keine irakische Maschine; das können die Piloten nicht. Abends, wenn die Karbidlampen in den kurdischen Häusern angebrannt werden, sitzen sie in ihren Unterkünften in Mossul oder Kerkuk und spielen »Trick-track«. Im Morgengrauen erwacht dann wieder der Krieg.

Aber die Kurden sind zuversichtlich, die technische Überlegenheit der Iraker durch Kampfgeist, eine bessere Kondition und Partisanentaktik ausschalten zu können. Genaue Geländekenntnisse, präzise Informationen über die Bewegungen des schwerfälligen, bergungewohnten Gegners und die geheime Mitarbeit der Bevölkerung verschaffen ihnen tatsächlich so manche Chance.

Dieser Ansicht ist auch der Stellvertreter Barzani, Oberst Jalal Talabani, der 1964/65 den südlichen Frontabschnitt kommandiert. Obwohl er erst dreißig Jahre alt ist und in der irakischen Armee nur den Rang eines Reserveleutnants bekleidet hat, wird er von den älteren Offizieren, die seinen Generalstab bilden, respektiert. Es gehört zum Wesen eines Guerillakrieges, daß nicht die Litzen, sondern nur das echte Können dominiert. Und Talabani ist ein brillanter Taktiker. »Sehen Sie selbst«, sagt er zu dem französischen Journalisten C. Deffarge, der einen Bericht über den kurdischen Freiheitskrieg schreibt, »wir unterhalten mit den Feind einen regelrechten Funkverkehr.« An einem Tag waren drei Telegramme angekommen. Das Oberkommando der Armee bot die Entsendung hoher Offiziere per Hubschrauber zu Verhandlungen an und bat Barzani, Ort und Zeit des Treffens zu bestimmen. Gleichzeitig richteten zwei Kommandeure scharfe Ultimaten an die Rebellen, wonach eine bestimmte Ortschaft zu räumen und ein gefangener Offizier frei-

zugeben sei. »Wir haben geantwortet, daß man anscheinend bei den Irakern oben nicht weiß, was unten vorgeht.«

»Aus Bagdad droht keine wirkliche Gefahr mehr«, fügt er hinzu. »Der Irak ist krank. Die Massenmorde der letzten Jahre haben das Land gespalten. Und die ehemals beste Armee des Nahen Osten hat ein Drittel ihrer aktivsten Kader, nämlich die Kurden, verloren, die entweder bei uns sind, oder in den irakischen Gefängnissen sitzen. Den Rest haben die oftmaligen Säuberungen, zuerst von königstreuen Offizieren, später von nasserfreundlichen, dann von den pro-sowjetischen Elementen besorgt. Jetzt sind die Baathisten an der Reihe, die von Aref konsequent entmachtet werden. Kann eine so behandelte Armee noch Kampfgeist haben?«

Zwei Umsturzversuche im Mai und Juli, von der Regierung als »kommunistisch-imperialistische Verschwörung« bezeichnet, eine Meuterei der 1. Infanteriedivision in Bagdad und der Rücktritt von vier Ministern geben dem subjektiven Bild aus kurdischer Sicht auch die objektive Schärfe.

Und während die Irakische Botschaft in Wien in einer offiziellen Presseaussendung bekannt gibt, daß die militärischen Operationen mit der »völligen Vernichtung der aufständischen Kurden abgeschlossen wurden«, kommt es durch Vermittlung des ägyptischen Staatspräsidenten Nasser zum ersten offiziellen Feuereinstellungsvertrag, der am 5. Februar 1964 im kurdischen Hauptquartier Ranya zwischen Oberst Talabani und dem Provinzgouverneur von Mossul unterzeichnet wird.

9.

Ein Rückblick auf diese erste Vereinbarung zwischen Regierung und Rebellen ist vor allem deshalb aufschlußreich, weil er die ganze Problematik einer Einigung zwischen demokratischen Kräften und einer diktatorisch geführten Regierung, die verhängnisvoll verknotete Situation des irakischen Kräftespiels aufzeigt.

In einem von Präsidenten Aref am 10. 2. 1964 veröffentlichten

Kommuniqué wird neben einer allgemeinen Amnestie und einer Rehabilitierung kurdischer Beamter und Soldaten als erster Punkt »die Anerkennung der nationalen Rechte und unserer kurdischen Brüder im Rahmen der nationalen Einheit« als Teil der Verfassung erklärt. Schon an dieser Verhandlungsgrundlage scheiden sich die Geister im arabischen Lager. Der erste Widerspruch kommt aus dem von den Baath-Sozialisten regierten Syrien, das sich mit einer Infanteriedivision am Krieg gegen die Kurden beteiligt hat und selbst seine kleine kurdische Minderheit unter schärfstem Druck hält. Die ganze mystische Doktrin dieser Baath ist auf den Begriff einer »einzigsten unteilbaren arabischen Nation« aufgebaut, die »vom Golf bis zum Atlantik« reicht, und kennt keinen Platz für anderssprachige Minderheiten. Und der Vertrauensmann dieser syrischen Baath ist — vorläufig noch im politischen Untergrund — jener Ahmed Hassan al Bakr, der elf Jahre später als irakischer Staatspräsident den Befehl zum Sturm auf »die letzten Nester der reaktionären Barzani-Banden« geben wird.

Der Parteiflügel um Barzani ist heute der Meinung, daß es weder Aref noch einer der anderen irakischen Regierungen wirklich ernst mit ihren Autonomie-Zusagen an die Kurden gewesen ist. Ich selbst glaube, daß die Dinge nicht ganz so einfach liegen. Zweifellos hat Marschall Aref den Waffenstillstand sowohl aus militärischen wie persönlichen Gründen dringend gebraucht. In seiner Verhandlungstaktik aber kommen deutlich die Standpunkte und Strömungen zum Ausdruck, die in der innenpolitischen Situation des Irak so oft und häufig unter radikalen Umständen wechseln.

Kurz nach dem Inkrafttreten des Kurdenfriedens wird er vom linken Flügel seiner Junta zur Verstaatlichung der Banken und zahlreicher Wirtschaftsunternehmen gedrängt, was prompt zu einem Putschversuch konservativer Kreise führt. Die Regierung muß zugeben, daß hochgestellte Persönlichkeiten in das Komplott verwickelt waren, deren »exemplarische Bestrafung« bevorstehe. Immer wieder ist in offiziellen Verlautbarungen von »Verrätern in Armee und Diplomatischem Korps« die Rede, von »Spionen des Imperialismus, die das Volk um die Früchte der Revolution bringen wollten«. Die »Falken« im Revolu-

tionsrat setzen schließlich eine Verfassungsbestimmung durch, die den Irak als Teil der arabischen Nation mit arabischer Staatssprache bezeichnet, ohne daß die Kurden mit einem Wort erwähnt werden. Mehrere Minister legen unter Protest ihre Ämter nieder, und ohne Angabe von Gründen verschwindet der allmächtige Militärgouverneur General Mosleh in der Versenkung, gefolgt von etwa tausend Personen des öffentlichen und kulturellen Lebens, die von Kommandos der Aref-Milizen abgeholt werden. Wenn man die Basis eines Regimes nach der Zahl der politischen Gefangenen beurteilt, die in Bagdad des Jahres 1965 nicht nur alle Gefängnisse füllen, sondern auch in beschlagnahmten Privathäusern und in provisorischen Lagern außerhalb der Stadt festgehalten werden, so scheint die Regierung Aref kurz vor dem Ende zu sein.

Von einem solchen Staat eine gerechte Lösung des kurdischen Minderheitenstatuts zu erwarten, wird auch einem weniger mißtrauischen Partner unzumutbar sein, als es der alte Revolutionär Barzani ist. »Ich habe von den Narren gelernt«, soll er mit einem arabischen Sprichwort geantwortet haben, als er gefragt wurde, warum er nicht selbst mit Aref in Bagdad verhandelt habe. Er spielte damit auf jene vier irakischen Putschoffiziere an, die auf die Zusage eines gerechten Prozesses von Kairo nach Bagdad zurückgekehrt, noch am Flugplatz verhaftet und am selben Tag erschossen worden waren.

Trotzdem sind es nicht die Kurden, die das Abkommen vom Februar 1964 brechen, sondern die Regierung.

10.

Diese zweite Phase des irakischen Kurdenkrieges beginnt kalenderplanmäßig unter Begleiterscheinungen, die dem Beginn des sogenannten »Jom-Kippur-Krieges« gegen Israel von Oktober 1973 entsprechen.

Ende März bis Anfang April wird von den Kurden im Taurus bis tief ins persische Ardelan das Nawroz-Fest zur Erinnerung an den Aufstand des Schmiedes Kawa gefeiert. Die kurdischen

Frauen holen dann ihre besten Vorräte hervor, bereiten festliche Mahlzeiten, bis tief in die Nacht wird gesungen und getanzt.

Im Morgengrauen des 4. April 1965 treten ohne jede Ankündigung und gegen jede arabische Sitte, einen Gegner vor Kampfhandlungen massiv zu beschimpfen, fünf Infanteriedivisionen, unterstützt von Panzern und Artillerie auf der Gesamtfrent zum Angriff gegen die Kurden an. Es gelingt ihnen an mehreren Orten, so bei Zacho und Dohuk im Norden, die Stellungen zu durchbrechen, und bereits am 5. April besetzen sie Suleimania, den Sitz der Kurdischen Regierung. Sie erwischen einige Dutzend Funktionäre der DPK, massakrieren fünfundsiebzig Einwohner, aber Barzani selbst ist rechtzeitig in die Berge entkommen.

Das ist der Beginn einer Offensive, die wochenlang hinter einem Vorhang offiziellen Schweigens abrollt, zu den bisher bedeutendsten internationalen Verwicklungen führt und mit einem Knalleffekt enden wird.

»Der Irak geht unter Bedingungen gegen die Kurden vor, als ob die Regierung das Urteil der Welt mehr fürchte als einen Mißerfolg gegen seine inneren Gegner«, schrieb »Le Monde« am 14. 5. 1965 und berichtet anschließend über eine »äußerst stürmische Begegnung« zwischen Oberst Aref und dem ägyptischen Präsidenten Nasser. »Ich hätte gewünscht«, soll dieser gesagt haben, »daß Sie eine Form der Autonomie für Kurdistan gewählt hätten, welche die Einheit des irakischen Staates wiederherstellt als eine großzügige Geste der arabischen Seite an ihre kurdischen Brüder. Jetzt haben diese sich selbst genommen, was Sie zu geben versäumt haben.«

Tatsächlich bereitete Barzani schon während der immer schleppender sich abwickelnden Autonomieverhandlungen auf eigene Faust die Einsetzung einer autonomen Verwaltung, eines gesetzgebenden Rates, einer Exekutive und einer Steuerorganisation in den besetzten Gebieten vor, die jetzt zugleich mit den militärischen Gegenmaßnahmen in Wirkung tritt. Alle vierzehn Mitglieder des Exekutivkomitees der Partei — in politischen Fragen oft in Opposition — nehmen ihre militärischen Plätze unter dem Oberkommando Mulla Mustafas ein, dessen militäri-

sche Autorität nie angezweifelt wurde. Drei Millionen Dollar — fast zehn Millionen Mark — ist Aref jetzt der Kopf dieses Mannes wert, den er vor ein paar Wochen noch als seinen Bruder bezeichnet hat. Die kommenden Monate zeigen, daß dieser »Wert unter Brüdern« noch viel zu gering angesetzt worden ist.

Schon im Mai treffen in Beirut Augenzeugenberichte über schwere Verluste der Regierungstruppen und über eine Wendung der militärischen Lage zugunsten der Kurden ein. Die Aufständischen verfügen erstmalig über Feldgeschütze und panzerbrechende Raketen, und im Juli sickert durch, daß die große Kaserne von Rewanduz durch kurdisches Artilleriefeuer vollkommen zerstört wurde und 280 Soldaten den Tod gefunden hätten. Das 18. Infanterieregiment wurde bei Galala an der persischen Grenze nach einwöchigen Kämpfen so gut wie völlig aufgerieben, und im August fiel der wichtige Ali-Beg-Paß in die Hände Barzanis, wodurch drei irakische Garnisonen von ihrem Nachschub abgeschnitten wurden.

Infolge dieser Entwicklung kommt es zu einer schweren Krise innerhalb des irakischen Revolutionsrates, der keineswegs einstimmig die Wiederaufnahme der Kampfhandlungen gebilligt hatte. Zwölf der zweiundzwanzig Mitglieder, darunter der Innenminister, der Außenminister und der Wirtschaftsminister, treten nach einer stürmischen Sitzung zurück, und der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, General Razzak, einer der profiliertesten Nasser-Anhänger, wird nach einem Besuch in Kairo verhaftet. Aber der »Schmutzige Krieg« wird dadurch nicht populärer. Unter beginnenden Zerfallerscheinungen der Armee, Massendesertionen und Befehlsverweigerungen beginnt am 25. Juli an der Südfrent ein Gegenangriff von 15 000 Pesch Merga, der in den folgenden Monaten immer mehr an Boden gewinnt. Im Dezember erreichen die heftigen Kämpfe das Harir-Gebirge, am 2. Januar müssen die Regierungstruppen unter schweren Verlusten das wichtige Fort Penjewin räumen, dicht gefolgt von den kurdischen Einheiten des Oberst Aziz Akraoui, die trotz dichter Schneefälle von zwei Seiten in Richtung Kerkuk vorstoßen. Eine irakische Einheit, die unter dem Kommando des Kriegsministers selbst einen Gegenstoß

versucht, gerät in einen von Barzani gelegten Hinterhalt und wird völlig aufgerieben. Mehr als achthundert Gefangene, zwölf ausgebrannte Panzer, ganze Kolonnen liegengebliebener Lastwagen und drei abgeschossene Flugzeuge kennzeichnen die Heftigkeit dieser Kämpfe und das Ausmaß der irakischen Niederlage. Schon tasten sich kurdische Kommandos an die Öleinrichtungen heran, werfen Handgranaten in Unterkünfte, sprengen Rohrleitungen und unterbrechen die Hochspannungsleitungen nach Kerkuk und Bagdad.

Die Regierung antwortet mit der Entsendung von Spezialkommandos, die in den Bergen das Quell- und Flußwasser vergiften, so daß Hunderte ahnungsloser Kurden erkranken, und am 30. September wird ein besonders einfallsreicher Versuch bekannt, die Bevölkerung Kurdistans umzubringen: In Bagdader Laboratorien sind 100 000 Mäuse mit Pestviren injiziert und dann auf kurdischem Territorium freigelassen worden, berichtet die türkische Zeitung »Son Havadis«.

Unter diesen Auspizien eines totalen Krieges droht im März 1966 der Ausbruch eines irakisch-iranischen Konflikts. Anlaß dazu ist die wiederholte Verletzung des persischen Luftraumes durch irakische Kampfbomber und Artillerieüberfälle auf iranische Einheiten jenseits der Grenze.

Als am 4. März mehrere Granaten in der Nähe persischer Dörfer explodieren, ordnet der Schah die Teilmobilmachung an. In höchster Eile werden Einheiten der 1. Iranischen Armee, verstärkt durch Panzertruppen, an die Grenze geworfen, die Flotte erhält den Befehl, an der Mündung des Schatt el Arab aufzukreuzen, und die Luftwaffe wird in Alarmzustand versetzt. Die Bagdader Regierung verfügt ihrerseits Reserven an die wenigen, noch von ihr kontrollierten Grenzübergänge und konzentriert Artillerie gegenüber den iranischen Bereitstellungen am Schatt el Arab. Nur eine einzige Division verbleibt der Regierung Aref, um die Hauptstadt zu bewachen und die Bohranlagen zu schützen. Werden die Kurden den Griff um die Tanks von Kerkuk schließen können, der sie wie nach einer Drehung an Aladins Zauberring aus dem Kreis der Bettler in die Arena der Reichen und Mächtigen dieser Erde transponieren würde?

Der Gegensatz zwischen Teheran und Bagdad ist noch ein Erbe der osmanischen Vergangenheit. Der gesamte Irak hat in vor-islamischer Zeit zu Persien gehört und zeitweise wurde das Weltreich sogar von Ktesiphon aus, zweiundzwanzig Kilometer südlich von Bagdad, regiert. Fast fünfzig Prozent der arabischen Bevölkerung bekennen sich heute noch zur persischen Staatsreligion, der Schia, sind aber gegen die Sunniten, die alle herrschenden Familien stellen, ausgesprochen unterprivilegiert. Deshalb haben persische Machthaber dreihundert Jahre lang immer wieder versucht, die Region zurückzugewinnen, und selbst der außenpolitisch wenig ehrgeizige Kurde Kerim Khan hat Basra für einige Jahrzehnte besetzt.

Die gegenwärtige Spannung erhält ständige Nahrung aus der Grenzziehung entlang des Schatt el Arab, die seit 1937 nicht in der Mitte des Flusses, sondern am persischen linken Ufer verläuft, so daß die den Hafen Bender-Schahpur anlaufenden Schiffe jedesmal die Genehmigung des irakischen Flußkommandos einholen müssen. Aber im Grunde geht es nicht um die Schifffahrtsrechte, sondern um den Einfluß im gesamten Gebiet des persischen Golfes, der wahrscheinlich die größten Erdölreserven der Welt birgt und heute bereits siebzig Prozent des Energiebedarfes Europas und achtzig Prozent des Wirtschaftsriesen Japans deckt. Allein im Jahre 1969 haben die vier größten Ölländer am Golf 3672 Millionen Dollar und die westlichen Erdölgesellschaften noch einmal so viel eingenommen. Unter diesem Gesichtspunkt muß man die Besetzung der kleinen Tumbinseln durch persische Marinekommandos Anfang 1974 verstehen, die den Eingang der Straße von Hormuz beherrschen und den gigantischen Rüstungswettlauf, der seit dem Abzug der Engländer »östlich von Suez« eingesetzt hat. Während der Iran, Saudi-Arabien und die pro-westliche Föderation der südarabischen Scheichtümer von den USA bis an die Zähne bewaffnet werden, versorgt sich der Irak und Syrien mit einem Flugzeug-, Panzer- und Raketenarsenal, das aus der Sowjetunion, der DDR und der Tschechoslowakei kommt.

Und es entspringt den gleichen strategischen und wirtschafts-

politischen Erwägungen, daß Schah Reza Pahlewi im Jahre 1966 plötzlich die kurdische Karte hervorholt und sie gegen Bagdad massiv ins Spiel bringt. In der ersten Periode des kurdischen Aufstandes mag es eher ein seltener Akt der Geschicklichkeit kurdischer Kommandeure gewesen sein, wenn sie sich von jenseits der Grenze Gewehre und Munition verschaffen konnten. Noch vor Beginn der Schlacht um Kerkuk bestand die Ausrüstung der Pesch Merga vorwiegend aus irakischem Beutematerial oder aus Produkten eigener Erzeugung. Aus Eisenrohren schnitten sie Hülsen für Handgranaten, feilten in mühseliger Handarbeit Rillen hinein und füllten die Dinger mit Dynamit aus irakischen Blindgängern. Panzerminen stellten sie aus abgesägten Granathülsen und zwei Taschenlampenbatterien her, die den Strom für die Zündung einer 7-Kilogramm-Dynamitfüllung lieferten und mittels eines herausragenden Stiftes kurzgeschlossen wurden. Trotz ihres primitiven Herstellungsschemas funktionierten sie bestens und waren von den irakischen Panzerfahrern wie die Pest gefürchtet. Später kamen auch Waffenkäufe aus Westeuropa hinzu. Und selbst die CSSR hatte keine Bedenken, sich am Kurdengeschäft mit einigen tausend Pistolen zu beteiligen, die ein deutsch-türkischer Schmuggelring gegen einen Preisaufschlag von neunhundert Prozent besorgt. Ein Schuß Pistolenmunition kostet 1965 in einer deutschen Waffenhandlung siebzehn Pfennige, den Kurden wird DM 1,60 verrechnet.

Einer der Hauptumschlagplätze für den illegalen Waffenhandel im Nahen Osten ist Saarbrücken, andere Sendungen gingen von München im Orientexpress oder versteckt in alten PKWs über den Balkan an den Empfänger. Im April 1965 sind auf einem Münchner Autofriedhof im Autobus eines Türken 100 000 Schuß Munition entdeckt worden, ein halbes Jahr später wurde gegen einen irakischen Oberst verhandelt, der zwanzig Maschinenpistolen über die Grenze nach Österreich schmuggeln wollte.

Gleichzeitig aber tauchen bei den kurdischen Pesch Merga immer häufiger Gewehre mit persischem Stempel auf, und ungehindert von persischen Zöllnern schaffen lange Maultierkolonnen Waffen, Munitionskästen und Verpflegung für die hart

kämpfende Truppe aus Sinna und Kermanschah heran. Die Rewanduzstraße, gedacht als Direttissima zur Niederhaltung der Grenzstämme, wird solcherart umfunktioniert als Nabelschnur der militärischen Versorgung der aufständischen Kurden, und ab der Periode Aref wird auch die irakische Beschuldigung zutreffen, daß iranische Batterien jenseits der Grenze in die Gefechte eingegriffen und ihre Zielkorrekturen von persischen Flugzeugpiloten erhalten haben.

»Der Schah ist nicht unser Freund«, stellt dazu der Generalsekretär der DPK, Ibrahim Achmed, leidenschaftslos fest. »Er wünscht keinesfalls, daß wir siegen, weil ein autonomes Kurdistan unweigerlich das Mekka auch der iranischen Kurden würde. Alles, was er will, ist eine Bedrängnis des Aref-Regimes, in dem er einen Arm der sowjetischen Einkreisungspolitik gegenüber Persien sieht.«

Nachdem ein Vermittlungsversuch König Faisals von Saudiarabien an der harten Haltung des Iran gescheitert ist, bemüht sich der irakische Premier al Bazza um so heftiger um eine Unterstützung durch die progressiven Araberstaaten, und tatsächlich sagt ihm Algeriens Boumedienne die Entsendung von zwei Luftlandebrigaden zu, und auch Nasser, der ernstlich den Ausbruch des Irak aus der Front gegen Israel fürchten muß, schwenkt wieder in eine anti-kurdische Haltung zurück. Er verfügt die Ausweisung des ständigen kurdischen Delegierten, Scherif Vanly, und schickt Aref zwei Staffeln Iljuschin und drei Dutzend Piloten, die alsbald Einsätze gegen die kurdischen Bergstellungen fliegen.

Talabani hingegen, der in London Verhandlungen wegen des Stops britischer Waffenlieferungen an den Irak eingeleitet hatte, muß trotz offen ausgesprochener Sympathieerklärungen mehrerer Unterhausmitglieder schließlich die Entscheidung der Regierung zur Kenntnis nehmen, daß die Lieferung von Hubschraubern und schweren Waffen »in dem üblichen Rahmen fortgesetzt würde, da ja auch andere Staaten ein gleiches getan hätten«. So tariert sich in der zweiten Hälfte der Sechziger Jahre ein kurdisch-irakisches Waffenverhältnis ein, das durch ein paar hundert Pistolen auf der einen, und ebensoviel Flugzeuge, Panzer und Kanonen auf der anderen Seite gekennzeichnet ist.

Energisch beginnt Aref die Planung einer großen Frühjahrs-offensive, läßt die Truppen auf die neuen Waffensysteme aus England, der CSSR und der Sowjetunion einschulen, kurbelt die Industrieproduktion an, inspiziert die Garnisonen und Frontstellungen. Doch den Befehl zum Angriff wird er nicht mehr geben.

In den Morgenstunden des 14. April unterbricht Radio Bagdad seine Sendung und gibt bekannt, daß der Staatspräsident durch einen Hubschrauberabsturz in der Nähe von Basra zusammen mit dem Innen- und dem Industrieminister den Tod gefunden habe. Noch während die offizielle Version von einem Sandsturm als Unglücksursache kursiert, wird in Teheran eine Meldung des Senders »Freies Kurdistan« abgehört, wonach Amin Barzani, ein Neffe Mulla Mustafas, den Regierungshubschrauber in den Bergen des Nordens abgeschossen hat. Und Teheran fügt hinzu, daß zur Zeit des Unglücks nirgendwo im Süden des Irak ein Sandsturm gemeldet worden sei.

12.

Mag ein tragisches Unglück, ein Zufallstreffer kurdischer Schützen oder ein sorgfältig geplantes Attentat vorliegen — mit Aref verliert jedenfalls das zweite Staatsoberhaupt des irakischen Zwitterstaates während des Kurdenkrieges Amt und Leben und verstärkt damit den seltsamen Nimbus seines kurdischen Gegners, der so oft schon als gefallen, gestorben oder hingerichtet erklärt, jeden Anschlag überlebt und unverwundbar wie ein Phantom der orientalischen Sagenwelt in den Bergen sitzt. Und in nicht wenigen Kommentaren der Weltpresse wird die bissige Frage gestellt, wie lange sich wohl ein weniger profilierter Nachfolger gegen die innere Opposition und den unsichtbaren Feind wird halten können, der, vor kurzem für viele noch ein recht undeutliches Schemen zwischen den Buchdeckeln der Karl-May-Romane, jetzt zum Ansturm auf eine Schlüsselposition der Weltpolitik angetreten ist.

Zweistromlandes den blutigen Marschallstab des Verunglückten aufheben möchte. In aller Eile holt man sich niemand anderen als den General Abd el Rahman Aref, den jüngeren Bruder Salams, aus Moskau zurück, wo dieser mit Verteidigungsminister Malinowsky über Waffenkäufe verhandelt hatte. Schon nach einer Woche mit dem Präsidentenamt betraut, versucht dieser vorerst, die militärische Linie seines Bruders vor allem in Form von Terrorangriffen gegen kurdische Dörfer fortzusetzen. Aber in den Bodenkämpfen muß er weitere Niederlagen durch die erbitterten Rebellen hinnehmen, und als es diesen Ende Mai gelingt, die Pipeline zwischen Kerkuk und Bagdad in die Luft zu jagen und einen gigantischen Brand auszulösen, der vierzig Kilometer weit zu sehen ist, muß auch er erkennen, daß die Kurdenfrage militärisch nicht — oder noch nicht — zu lösen ist.

Ein Waffenstillstandsangebot des Regierungschefs Al Bazzaz enthält eine feierliche Erklärung der kurdischen Gleichberechtigung und des guten Willens zu einer Verständigung. Wieder kommt es zu Gesten einer herzlich scheinenden Versöhnung den »kurdischen Brüdern« gegenüber, und so als ob nur ein Irrtum vorgelegen, werden sie als Pfeiler des irakischen Staatsverbandes bezeichnet.

Aber gewitzt durch seine langjährigen trüben Erfahrungen mit arabischen Regierungen und einer Serie zerstörter Hoffnungen und gebrochener Eide, stellt Barzani das Verlangen, daß der Waffenstillstand nicht Ausgangspunkt neuer Verhandlungen, sondern die Annahme des zweieinhalb Jahre alten Forderungskatalogs bedeuten sollte: also die Bestätigung eines kurdischen Autonomie-Status, die Anerkennung des kurdischen als zweiter Staatssprache, eines Anteils an den Staatsgeschäften durch die Ernennung mehrerer kurdischer Minister und einer Beteiligung an den Erdölvorkommen von Kerkuk. Eine zu schaffende kurdische Universität in Suleimania soll die geistige, ein eigenes Ministerium für den Wiederaufbau der zerstörten Nordprovinzen die materielle Wiedergutmachung einleiten. Die wesentliche Frage des gesamten Abkommens, die Zukunft der kurdischen Volksarmee als dem entscheidenden Faustpfand des papierernen Vertragswerks, wird vorerst weder von den Kurden noch von

der Regierung gestellt. Über die politischen Erwartungen im Führungsgremium der DPK selbst hatte ich mit dem Generalsekretär Ibrahim Achmed schon zwei Jahre früher ein sehr interessantes Gespräch.

»Auch wir haben unsere Extremisten, die für einen selbständigen Staat Kurdistan eintreten«, bestätigte mir der Mann, der seit 1958 den Hauptanteil an der Überwindung der innerkurdischen Stammeszwistigkeiten und der Blutfehden hatte. »Aber sie sind in der Minderheit, und die Partei hat sich mehrheitlich zum Verbleib im irakischen Staatsverband durchgerungen. Wir wollen die gleichen Rechte und die vollen Pflichten wie jede andere Partei des Irak. Doch wo gibt es im arabischen Teil des Landes noch demokratische Parteien? Daher darf unsere militärische Aktion nicht nur die kurdische Autonomie zum Ziel haben, sie muß durch ein politisches Programm ergänzt werden und zum Umsturz in Bagdad selbst führen. Nur eine Regierung auf breiter Grundlage kann dem Land wirklichen Frieden bringen und den Anspruch der Kurden auf politische Selbstbestimmung erfüllen.«

Daß die Bildung einer Nationalen Front gegen die Militärdiktatur Bagdads nicht nur Gedankenkonstruktion war, bewies die Anwesenheit mehrerer prominenter Oppositionsführer in Barzanis Lager und die Kontakte mit dem linken Flügel der von Aref entmachteten Baath und den Nationaldemokraten Chaderjis. Der ehemalige Wohnungsbauminister Anauwi Jusuf hatte seine Villa und seine Reitpferde in Bagdad aufgegeben und sich mit seiner Familie den Rebellen angeschlossen, und etwa fünfundzwanzig irakische Offiziere, darunter ein General und zwei Obersten, waren im Stab Barzanis als militärische Berater tätig und bemühten sich — angeblich mit großem Erfolg — um die politische Umschulung der irakischen Gefangenen.

Das sind völlig neue Perspektiven. Eine Rebellion, die als separatistischer Aufstand begonnen hatte, wandelt sich zu einer nationalen und demokratischen Bewegung, zum Motor einer gesamtirakischen Erneuerung und einer Wiederherstellung von Demokratie und Freiheit.

Auch Barzani gibt sich — offiziell — noch zuversichtlich.

Im Oktober kommt es im Camp Mafrak Diana bei Rewanduz zu einem historischen Treffen zwischen dem Rebellen, auf dessen Kopf noch immer drei Millionen Dollar stehen, und dem Staatschef, der seinen Bruder gegen die Aufständischen verloren hat. Barzani begrüßt Aref II. betont herzlich, sichert ihm in Gegenwart zahlreicher ziviler und militärischer Persönlichkeiten die Loyalität der Kurden als irakische Staatsbürger und der Mitverantwortlichkeit am Wiederaufbau des Vaterlandes zu.

Im privaten Gespräch aber klingt die unbewältigte Vergangenheit und eine beginnende Resignation durch. Immer noch lebt er wie am Anfang der Revolution in einer Höhle, die für feindliche Flugzeuge unauffindbar ist, die wenigen Zelte, die seinen Stab und seine Leibwache beherbergen, wechseln Nacht für Nacht ihren Standort, um Anschlägen auszuweichen, und er selbst führt mit 67 Jahren noch das unstete Leben eines Partisanen, der nirgendwo sicher ist.

Auf die Frage eines deutschen Korrespondenten, der nach zehnstündiger Fahrt im Jeep und nach unzähligen Kontrollen das Hauptquartier erreicht, ob der General mit neuen Feindseligkeiten rechne, gibt er zur Antwort: »Ich will es nicht hoffen. Aber Bagdad gibt nicht nach. Wir werden wieder antreten müssen.«

Ob er von auswärts auf Unterstützung rechnen könne:

»Nein, die Welt hat uns vergessen. Wir werden allein in den Bergen kämpfen müssen.«

Ob er um Hilfe gebeten habe:

»Wir haben die Vereinten Nationen und alle Regierungen angeschrieben und sie auf unsere Lage hingewiesen, auch die Regierung Ihres Landes. Aber wir haben von niemandem eine Antwort erhalten.«

Ob er an den Sieg der Kurden glaube:

»Siegen können wir nie. Wir können uns nur in den Bergen wehren.«

Dann spricht er vom Reichtum des Irak, den unerschöpflichen Einnahmen aus den Erdölquellen auf kurdischem Gebiet, die bei einer gerechten Verteilung alle sozialen und Entwicklungsprobleme Kurdistans lösen könnten, von der glanzvollen Ge-

stalten der kurdischen Geschichte, dem tausendjährigen Jammer seines Volkes und dem Traum von einem Reich der Kurden. Seine Stimme ist tief und rau, und manchmal huscht ein abwesender, fast trauriger Zug um das schlechtrasierte, wettergegerbte Gesicht des Mannes, der seit vierzig Jahren um die Freiheit der Kurden kämpft.

Aber er ist weit davon entfernt, ein Träumer zu sein. Trotz der laufenden Friedensverhandlungen unterhält er ein Netz von Spähern in allen Städten und Garnisonen, die ihm laufend von den militärischen Bewegungen der Regierungstruppen berichten, und unermüdlich arbeitet er an der Vorbereitung der Maßnahmen für den Tag X eines neuen irakischen Angriffs. Diesmal sollen die Menschen nicht unter dem Bombenhagel der Flugzeuge sterben oder nach der Zerstörung ihrer Heimstätten zu Tausenden in der Winterkälte erfrieren, sondern in vorbereiteten Höhlen und Unterständen Sicherheit finden. Genaue Evakuierungspläne, die Anlage von Lebensmittel- und Munitionsdepots sind vorbereitet, so daß jeder Zivilist und Kämpfer weiß, wohin er sich zu begeben hat. Nur die medizinische Vorsorge ist hoffnungslos: Zwanzigtausend Pesch Merga und zwei Millionen Zivilisten stehen nur vier Ärzte und acht Sanitäter zur Verfügung, und keine Hilfsorganisation hat bisher Medikamente, Impfstoff oder Verbandszeug geliefert.

Erst gegen Mitternacht erlischt die Lampe im Arbeitsraum des Generals, die Funker stellen ihr Gerät auf Notempfang, und kein Licht brennt mehr im Lager, das nun völlig in der schwarzen Bergnacht verloren ist. Nur die Gewehrläufe der Leibwache glänzen matt im Schein des Mondes über den schweigenden Bergen.

13.

Der einsame Mann oben in den Kurdenbergen hat mit seinen Befürchtungen recht gehabt.

Schon vier Tage nach der Veröffentlichung der Waffenstillstandsbedingungen hat der radikale Flügel der Bagdader Offiziersjunta einen Putschversuch gegen Aref unternommen, der

von der Palastwache nur unter Einsatz von Panzern niedergeschlagen werden konnte. Im August trat der Zivilist Al Bazzaz, der »Vater des Kurdenabkommens«, zugunsten des Militärs Naji Taleb zurück, der die Mehrzahl der Ministerposten wieder mit Generälen besetzte, und nach sechs Monaten war noch kein einziger Punkt des Autonomieprogramms von der Regierung verwirklicht worden.

Von kurdischer Seite wird darauf hingewiesen, daß Barzani trotz dieses offenkundigen Verrats den Ausbruch des Sechstagekrieges gegen Israel vom 5. Juni 1967 nicht dazu benützt hat, durch Wiederaufnahme der Kampfhandlungen den Irak und das gesamte arabische Lager in einen Zweifrontenkrieg zu verwickeln, »weil nicht das arabische Volk, sondern das diktatorische Regime als Gegner angesehen wurde«.

Der Dank dafür wurde ein Jahr später in der Form abgestattet, daß die neue Regierung der Baath-Partei, die am 17. Juli 1968 durch einen Staatsstreich an die Macht gekommen war (und sie bis heute behalten hat), unter Beschuldigung eines kurdischen Überfalls Anfang August eine Generaloffensive auf der Linie Zakho — Agra — Bajan — Sandolona eröffnete, die am 11. September, dem Jahrestag der kurdischen Erhebung vor acht Jahren, mit Luftwaffenbombardements bisher ungekannten Ausmaßes ihren Höhepunkt erreichte. Allein gegen den Safin-Dagh, der die Ebene von Erbil am Fuß der kurdischen Gebirge beherrscht, wurden zweiundzwanzig Bataillone eingesetzt und dazu 6000 irreguläre kurdische Söldner einer Einheit, die man sinnigerweise »Regiment Saladin« benannt hatte. Diese Kurden, die vornehmlich aus Barzan-feindlichen Stämmen geworben wurden, erwiesen sich freilich im Fronteinsatz als untauglich. Allein bei Schaklava sind 101 Mann der 22. Brigade zu den Pesch Merga desertiert, »aus Abscheu vor dem Ausmaß der Massaker und der Vergeltungsmaßnahmen unter der Zivilbevölkerung«, wie sie angaben.

Unter dem Oberbefehl des neuen Staatspräsidenten Al Bakr,





der schon als Premierminister der ersten Baath-Regierung von 1963 den Bruch des Waffenstillstandsvertrages verantwortet hatte, verfolgen die irakischen Truppen ganz systematisch eine Taktik der verbrannten Erde. In einer Dokumentation, die am 11. 10. 1969 dem Generalsekretariat der Vereinten Nationen zugeleitet wurde, ist nachgewiesen, daß die irakische Luftwaffe neben Gas und Napalm auch Schwefelsäure in Kanistern über kurdischen Dörfern abgeworfen hat, um neben den Menschen auch die Schafherden und die Ernte zu vernichten. Von mehr als 3000 bombardierten Dörfern ist darin die Rede, darunter vielen, die mehrfach niedergebrannt wurden, und auch davon, daß Kurdistan einer gigantischen Hungersnot entgegen sieht, weil dreiviertel der Ernte auf dem Feld verbrannt ist.

Ein anderes Mittel, um den Widerstand der Kurden zu brechen, ist die »Selektionierung«. Größere militärische Kräfte werden in einem bestimmten Planquadrat konzentriert, Dutzende kurdischer Dörfer gleichzeitig mit Panzern, Artillerie und Kampfflugzeugen angegriffen. Sind die Bewohner geflüchtet, rücken Hilfstruppen in die Dörfer ein, schleppen alles Bewegliche fort, schlachten das Vieh und lassen schließlich Häuser und Felder in Flammen aufgehen. Auf diese Weise wird Region um Region von der Bevölkerung gesäubert.

Das sind Maßstäbe wie in Indochina, und wie Vietnam sein My Lai, so hat Kurdistan sein Dakan.

Das Dorf dieses Namens liegt in der Region Mossul an der Grenze der Demarkationslinie vom Jahre 1966. Am 16. 8. 1969 gegen Mittag drang ein irakischer Truppenverband in das Dorf ein, um kurdische Freischärler aufzuspüren. Als sich kein Pesch Merga zeigte, zerstreute sich die Truppe auf der Suche nach der geflüchteten Zivilbevölkerung. Diese wurde sehr rasch in einer nahegelegenen Berghöhle entdeckt. Während ein Teil der Soldaten Ausbruchsversuche verhinderte, stopften die anderen Stroh, Reisig und Holz im Höhleneingang auf, übergossen den Haufen mit Petroleum und setzten ihn in Brand.

»Da habt ihr euer Erdöl, das ihr verlangt«, soll der Offizier ausgerufen haben.

Bei lebendigem Leib verbrannten 29 Frauen, 37 Kinder und ein Greis. Die Namen der 67 Opfer, alles irakische Staatsbürger, sind in einer Liste verzeichnet.

Ein anderes Dorf wurde ausgelöscht, weil in seiner Nähe ein irakischer Leutnant von einer Mine getötet wurde. Die gesamte Einwohnerschaft, 121 Menschen, wurde am 16. 9. 1969 auf einem Dreschboden zusammengetrieben und mit Maschinengewehren niedergemacht. Nachher fahndete die Truppe nach versteckten Kindern, erschoss fünf im Alter von zwei bis acht Jahren in einer nahegelegenen Grube, zehn, an ihre Wiege gebundene Säuglinge wurden teils lebend in den Gebirgsfluß oder in die Flammen der brennenden Häuser geworfen.

Diese Schilderung entstammt nicht nur kurdischen Quellen, sondern ist dem gemeinsamen Bericht der beiden französischen Journalisten Marc Alain und Michel Besson entnommen, der am 7. 11. 1969 in »Le Monde« veröffentlicht wurde.

Daß angesichts solcher Greuel ein halbes Jahr später in Bagdad ein kurdisch-arabisches Versöhnungsfest gefeiert, zwei Söhne Barzanis von Staatspräsident Al Bakr umarmt und die kurdischen Pesch Mergas als »Instrument des Kampfes gegen den gemeinsamen äußeren Feind« gelobt wurden, klingt unglaublich und scheint dem Reservoir geschmackloser historischer Treppenwitze entnommen zu sein. Daß dieses Ereignis am 12. März 1970 tatsächlich stattgefunden hat, ist allerdings nur dem unverständlich, der nicht die breite Skala arabischer Emotionen, die jahrhundertlang geübte Anpassungsfähigkeit der Menschen in diesem stets von Despoten regierten Land kennt, die allein das Überleben garantiert hat. In diesen Ländern ist es selbstverständlich, daß die rohste Verletzung der Menschenwürde mit Äußerungen feinsten Empfindungen wechselt, und Massenmorde als erlaubte Ratio angewandter Staatskunst werden von jener herzlichen Gastfreundschaft abgelöst, die der Araber als seine höchste Tugend preist.

Die Vorverhandlungen hatten schon vor und während der ganzen Zeit der erbitterten Kampfhandlungen in Beirut begonnen

und waren später in der Privatwohnung eines gewissen Michel Aflak weitergeführt worden. Das beweist die besondere Dringlichkeit, mit der von irakischer Seite ein Ausgleich angestrebt wurde. Denn dieser Aflak ist niemand anderer als der Begründer und richtungweisende Theoretiker der Baath-Bewegung, deren sozialistisches Reformprogramm bereits in mehreren Staaten des Mittleren Ostens Fuß gefaßt hat. Das Prestige dieses Mannes soll nicht nur helfen, den Graben des Hasses und des Mißtrauens zwischen Kurden und Arabern zuzuschütten, sondern vor allem die Militanten der irakischen Baath selbst zur Annahme eines Kontraktes zwingen, der eigentlich in schärfstem Gegensatz zur grundsätzlichen Doktrin des Parteiprogramms steht:

»Der kurdische Nationalismus spiegelt eine durchaus legitime Auffassung wieder, die in keiner Weise suspekt oder eine Schöpfung des Imperialismus ist«, konnten die überraschten Bagdader am 17. Oktober im Zentralorgan »El Akrar« lesen, und: »er widerspricht auch nicht der arabischen Revolution«, bekennt der Pragmatiker des arabischen Nationalismus, »sondern bestätigt, daß Kurden und Araber jahrhundertlang wie Brüder gelebt und ein gemeinsames Schicksal erlitten haben.« Solcherart ist die irakische Öffentlichkeit vorbereitet, als der Staatspräsident Al Bakr am 11. 3. 1970 über Radio und Fernsehen ein Manifest verliest, das den neunjährigen Kurdenkrieg durch ein umfangreiches Friedensprogramm beendet.

In Anlehnung an die Kurdengesetzgebung des ehemaligen Ministerpräsidenten Dr. Bazzaz sieht der Vertrag als wesentlichsten Punkt eine Verfassungsänderung vor, wonach das irakische Staatsvolk aus zwei Nationen, der arabischen und der kurdischen, besteht. Der kurdische Teil des Volkes soll durch einen Vizepräsidenten kurdischer Nationalität repräsentiert werden und im Parlament durch eine entsprechende Zahl von Abgeordneten vertreten sein, weiter wird den Kurden ein Schlüssel zur Beteiligung an allen Staatsämtern und das Recht auf Organisations- und Pressefreiheit zugestanden.

Die regionalen Bestimmungen sehen in allen von Kurden bewohnten Gebieten vor, daß die kurdische Sprache als Amts- und Unterrichtssprache gleichberechtigt ist und mehrheitliche

kurdische Gebiete einen kurdischen Gouverneur erhalten. Die vernachlässigten Nordgebiete sollen wirtschaftlich saniert, das Schulwesen ausgebaut werden. Eine Totalamnestie für alle kurdischen Maquisards und die Rückführung umgesiedelter kurdischer und arabischer Bevölkerungsteile schließen ein Vertragswerk ab, das alle bisherigen Kurdenprogramme der verschiedenen Regierungen an Zugeständnissen weit übertrifft und durchaus mit den Minderheitsregelungen europäischer Verhältnisse verglichen werden kann.

Nicht nur die arabische Bevölkerung feiert spontan das Ende des Bürgerkrieges in Freudentemonstrationen lange nicht mehr gekanntes Ausmaßes, preist auf Spruchbändern die kurdisch-arabische Verbrüderung, akklamiert den Staatspräsidenten Al Bakr als Friedensbringer. Auch in den Bergen brennen die Freudenfeuer, entläßt sich die Begeisterung der kampfgeübten Kurden, die jetzt Aussicht auf endliche Rückkehr zu ihren Familien und auf ihre Bergweiden haben, in Ovationen, wie sie nur ein Volk kennt, das nach Generationen des Krieges den Silberstreif der Hoffnung am Horizont sieht.

Damit scheint auch das Lebensziel des unerbittlichsten und unachgiebigsten aller kurdischen Heroen erfüllt, der Preis von vierzig Jahren Rückschlägen, Leiden und Entbehrungen errungen. Und nie hat Mulla Mustafa einen glücklicheren Tag erlebt als jenen 21. März 1970, als er seinem Volk als ein neuer Kawa erschien, der mit seiner Schmiedef Faust den magischen Kreis des kurdischen Unglücks durchbrochen hat.

XII.

DAS LETZTE KAPITEL DER SCHEREF NAMEH

Autonomie auf dem Papier — Der Anschlag im Barzani-Bunker — Zum erstenmal sind alle Kurden einig — Der häßliche Russe — Sacharow appelliert an Waldheim — Warten auf den Winter — Kurdistans Lichter gehen aus — Das Rote Kreuz wird ausgewiesen — Was ist das, ein Kurde?

I.

Wenn man das kurdische Problem als Komponente eines gesamt-vorderasiatischen Schauplatzes betrachtet, wird auf fast gespenstische Art transparent, wie jede einzelne friedliche oder gewaltsame Demarche wieder den Auftakt zu einem Handlungsablauf bildet, dessen künftige Phasen durch die Speicherung historischer und ideologischer Fakten längst unverrückbar vorprogrammiert scheinen.

Das gilt ganz besonders für den arabisch-kurdischen Pakt vom März 1970, der, von den beiden Seiten aus sehr verschiedenen Beweggründen akzeptiert, mit konsequenter Eigengesetzlichkeit dem Desaster zusteuert.

In vielen Gesprächen habe ich die Hintergründe dieser Entwicklung aufzuzeichnen und zu klären versucht, warum die Kurden den von Bagdad schließlich einseitig dekretierten Autonomieplan zurückgewiesen haben, ob die Weichenstellung zur Katastrophe vermeidbar gewesen wäre.

Am deutlichsten und eindringlichsten kommt die kurdische Meinung in der Darstellung des Präsidialmitgliedes der Kurdischen Studentenunion zum Ausdruck, dessen Name mit Rücksicht auf seine vom irakischen Geheimdienst überwachte Familie in Bagdad nicht genannt werden kann. Trotz der scheinbar sachlichen Distanz zu den Ereignissen hinterläßt sie einen beklemmenden Eindruck von den Möglichkeiten, die einem diktatorischen Regime neben dem Einsatz seiner militärischen Macht offenstehen, um allein mit legislativen Mitteln

eine unbequeme Minderheit hoffnungslos an die Wand zu drücken.

»Es ist richtig, daß die Baathisten noch im Sommer 1970 Schritte in Richtung der Realisierung des Abkommens unternommen haben«, erzählt er mir am Abend des 19. März 1975 im Gesellschaftsraum des städtischen Gästehauses, der manchmal zu Konferenzen kurdischer Auslandsorganisationen benützt wird. »Fünf Leute aus dem Zentralkomitee unserer Partei wurden in das irakische Kabinett aufgenommen, und ein sogenanntes »Friedenskomitee« installiert, das die Einhaltung des Kurdenprogramms überwachen sollte. Aber sehen Sie sich an, welche Posten unsere Repräsentanten erhalten haben: das Arbeits- und das Körperschaftsministerium, das Ressort für Ackerbau und das eines Staatsministers ohne Portefeuille. Die Baath hat keine der Schlüsselpositionen, wie das Innen-, das Außen- oder das Kriegsministerium aufgegeben, und kein einziger Kurde wurde bisher in den Revolutionsrat aufgenommen, d. h. in den inneren Kreis der Junta, die allein die Macht ausübt. Unsere Minister wurden nie zu einer Ministerrats-sitzung eingeladen, sondern erfuhren erst zwei Tage später durch ein Informationsschreiben gleichzeitig mit der Presse, welche Beschlüsse gefaßt worden sind. Aber das ist nicht alles.

Die im Autonomievertrag vorgesehene kurdische Provinzialverwaltung wurde mit mehrmonatiger Verspätung konstituiert. Doch zu unserer Überraschung wurden die Mitglieder des Legislativrates und des Exekutivkollegiums nicht gewählt, sondern einfach vom Staatspräsidenten ernannt, und in der Praxis sah das so aus, daß die Regierung in das Provinzialparlament von Arbil im Jahre 1974 kein einziges Mitglied der Demokratischen Partei Kurdistans, dafür aber 68 Stadtkurden entsandt hat, die nicht nur zu General Barzani keine Beziehung haben, sondern ausgesprochen schlechte Leute sind.«

Auf meine Zwischenfrage präzisiert mein Gesprächspartner, daß er damit Kurden mit schlechtem Ruf meint, solche, die wegen Trunkenheitsexzesse mit den Behörden zu tun hatten, keiner Arbeit nachgingen, Kriminelle sind. Nur zwölf Mitglieder dieser »Volksvertretung, die im übrigen nur ein einziges Mal

zusammengetreten ist, können als zwar politisch indifferente, aber anständige Kurden bezeichnet werden.

Ist ein solches Vorgehen eine Farce, die an die Einberufung der ›Nationalstände‹ durch Ludwig XV. am Vorabend der französischen Revolution erinnert«, setzt der kurdische Politiker fort, »so war auch die finanzielle Zukunft unserer Provinzen völlig ungewiß. Anstelle unserer Forderung nach Erstellung eines fixen Budgetbetrages zur Entwicklung der Nordprovinzen, wurde beschlossen, die Mittel ›je nach Bedarf‹ freizumachen, was angesichts der Tatsache, daß im Dezennium von 1958 bis 1968 maximal sechs Prozent des Gesamtbudgets für Kurdistan angewendet wurde, völlig unannehmbar ist.

Ein besonders krasses Beispiel der Regierungstaktik liefert die für uns entscheidenden Kerkuk-Frage.

In drei der zu bildenden kurdischen Provinzen, nämlich in Dohuk, Arbil und Suleimania ist die Bevölkerung eindeutig kurdisch. In der vierten Provinz Kerkuk war zur Klärung der Mehrheitsverhältnisse eine Volkszählung vorgesehen. Bis zum Sommer 1971 geschah nichts, außer daß 400 kurdische Arbeiter mit ihren Familien plötzlich durch einen Erlaß des Ministers für Erdölfragen in den äußersten Süden versetzt wurden. Andere Arbeiter der Raffinerie wurden entlassen und nicht mehr in den Ölfeldern beschäftigt, während gleichzeitig hunderte arabischer Arbeiter eingestellt wurden, die ihre Familien aus den Gegenden südlich Bagdads mitbrachten. Insgesamt sind seit 1961 unter dem Vorwand der Anlage eines Schutzgürtels um die Erdölfelder fast 20 000 Kurden ausgesiedelt und mehr als 30 000 Araber aus allen Teilen des Landes herbeigeholt worden. Unsere Vorstellungen hat die Regierung — auch Vertretern der Weltpresse gegenüber — entschieden zurückgewiesen und gleichsam zur Bekundung des guten Willens ein Funktionskader mit den Vorbereitungen einer Volkszählung beauftragt. Diese Agenten hatten aber lediglich die Aufgabe, eine heimliche Schätzung der Bevölkerungsverhältnisse durchzuführen. Als das für Bagdad vernichtende Ergebnis vorlag, wurden die getroffenen Vorbereitungen abgebrochen, und die Kader aufgelöst. Die Volkszählung hat nie stattgefunden.«

wirkliche und gerechte Autonomie zugesteht, sondern vielmehr nur Zeit für eine spätere Abrechnung gewinnen wollte, sieht der Politiker in den militärischen Vorbereitungen der Regierung.

»Als General Barzani die Frage nach der Wiedereinstellung der kurdischen Berufssoldaten und Offiziere und die Beteiligung der Kurden an der militärischen Führung stellte, erhielt er von Saddam Hussein, dem neuen starken Mann der Junta, die Antwort, daß die Armee eine Institution der Revolution sei, die durch keine andere politischen Kraft berührt werden darf.«

Entgegen der Verpflichtung, Kurdistan bis auf die regulären Garnisonen zu räumen, hat die Armee ihre vorgeschobenen Positionen im Gebirge verstärkt und besonders die Ali-Beg-Schlucht, die Hauptschlagader Kurdistans, die zum kurdischen Hauptquartier führt, zu einer uneinnehmbaren Festung ausgebaut.

Offenbar enttäuscht, daß die Friedensphase nicht wie bisher zu einem Wiederaufleben der Fraktionskämpfe in der DPK, sondern im Gegenteil zu einer endgültigen Aussöhnung zwischen Barzani und der linken Gruppe unter Talabani und Ibrahim Achmed geführt hat, beginnt der irakische Geheimdienst durch Verhaftungen und Anschläge auf kurdische Politiker ein Klima der Furcht und des Terrors zu schaffen. Ein Bombenanschlag auf den Wagen der kurdischen Verhandlungsdelegation in Bagdad kostet dem Chauffeur das Leben, ein Mitglied des Zentralkomitees wird schwer verletzt. Der Attentäter wurde zunächst zu sechs Monaten Arrest verurteilt, später jedoch freigelassen und hat, wie kurdische Erhebungen ergaben, in Basra eine Stellung als Staatsbeamter erhalten.

Später wurde auf Barzani selbst ein Mordanschlag verübt. Die Art der Inszenierung stellt nicht nur ein Lehrstück arabischer Geheimdienstarbeit, sondern vor allem ein Musterbeispiel der Geringschätzung dar, die den eigenen Mitarbeitern entgegengebracht wird.

Mitte September 1971 ersuchte eine Gruppe schiitischer Mollas den noch als einflußreich geltenden Barzani um eine Intervention bei den sunnitischen Bagdader Politikern. Aus Termingründen bat Barzani, den Besuch um eine Woche zu verschieben.

Am 29. September trafen im Hauptquartier von Hadji Umran aber nicht vier, sondern doppelt so viele Mollas ein. Die spätere Rekonstruktion des Falles hat ergeben, daß es sich um vier ahnungslose echte Geistliche und vier Geheimdienstagenten gehandelt hat, die vom Innenministerium in die Delegation eingeschleust wurden. Einer der Araber, der das Attentat schwerverletzt um einige Stunden überlebt hat, konnte noch angeben, daß sie instruiert worden waren, in einem unbeobachteten Augenblick den Knopf eines unter den Burnussen verborgenen Bandrekorders zu drücken, der das gesamte Gespräch und insbesondere eventuelle staatsfeindliche Äußerungen Barzani oder der Mollas aufzeichnen sollte. Im Falle der Entdeckung sollten sie sich mittels der unter den Kleidern versteckten Handgranaten wehren und in den beiden Autos zu entkommen versuchen.

Ahnungslos läßt die Leibwache die Delegation passieren, ahnungslos betritt Barzani den kleinen barackenähnlichen Verhandlungsraum. Als ein vierzehnjähriger Junge mit einem Tablett zwischen Barzani und seine Besucher tritt, drückt ein Agent auf den Knopf.

Innerhalb einer Sekunde verwandelt sich der Raum in eine Hölle. Die grellen Blitze zahlloser Explosionen schleudern Barzani in eine Nische, zerfetzen den Teejungen und die acht Besucher, zertrümmern das Mobiliar. Der Knopfdruck hatte einen funkgesteuerten Zündmechanismus ausgelöst, der sämtliche Bomben, aber auch Sprengköpfe in den vor den Fenstern geparkten Kraftwagen verbunden hatte. Barzani selbst war mit Ausnahme einiger Splitter in der rechten Schulter unverletzt geblieben.

Drei Tage später ließ es sich Vizepräsident Saddam Hussein nicht nehmen, Barzani persönlich aufzusuchen, um ihm »zu seiner wunderbaren Rettung« die aufrichtigsten Glückwünsche der Regierung zu überbringen. Es bleibt die letzte Begegnung zwischen den beiden Männern.

Während immer noch offizielle Verhandlungen über das Autonomiestatut geführt werden, nimmt die Spannung im ganzen Land unerträgliche Ausmaße an.

der Öffentlichkeit übergebenen Liste von Zwischenfällen heißt es unter anderem:

»Am 30. 1. 1973 unternahmen irakische Einheiten den Versuch, die Shaikan-Region in Khanaquin einzunehmen. Sie vertrieben hunderte Familien von ihren angestammten Ländereien und töteten jene, die sich weigerten, ihre Höfe zu verlassen. Am 9. 2. 1973 beschoß irakische Artillerie das Dorf Yosfan in der Sindjarregion (Jezidisch). Der Grund für diese Aktion war die Weigerung der Dorfbewohner, in die Baath-Partei einzutreten. Zehn Frauen und fünf Kinder wurden erschossen, elf Mitglieder der örtlichen DPK auf offener Straße hingerichtet. Am 26. 3. 1973 versuchten einige irakische Soldaten die zwölfjährige Ferma Mohammed aus Dinarte zu vergewaltigen. Als das Kind Widerstand leistete, wurde es bewußtlos geschlagen, mit den Beinen an einen Esel gebunden und zu Tode geschleift. Am 15. 5. 1973 dringt eine Brigade in das Dorf Teleq ein. Zweihundert Familien werden tagelang terrorisiert und schließlich in die Berge gejagt. Am 12. 9. 1973 umstellen Einheiten der irakischen Polizei verstärkt durch zehn Panzerfahrzeuge das Dorf Zerdik. Eine große Anzahl Einwohner wird verhaftet und deportiert. Ihr Schicksal ist unbekannt, und zwischen dem 8. und 10. 2. 1974 werden die Einwohner von fünfzehn Dörfern in der Kerkuk-Region von Einheiten der 2. Division innerhalb von fünf Stunden mit Gewalt vertrieben. Nur wenige Tage später, am Jahrestag des Paktes vom 11. März 1970 erfährt die kurdische Verhandlungsdelegation über Rundfunk und Fernsehen, daß die Regierung einseitig das Inkrafttreten des Autonomiestatus für ganz Kurdistan beschlossen und die Kurden gleichzeitig aufgefordert hat, die Waffen abzuliefern. »Vor die Wahl gestellt, dieses Diktat ohne wirkliche Rechte für ein Kurdistan anzunehmen, das ständig verkleinert und gedemütigt wird, während wir noch einen militärischen Faktor darstellen, oder auf unserem Recht zu beharren, haben wir uns entschlossen, noch einmal zu kämpfen«, stellt sich Dr. Mahmud Osman, Arzt und Generalsekretär der kurdischen Zivilverwaltung in den befreiten Gebieten, bedingungslos neben Barzani. »Ich weiß, daß ›Al Thawra‹ unseren Präsidenten als einen senilen Abenteurer bezeichnet hat, der

sein Volk in den Untergang führt, bevor er stirbt, und manche Zeitungen im Westen haben es nachgedruckt. Aber die Bevölkerung Kurdistans hat die Richtigkeit seines Entschlusses erkannt und sich in überzeugender Weise mit ihm solidarisiert.«

Hatte Barzani im September 1961 mit ein paar hundert Stammeskriegern den Aufstand begonnen und während der vier Kurdenkriege nie mehr als 20 000 Pesch Mergas kommandiert, so beginnt in diesem letzten Frühjahr ein Aufbruch, wie ihn die Geschichte Kurdistans bisher nicht gekannt hat.

Fast 3000 Lehrer, sämtliche 5000 Polizisten und die gesamte Studentenschaft der neugegründeten Universität Suleimania mit den 45 Professoren an der Spitze und 122 Ärzte, die in Mossul und Bagdad praktiziert hatten, gehen in die Berge. 70 000 Mann treffen bis zum Sommer bei den kurdischen Linien ein, von denen kaum die Hälfte mit Gewehren bewaffnet werden können. Noch größere organisatorische Probleme bereiten hunderttausende Flüchtlinge, meist Frauen und Kinder, die bis zum Winter '74 in die von der kurdischen Armee gehaltenen Gebiete strömen, und denen die nackte Angst vor der irakischen Miliz im Nacken sitzt. Sie haben allen Grund sich zu fürchten.

Nachdem das Organ der DPK »At Taakhi« verboten und die kurdischen Gouverneure von Dohuk, Arbil und Suleimania davongejagt worden waren, fegt eine Welle des Terrors über die kurdischen Iraker. Am 14. April wurden die ersten elf Kurden einer langen Liste von Märtyrern in Arbil öffentlich gehenkt. Einigen hatte man im Verlauf der Folterungen die Hände abgehackt und die Augen ausgestochen, ein Schicksal, das drei Wochen später von sechs Studenten der Universität Bagdad, darunter einem Mädchen — Layla Kassin — geteilt wurde.

Gleichzeitig setzen die ersten rücksichtslosen Luftangriffe auf die Flüchtlingskolonnen und auf unverteidigte Städte in Kurdistan ein. Am 16. April wurde ohne Warnung Aqra heftigst bombardiert, obwohl es zwanzig Kilometer hinter der Front gelegen und von Flüchtlingen überfüllt war. Am Morgen des 24. April flogen zwei Suchoibomber im Tiefflug über die kleine Stadt Qala Diza, deren Einwohner in wenigen Wochen

von 9000 auf 26 000, meist Kinder und Mittelschüler aus Sulimania, gestiegen war. Da nur ein einziges veraltetes Luftabwehrgeschütz vorhanden war, fühlten sich die Piloten sicher, stießen auf das Zentrum nieder und belegten es mit einem Bombenteppich. Ein ganzer Stadtteil wurde zerstört, die meisten einstöckigen, aus Luftziegeln erbaute Gebäude, darunter eine Schule und das Krankenhaus, stürzten wie Kartenhäuser zusammen und begruben hunderte Menschen, darunter achtzig Kinder. »Als ich Kurdistan verließ«, schrieb der Times-Korrespondent David Hirst, »grub man noch immer nach Leichen.«

2.

An dieser Stelle muß nun die Feststellung getroffen werden, daß diese letzte Phase der irakischen Tragödie eigentlich ein russisch-kurdischer Krieg gewesen ist, und zwar sowohl im materiellen wie im ideologischen Sinn.

Der Irak ist seit dem Jahre 1972 der engste arabische Verbündete Moskaus, das nach dem Fiasko seiner Ägyptenpolitik um so mehr in dem strategisch wichtigen Ölland am Golf Fuß zu fassen versucht. Im Kooperationsvertrag vom 9. 4. 1972 garantiert die Sowjetunion nicht nur formell die territoriale Integrität des Irak, sondern hat sich auch völlig auf die innenpolitische Linie der pseudosozialistischen Baath eingestellt. Diesen Stellungswechsel — noch 1965 hatte die Prawda den Irak des Völkermordes an den Kurden bezichtigt — haben vor allem die moskauhörigen Kommunisten, die unglücklichste Gruppe unter den arabischen Linken, mitzumachen. Unter Kassems Diktatur konnten sie sich weder pro- noch gegen die kurdische Bewegung entscheiden, wurden nach der Revolte Oberst Arefs so erbarmungslos gejagt, daß von einundzwanzig Mitgliedern ihres Zentralkomitees nur ein einziges überlebt hat, und entdeckten in dieser Zeit ihre Sympathien für die Fortschrittlichkeit der DPK. Hunderte flüchteten in die Berge und wurden von den Kurden gerettet. 1968 wieder in die Legalität zurückgekehrt, dankten sie das mit einem Frontwechsel zur Baath, und

seit 1972 sitzen sie mit zwei Repräsentanten in der »Nationalen Fortschrittsfront« und beschimpfen Barzani als Vertreter reaktionärer, feudaler Kreise und als Gefahr für die »Irakische Revolution«. Das ist genau der Tonfall, dessen sich der Krenl seit Jahren gegen die Kurden bedient und der im Sommer 1974 auch der Tenor einer offiziellen »Warnung« an Barzani über die Folgen der Vertretung »imperialistischer Ziele« gewesen ist.

Gegen das hochqualifizierte kurdische Erdöl beliefert die Sowjetunion die irakische Armee in einem Ausmaß mit modernsten Waffen, das nur mit den Einkäufen des Schahs auf den westlichen Waffenmärkten verglichen werden kann. Die Panzerwaffe umfaßt bereits 1200 schwere und mittelschwere Kampfwagen, darunter 350 T 62, den modernsten Tank der Welt, die Luftwaffe besteht zu 95 Prozent aus sowjetischen Maschinen der Typen Mig 17 bis 23, Suchoi 20 und der Tu-bolew 22, die nicht einmal an die Warschauer-Paktstaaten ausgeliefert worden ist. Und die Ausstattung der Infanterie mit hunderten raketenbestückter Helikoptern gestattet der Armeeführung bereits am 15. März 1974 das Gros der 5. Infanteriedivision von Mossul in die Nähe von Saffin tief im Rücken der Hauptfront zu transportieren.

Diese größere Beweglichkeit, aber auch die verstärkte Feuerkraft und Zielsicherheit der Artillerie ist — ganz so wie im ägyptischen Feldzug des Jom-Kippur Krieges — ein direktes Resultat der sowjetischen Ausbildung und der Mitwirkung sowjetischer Stäbe bei Planung und Durchführung der Operationen. So hat der Chefberater des ersten Armeekorps, Oberst Alexej Wassili, die Panzerattacke gegen den Korab-Berg vom September 1974 geleitet und die Bomberstaffeln der TU 22 und Suchoi werden überhaupt nur von Russen geflogen. Es gibt derzeit im Irak ca. 3000 russische Instruktoeren, jedem Armeekorps ist ein sowjetischer Chefberater beigegeben, und der Chef der Militärdelegation ist der 47-jährige Luftwaffengeneral Vladimir Nikolai, dem die Ausbildung irakischer Offiziere und die Organisierung des Waffennachschubs obliegt. Gegen einen solchen Gegner haben also die Hundertschaften Barzanis im Frühjahr 1974 anzutreten.

Der folgende Abschnitt über die elf Monate vom April 1974 bis zu jenem 6. März 1975, an dem die Kurden endgültig den Bilanzen der persisch-irakischen Erdölpolitik geopfert wurden, ist kurz gefaßt. Doch wie kann in wenigen Zeilen das Exit eines ganzen Volkes, das materielle und seelische Leid von Menschen komprimiert werden, die vom glühendsten Hoffen in die tiefste Verzweiflung gestürzt wurden?

Trotz der Konzentrierung einer erdrückenden Übermacht von fünf Infanteriedivisionen, zwei Panzerbrigaden, zweihundert Flugzeugen und zahlreichen Hilfstruppen beginnen die Kämpfe für die Kurden nicht entmutigend. Nach bewährter Taktik gelingt es ihnen, gleich in der Anfangsphase die Mehrzahl der größeren Garnisonen — bei Zakho sogar eine ganze Brigade — einzuschließen und die Straßen und Nachschubwege unter Kontrolle zu bringen. Um diese Kessel zu entsetzen, muß die Regierung bedeutende Reserven heranzuführen und starke Verluste in Kauf nehmen. Im Juli werden von beiden Seiten Kämpfe an elf verschiedenen Fronten, so bei Hular (Suleimania), Khaniqin, Kerkuk, am Dokan-Staudamm, in der Ali-Beg-Schlucht, bei Dohuk und Scheik-Khan, dem Dschesidi-Ort gemeldet. Aus »taktischen Gründen, um Luftangriffen auszuweichen, wohl aber auch aus Kräftemangel wurden von den Kurden um diese Zeit bereits die meisten festen Plätze aufgegeben, nur Rewanduz, Amadijah, Penjewin und Qala Diza sind noch in ihrem Besitz. Dennoch geben die merkwürdig gezackten Verbindungslinien zwischen den gehaltenen Stellungen und auch die in den westlichen Presseberichten auftauchenden Planskizzen nicht die geographische Wirklichkeit dieses Gebirgskrieges wieder, für den die herkömmlichen strategischen Maßstäbe kaum Geltung haben.

Die Offensivvorstöße der Regierungstruppen bestehen in der Regel darin, auf befahrbaren Bergstraßen mit starken Panzerrudeln so tief als möglich in die Täler vorzustößen und sich am erreichten Endpunkt massiv zu verschanzen. Diese schmalen, langgestreckten Keile werden unter Einsatz aller Mittel und un-

ter größten Verlusten gegen die von den Bergflanken feuernden Pesch Mergas gehalten. Auf diese Weise hat die irakische Armee schon einmal ihre schlimmste Niederlage erlitten. Eine ganze Brigade wurde 1966 in der Ali-Beg-Schlucht von den 200 Meter hohen Felswänden aus zusammengeschossen und mußte tausend Tote zurücklassen, während die Kurden nur drei Mann verloren. Damals war eine der klassischen Fallen der Bergstrategie zugeschnappt, wie sie schon vor zweieinhalb Jahrtausenden der Armee des Großkönigs Darius II. zum Verhängnis geworden sein muß, die aus dem Karduchenland nie mehr zurückgekehrt ist.

Diesmal aber müssen die Kurden zugeben, daß die von den Sowjets ausgebildeten Offiziere und Soldaten des Feindes das Gelände besser auszunützen verstanden als in früheren Kriegen. »Obwohl mir Abdullah Pizhderi, einer der besten Kommandeure Barzanis versicherte, die Ali-Beg-Schlucht gesäubert zu haben, peitschten uns pausenlos Schüsse entgegen, als wir die zerstörte Brücke erreichten«, berichtet David Hirst. »Der Feind hatte sich in einer unerwarteten Position 800 bis 1000 Meter entfernt eingegraben, und es schien eine Ewigkeit zu dauern, ohne Deckung die wenigen hundert Meter bis zu einer Bergnische zurückzukriechen. Pizhderi jedoch setzte seinen Spaziergang einfach fort, schlenderte lächelnd aufrecht weiter und kümmerte sich nicht im geringsten um die Kugeln, die ihm um die Ohren pfffen. ›Wenn ich Angst zeige‹, erklärte er auf den Vorwurf der Leichtsinnigkeit, ›dann wird es auch der Mann hinter mir tun. Und dann sind wir erledigt.‹ Dieser Kommandeur hatte mir gezeigt«, setzt Hirst hinzu, »was das Wort ›Pesch Merga‹ wörtlich bedeutet: ›Die dem Tod ins Auge sehen.‹«

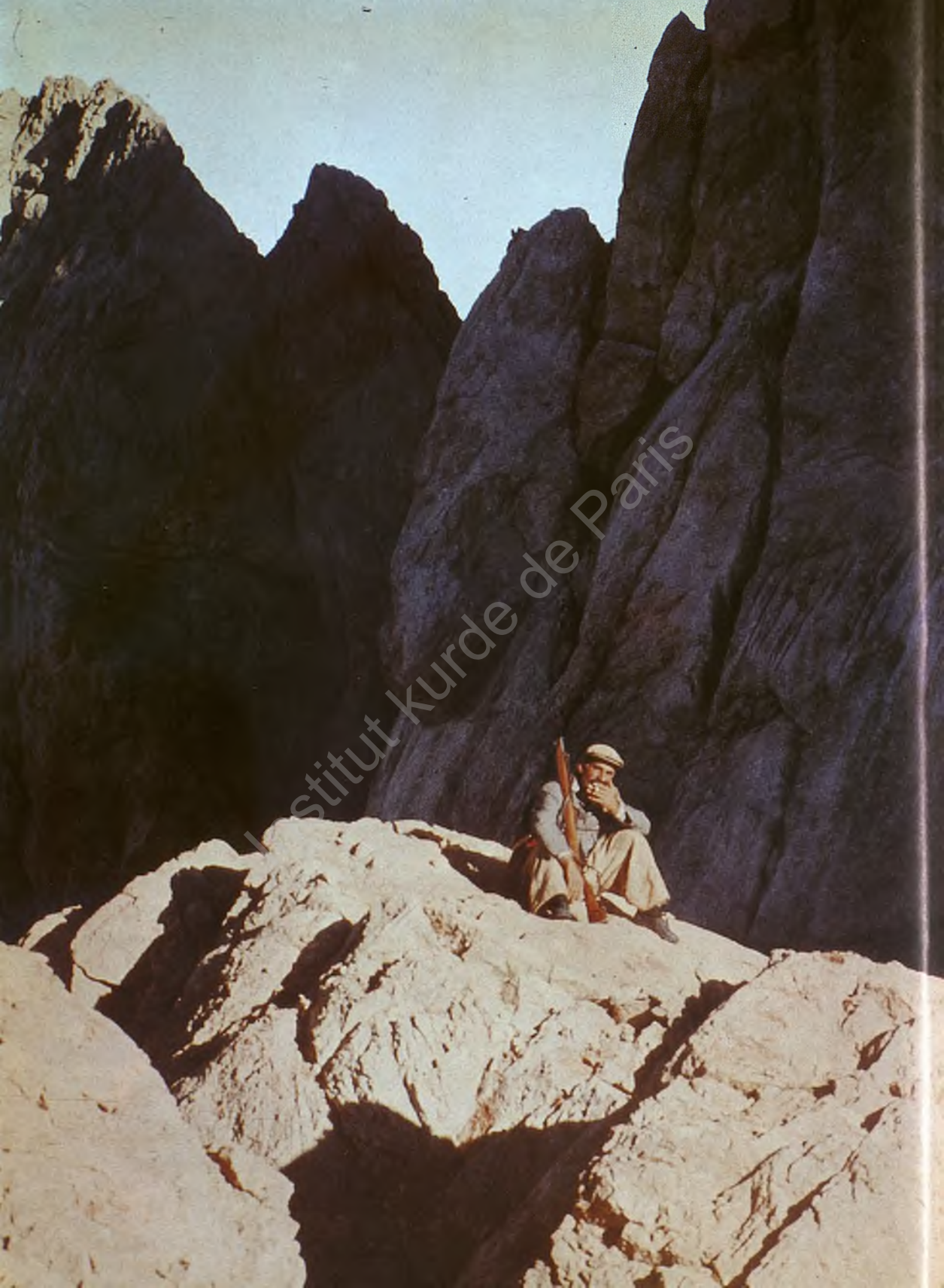
In der richtigen Erkenntnis, daß nicht nur die Zukunft der Baath, sondern auch ihr persönliches Überleben vom Ausgang des Kurdenkrieges abhängt, versuchen Saddam Hussein und Al Bakr den kurdischen Widerstand mit allen Mitteln des Terrors zu brechen.

Einer von der kurdischen Informationsabteilung vorgelegten Liste zufolge hat die irakische Luftwaffe von Ende April bis zum Herbst 1974 15 Städte und 211 namentlich angeführte

Dörfer, viele darunter mehrmals, bombardiert. Mehrere Städte, wie z. B. Zakho mit 25 000 Einwohnern, Amadijah und Rewanduz wurden »weggeblasen«, und zur Feier der Oktoberrevolution haben die Piloten russischer Kampfbomber am 17. Oktober eine ganze kurdische Stadt mit Napalm niedergebrannt. Während auf dem Roten Platz in Moskau die Massen für den Weltfrieden demonstrierten und die Kremlführer die »Israelische Aggression« in heftigen Worten brandmarkten, erfüllte sich das Schicksal von 430 Frauen und Kindern in der Höllenglut von Halapche, das unter dem Regen roter Brandbomben zugrunde ging. Und kein gnädiger Gott löscht den Feuerofen, der vom Himmel niederfällt und immer mehr armselige Behausungen dieser von aller Welt verlassen Menschen zu Asche verbrennt.

Der russische Atomphysiker und Bürgerrechtskämpfer Sacharow ist der erste Nicht-Kurde, der seine Stimme für das kleine Volk erhebt und in Briefen an Breschnew und UNO-Generalsekretär Waldheim den Irak des Völkermords anklagt. Aber sein Appell um Entsendung einer UNO-Friedenstruppe geht ebenso im Stimmengewirr der »Vereinten Nationen« verloren, wie die Bitte von 99 kurdischen Ärzten, Lebensmittel und Medikamente für 70 000 Flüchtlinge in iranischen Lagern und weitere 200 000 Menschen bereitzustellen, die sich an der persisch-irakischen Grenze zusammendrängen. Und was nützt es, wenn sich Melek Georgis Checko, der Patriarch der letzten nestorianischen Christen in Kurdistan, in rührenden Bitten an Papst Paul VI., den Weltkirchenrat und den ökumenischen Rat wendet, den Brüdern in Christi von dem drohenden Völkermord, der Aushungerung von Hunderttausenden, dem Verbrennen von Mensch, Tier und Gottes Brot auf den Feldern berichtet und mit einer Liste von zu Tode gefolterten Assyrern nachweist, daß den neubabylonischen Machthabern am Tigris das Religionsbekenntnis ihrer kurdischen Untertanen völlig egal ist. Seine nachprophetische Stimme bleibt ebenso ohne Echo wie die





Institut kurde de Paris

Hilferufe des katholischen Bischofs von Kurdistan, Aba Paulus, die der 74jährige Hirte als eine letzte Ausgabe der Korintherbriefe an die Zeitungen der ganzen Welt verschickt.

»Lieber Herr Chefredakteur, ich bin der Bischof von Mossul und Kurde«, heißt es darin in zittriger Schrift. Der greise Christ berichtet von dem bitteren seelischen und körperlichen Leid seiner unschuldigen Gemeinde, der Aussichtslosigkeit ihres Kampfes gegen eine zu allem entschlossene Übermacht. »Bitte verhindern sie ein Blutvergießen, schildern Sie Ihren Lesern, wie es um uns steht.«

Das gleichgültige Schweigen der Welt ist nur eines der Symptome für die Schizophrenie eines Weltgewissens, das sich in der kirchlichen Memorierung einer Jahrtausende alten Passion entrückt und dabei völlig übersieht, daß das Golgatha in den Bergen Kurdistans noch immer nicht beendet ist. Denn was hier vor unser aller Augen abrollt, ist nichts anderes als das letzte Glied einer Kette der immer wiederkehrenden Katastrophen, die nach einem unheimlichen Gesetz schon so viele Nationen, wandernde Völker und Stämme auf den Gründen des einstigen Paradieses verschlungen haben: Gog und Magog, die Reiche Elam, Sumer und Akkad, die Kinder Heth und Aram und zuletzt die Armenier neben Städten und Fürstentümern, deren Namen wir nicht einmal mehr kennen.

4.

Am 27. August unternehmen massierte irakische Truppen eine neue Offensive in Richtung Rewanduz und Qala Diza mit dem Ziel, die kurdischen Widerstandsgebiete in zwei Hälften zu teilen. Sie durchbrechen die kurdische Front und pressen neue Massen von Flüchtlingen in den Korridor, der jetzt Tag für Tag schmaler wird und gegen Luftangriffe kaum noch zu verteidigen ist.

Aber je aussichtsloser die Lage ist, um so verzweifelter kämpfen die Pesch Merga. »Sehen Sie«, sagt Masoud Ameen zu mir, der selbst drei Jahre Partisan gewesen ist, »es ist ein entscheidender Unterschied zwischen einem Rekruten, der in der Fremde in einem ungerechten Erobererkrieg kämpft, und der Volksarmee, in der der Vater neben seinen Söhnen und manchmal noch der Großvater die engste Heimat verteidigen, wo jeder Pesch Merga einen Iraker kennt, der einen Verwandten getötet, eine Frau vergewaltigt oder sein Haus niedergebrannt hat.«

In einem Gegenangriff Ende September, Anfang Oktober kämpfen die Kurden vorgeschobene Posten nieder und können einzelne Panzerkeile abschneiden. Sie greifen hauptsächlich nachts an, sprengen Straßen und Brücken, und am 16. September gelingt einer Kommandoeinheit der Durchbruch bei Chemchemal und ein Überraschungsangriff auf die Pipeline zwischen Kerkuk und Bagdad, die an zwei Stellen in die Luft gejagt wird. 3000 Tote, 123 Panzer und mehrere hundert Fahrzeuge sollen die Iraker in diesen Monaten verloren haben, aber auch der kurdische Blutpreis ist hoch. Wechselhaft dauern die Schlachten bis in den Spätherbst hinein, unbarmherzig treiben die irakischen und sowjetischen Kommandeure die Einheiten gegen die kurdischen Sperren, die sie noch von der iranischen Grenze trennen, triumphierend melden sie am 9. Oktober die Eroberung des Berges Sousak. Den Kurden kommt jetzt alles darauf an, die Entscheidung bis zum Wintereinbruch hinauszuzögern, der jede größere Bewegung unmöglich macht.

Endlich, am 15. November, fällt im Gebirge der erste Schnee. Das Hauptziel der irakischen Offensive ist nicht erreicht.

Für eine letzte Frist können die Kurden aufatmen, die Vorteile, die ihnen die winterlichen Bedingungen bringen, gegen die kälteungewohnten arabischen Soldaten ausnützen, im Dezember sogar das uralte Amadijah, die Stadt, in der ein Großteil der Karl-May-Erzählung spielt, zurückerobern. Es ist nur mehr eine Geisterstadt, so wie Dalala, Rewanduz und Dutzende anderer Städte und wie auch zweitausend Dörfer, die von ihren Bewohnern verlassen wurden oder nicht mehr existieren. Schon zu diesem Zeitpunkt ist das Kernland von Kurdistan weitgehend entvölkert. Eine halbe Million lebt auf der Flucht, eine



Winter 1974/75

Vokabel, die eigentlich nichts über den wahren Gehalt aussagt. Im kurdischen Bergwinter ohne Dach über dem Kopf zu sein, in die schneeerwehten Hochkare, in die eisigen Stürme ohne den geringsten Schutz hinausgetrieben zu werden, ist für Tausende gleichbedeutend mit dem Tod. Man muß sich vor Augen halten, in welchem unvorstellbaren Ausmaß dieses ganze blutarme Volk aller Reserven entblößt ist. »Die Reichen unter uns besitzen noch ein oder zwei Schafe«, sagt Ameen, »aber alle anderen haben nichts mehr. Keine Schuhe, keine Lebensmittel, kein Geld, nichts. Die Kinder und Schwachen sterben zuerst,

und die Frauen haben nicht einmal Messer, um ihre Toten in die harte steinige Erde einzugraben.

Im Dezember noch scheinen die persischen Grenztruppen den Pesch Merga kameradschaftlich entgegengekommen zu sein, und Radio Bagdad hat im Januar 1974 wütend »die vom US-Imperialismus unterstützten iranischen Provokationen, Aggressionen und Einmischungen« in schärfster Form verurteilt. »Der Iran und jene, die ihn unterstützen, werden die Verantwortung für diese Handlung zu tragen haben«, wird drohend hinzugefügt. Am 14. Januar bezeichnet der Schah während eines Fernsehinterviews in Wien die irakischen Kurden als »Rassegenossen der iranischen Arier, denen unsere Sympathie gehört«. »Wir liefern ihnen allerdings keine schweren Waffen«, fügt er hinzu, »denn von wo aus sollten Flugzeuge und Panzer starten?« Völlig offen bleibt damit, welche Mengen an leichten Waffen er somit über die offene Grenze nach Kurdistan schicken wird. Die Kurden registrieren freudig diese freundliche Stellungnahme vor den Augen und Ohren der Welt, richten sich an der Hoffnung des kurdischen Erdöls auf, das sie einmal besitzen werden, sprechen von den vernünftigen Bedingungen, unter welchen sie an den Westen verkaufen werden.

Aber das große Ölgeschäft haben längst schon andere gemacht. Und noch weniger ist auf die Bande der Rasse und die Versicherungen der Freundschaft in einem Land Verlaß, in dem die feierlichsten Koranschwüre nur geleistet wurden, um alsbald gebrochen zu werden. Und das Schicksal Kurdistans wird sich nicht auf dem Schlachtfeld seiner eisigen Gebirge entscheiden, sondern im prächtigen Kuppelpalast des Club de Pins vor den Toren Algiers, wo sich die dreizehn Delegationen der OPEC-Staaten — der Organisation erdölexportierender Länder — zu einer dreitägigen Konferenz versammelt haben. Selbstverständlich — so wie bisher — ohne einen kurdischen Beobachter einzuladen.

Am Nachmittag des 7. März 1975 geht ein Raunen durch den Saal, als der algerische Gastgeber Präsident Boumedienne ein Ereignis ansagt, das ihm zu wichtig erschien, um es in seiner sonst so reservierten Art vorzutragen. Mit der Stimmlage eines glücklichen Herolds gibt der alte Revolutionsheld bekannt, daß seine kaiserliche Majestät, der Schah des Iran, und der anwesende Vizepräsident des Irak ihren langjährigen Grenzkonflikt und ihre politischen Differenzen im Dienste der guten Sache begraben hätten. Von Beifall umrauscht erheben sich Schah Reza Pahlawi und Saddam Hussein, gehen aufeinander zu und fallen sich in die Arme. Dann nimmt der Schah Hussein an der Hand und führt ihn unter den Blitzlichtern der Pressefotografen zu Boumedienne, der von beiden auf die Wangen geküßt wird.

Die OPEC braucht diese spektakuläre Verbrüderung. Offiziell dient die Konferenz der Absprache technischer Fragen zwischen dem Kartell der Produzenten und dem Block der Konsumenten. Im Hintergrund aber steht die Problematik, die durch den gegenwärtigen Ölüberschuß auf der einen, die Wirtschaftsdepression und die Inflation im Westen als Folge der explodierten Ölpreise und das Unbehagen der Äußerungen Kissingers über eine mögliche militärische Intervention auf der anderen Seite gegeben ist. Preispolitik, taktisches Vorgehen unter Berücksichtigung der aufgebrachten öffentlichen Meinung, Dollar- und Goldfragen erfordern eine gemeinsame Front.

Noch während der Konferenz wird bekannt, welchen Preis die iranisch-irakische Versöhnung gekostet hat: Dem Schah wird eine neue Grenzziehung in der Mitte des Schatt el Arab zugestanden und Bagdads starker Mann, Hussein, erhält die Garantie, daß die Grenzen des Iran mit Wirkung vom 1. April 1975 gegen »jegliche Subversion und Infiltration« geschlossen werden.

Die Kurden werden in dem dreizehn Absätze enthaltenen Kommuniké, das eine folgende Friedenskonferenz in Teheran vorsieht, mit keinem Wort erwähnt. Aber es ist klar, daß mit der Sperre der iranischen Hilfe, der letzten offenen Grenze,

über die Nachschub an Versorgungsgütern und Munition herankam, hinter der Flüchtlinge und Schwerverwundete Zuflucht fanden, zersprengte Einheiten sich wieder formieren konnten, das Schicksal des kurdischen Aufstandes besiegelt ist.

Doch das Ausmaß des iranischen Einschwenkens auf die arabische Linie hat noch unerbittlichere Konsequenzen. In den acht Tagen, die auf Algier folgen, stellt sich heraus, daß die persischen Verbindungsoffiziere den Auftrag haben, das gesamte militärische Material unverzüglich heimzuholen. Die wenigen 155-mm-Haubitzen, über die Barzani verfügt, werden an Sattelschlepper gekoppelt und die Hamilton-Road hinaufgezogen, Soldaten verladen die Munitionskästen und selbst das militärische Verbandsmaterial auf Lastwagen. Doch damit nicht genug, gibt Jim Hoagland von der Washington Post, der Zeuge dieses Debakels ist, an, daß die iranische Armee sogar mit einer Intervention auf Seiten des Irak gedroht hat, um »den Respekt vor dem Algier-Vertrag durchzusetzen«.

Seit Mustafa Barzani denken kann, hat er Freunde und Verbündete, oder auch nur Partner für sein Volk geworben, bei den Großen und Mächtigen um Verständnis und Hilfe gebettelt, sich ungerührt als Agenten ausländischer Mächte bezeichnen und sich eines Nationalismus verdächtigen lassen, der nur bei kleinen Völkern und Minderheitsgruppen suspekt und zum Verbrechen gestempelt wird.

Persien, Bagdad und Rußland, das waren nur Umwege auf der langen Straße zur Freiheit der Kurden. Als er im Westen keine Freunde fand, hat er sich entschlossen, die Karte des Schahin-Schah aufzunehmen und als Einsatz dafür die Brüder in Persien und der Türkei verleugnen, manchmal sogar verraten müssen. Es war ein hoher Einsatz, und Barzani hat ihn verloren. Auch auf dem Pfauenthron wird seit langem Realpolitik betrieben. Es ist eine Art von Politik, die sich nicht am Glück der Völker, am Maß, ob die bettelarmen Kinder im Staub der unbarmherzigen Landschaft satt oder hungrig sind, orientiert, sondern an den Produktionsziffern der Industrie des Öls und der Kapazität des Menschenreservoirs, die den Glanz und die Macht bedeuten.

»Herzlichen Dank, liebe Brüder und liebe Schwestern«, hatte

Boumedienne in die Nacht hinausgerufen, als die schwarzen Limousinen der Prinzen und Könige, der Reichen und Superreichen vor dem hellerleuchteten Palast vorfuhren.

Fast noch in die Honneurs von Algier mischt sich der dröhnende Klang eines ganz anderen Saluts. Unter der Feuerglocke hunderter Langrohrgeschütze treten in den winterlichen Kurdenbergen noch am 7. März die massierten — und offenbar längst auf diesen Augenblick vorbereiteten — irakischen Truppen zur Generaloffensive gegen die Pesch Merga an, während Luftgeschwader ihren bisher stärksten Angriff auf Chuman, das letzte, schon an der iranischen Grenze gelegenen Hauptquartier Barzanis fliegen. Und frohlockend verkündet der irakische Rundfunk, daß »infolge der geänderten Lage die siegreichen Truppen gegen die gedungene verräterische Clique im Norden vorgingen. Der einzige Kurs, der gegen diese reaktionäre, unglückselige Clique und ihre Anhänger möglich ist«, fügt der Sprecher hinzu, »ist die Liquidierung dieses Nestes und seine Entfernung aus der Geschichte des Vaterlandes.«

Das ist die offene Sprache der Gewalt, die internationale Dialektik des Hasses, die wir alle schon gehört haben. Als Zeugen der »Weltrevolution des Proletariats« und ihres nationalsozialistischen Gegenstücks, als Motivation südamerikanischer Militärdiktaturen und in den Phrasen der Araber, wenn sie davon sprechen, die Juden Palästinas im Mittelmeer zu ersäufen.

Es bedarf keiner dialektischen Interpretation, sich vorzustellen, welches Schicksal eine siegreiche irakische Armee der Bevölkerung Kurdistans zu bereiten imstande ist, die so lange und auf so empfindliche Weise den arabischen Chauvinismus verletzt hat. »Und man braucht durchaus nicht Kenner der irakisch-kurdischen Szene zu sein«, schreibt der Londoner Guardian, »um zu wissen, daß Völkermord bevorsteht«, — »das jüngste Gericht bricht jetzt über Kurdistan herein«, heißt es in einem Memorandum des Generalsekretärs der Menschenrechtskommission in Genf, J. C. Juthi. Daran hat auch der Aufschub von einigen Tagen oder Wochen nichts geändert, der im Grunde nur eine hastig inszenierte persische Variante zu Kissingers Alibi-Retraite aus Vietnam darstellt und verhindern soll, daß die

Außenpolitik des Iran all zu rasch das Gesicht im beendeten Pokerspiel um Öl, Blut und Tränen verliert.

Schon beginnt der große Aufbruch des Elends, schleppen sich hunderttausende Menschen, die nichts mehr als ihr Leben zu verlieren haben, auf den eisigen Pfaden Kurdistans zur allzubald geschlossenen iranischen Grenze, hinter der doch nur die gleichen unzumutbaren Lebensbedingungen, die gleichen Stürme und Konzentrationslager warten, die längst überfüllt, fast ohne internationale Betreuung, sanitär zusammengebrochen und von der SAVAG, dem persischen Geheimdienst, scharf nach potentiellen Revolutionären kontrolliert werden. Und während die kaiserliche Regierung, die immerhin vor Jahresfrist für die Obersten Vierhundert dieser Welt das Zwei-Milliarden-Dollar-Picknick von Persepolis veranstaltet hat, ankündigt, daß sie die Flüchtlingslager nur mehr begrenzt erhalten könne, beginnt in Kurdistan der totale Zusammenbruch.

Eine panische Angst vor der näherrückenden Soldateska veranlaßt Dutzende Mütter, ihre Kinder in die Felsschluchten zu werfen und sich dann mit Benzin zu verbrennen, die Partisanen Barzani, ergraute Väter und ganz junge Burschen dazu, den Gehorsam zu verweigern, ihre Offiziere zu erschießen und sich selbst mit ihren Handgranaten in die Luft zu sprengen. Tausende geben auf das Amnestieangebot der Regierung ihre Gewehre bei den irakischen Sammelstellen ab, werden Presseleuten vorgeführt, im Fernsehen einem gaffenden arabischen Publikum gezeigt. Dann verläßt man sie auf Lastwagen und läßt sie irgendwo in der heißen, schweigenden Hölle verschwinden, die hier schon zu allen Zeiten unterlegenen Feinden und verhaßten Minderheiten bereitet worden ist.

Jene kurdische Brigade, die sich am 26. März dem irakischen General Talia el Chakarchi ergeben hat, ist freilich noch einmal aus der Versenkung aufgestiegen. In einem Seitental nach Atrouch nordöstlich von Mossul ziehen die Lämmergeier und Habichte von Kurdistan ihre Kreise. Tausend und elf Leichen in der Khakiuniform der Pesch Merga verbreiten in der stechend heißen Aprilsonne einen bestialischen Gestank, den der Fallwind aus den Bergen hinunter bis nach Ain Sifni, dem Ort der Teufelsanbeter, trägt. Deren Einwohner leben noch. Ihr alter,

graubärtiger Scheich hat dem General versichert, in der Erhebung Barzanis nie einen Rang eingenommen zu haben.

Doch während diese Zeilen geschrieben werden, packt die Rot-Kreuz-Delegation im nahen Bascheika bereits ihre Koffer. Die Baathregierung hat sie aufgefordert, unverzüglich das Kurdengebiet zu verlassen. »Es gibt für die Delegierten hier keine humanitären Aufgaben zu erfüllen«, heißt es in der Begründung des lapidaren Schreibens. Der Vorhang fällt, das Schlachtfest kann beginnen.

»Seid böse ihr Völker und gebet doch die Flucht. Rüstet euch in fernen Landen und gebet doch die Flucht«, heißt es bei Jesaia 8/9.

Aber im Jahre 2500 nach der Prophezeiung gestattet niemand mehr den Kurden, sich ihrem Schicksal zu entziehen.

6.

Freilich gibt es auch andere, höflichere Formen der Auslöschung, Varianten einer Endlösung, die kaum Gefahr laufen, irgendwelche internationalen humanitären Gefühle zu verletzen. Eine solche Kurdenlösung wird seit 1963 in Syrien praktiziert. Gestützt auf die »wissenschaftliche Studie« des früheren Geheimdienstchefs und derzeitigen Spitzenpolitikers Talab Hilal sieht das Regierungsprogramm gegen die halbe Million Dschesireh-Kurden neben dem Verbot der kurdischen Sprache und des kurdischen Unterrichts vor allem eine Zwangsumsiedlung in arabische Gebiete im Verhältnis 1:20, die Aberkennung des Rechtes auf Arbeit und auf des Wahlrechts, die Ersetzung ihrer Oberhäupter durch arabische Mollahs und den Verlust ihrer Staatsbürgerschaft vor. Araber vom Stamm der regierungstreuen Schammar werden systematisch im uralten Siedlungsgebiet der Bergkurden angesiedelt, 120 000 Stammeskurden wurden einfach zu türkischen Staatsbürgern erklärt und zahlreiche Familien wurden dadurch zerstört, daß die Eltern als Syrer, die Kinder aber als Ausländer behandelt werden.

Hilferufe an die Stammesbrüder jenseits der türkischen Grenze, mit denen seit Jahrhunderten engste verwandtschaftliche Bande bestehen, bleiben ungehört. Die fünf oder sechs Millionen türkischen Kurden, einst die Bannerträger oftmaliger Erhebungen, sind seit der Vernichtung eines Fünftels ihrer Bevölkerungszahl in den dreißiger Jahren die Parias dieses armen, ausgebluteten, rückständigen Landes geblieben. »Militärisch von den überall stationierten Miliz — oder Gendarmeriekommandanten und ökonomisch von einer schmalen Schicht türkisch-kurdischer Großgrundbesitzer beherrscht, wird im Hinterhof des Armenhauses am Bosphorus ein Bruttosozialprodukt pro Kopf von DM 200 jährlich erzielt, ein Bruchteil des katastrophalen Landesdurchschnitts«, konstatiert Bernd Liebermann. Innerhalb von 35 Jahren hat die Regierung in Ankara keine einzige Schule, kein Krankenhaus gebaut, nur zwei von tausendzweihundert Dörfern besitzen elektrischen Strom.

Der Anteil der Analphabeten beträgt 75 von 100, die durchschnittliche Lebenserwartung liegt bei 45 Jahren. Wie die türkischen Verantwortlichen zum Problem ihrer Kurden stehen, hat der frühere Ministerpräsident Demirel klar ausgesprochen. Während eines Blitzbesuchs in Kurdistan hat er Bittstellern wütend erklärt: »Unsere Grenzen sind offen, wer will, kann sich jederzeit zum Teufel scheren.«

Noch deutlicher klingt die Drohung des General Gürsel im Ohr, die er nach seinem Putsch von 1966 an die Adresse Kurdistans gerichtet hat: »Wenn die unverbesserlichen Bergtürken nicht ruhig bleiben, wird die Armee nicht zögern, ihre Städte und Dörfer zu bombardieren und zu zerstören. Es wird ein solches Blutbad geben, daß es sie verschlingen wird — sie und ihr Land!« Der Grund der Aufregung war die Verfassung eines Manifests durch einen »Kulturbund des Ostens«, in dem in rührend einfachen Worten nichts anderes verlangt wurde, als »die Verwirklichung der Brüderlichkeit, der Gleichheit und des Wohlergehens in der Türkei«.

Diese leisen, vorsichtigen Bewegungen unter der Oberfläche eines seit Jahrzehnten verschütteten Bewußtseins haben in den

Wahlen von 1973 erstmals ein politisches Ventil gefunden. Eine Kampagne in Richtung einer Wahlbeteiligung der kurdischen Bevölkerung hat zu einer schweren Niederlage der mit der Gerechtigkeitspartei verbündeten Großbesitzer geführt, die in manchen Bezirken einem Erdrutsch gleichkommt. Und als erste türkische Stimme hat die oppositionelle Arbeiterpartei auf ihrem Jahreskongreß von 1971 die »Existenz einer kurdischen Volksgruppe« anerkannt und die Regierung aufgefordert, »die Probleme der Kurden einer Lösung zuzuführen«.

Das alles sind harmlose, noch weit im Hintergrund einer vorrevolutionären Bewegung agierende Lebensansprüche bescheidenster Art. Werden sie es eines Tages schaffen, zwischen den Maschen der türkischen Diktatur durchzuschlüpfen, der grimmigen Aufmerksamkeit einer nach Zypern und Griechenland blickenden Generalität zu entgehen und aus der Anonymität ihres wunderlichen Bergtürkentums herauszutreten? Und werden sie dann jenseits der Grenzen, in Syrien, im Irak und in Persien noch ein Brudervolk vorfinden, das kurdisch spricht sich an eine gemeinsame kulturelle und geschichtliche Vergangenheit erinnert und in der Lage ist, den Traum von Großkurdistan, wenigstens auf einer ethnischen, sozialen Basis mitzufüllen?

Vor hundert Jahren haben die Kurden den Wettlauf zwischen dem Erwachen zu ihrer eigenen Identität und dem Erstarken des türkischen Zentralismus verloren. Heute scheinen sie im Begriffe zu sein, im Daseinskampf um das physische Überleben unterzugehen. Das ist keine militärische Frage mehr, und Überlegungen der Art, ob es richtig gewesen ist, statt des jahrelang auf Partisanenebene geführten Kampfes in die Phase eines herkömmlichen Feldzuges überzuleiten, sind heute irrelevant. Angesichts der völligen Isolierung erscheint eine Befreiung aus der radikalen Pogromsituation und ihr Weiterbestand als ethnische Einheit nur durch ein totales Arrangement mit der arabischen Dominanten möglich.

Denn während sich andere bedrohte Minderheiten bisher stets in den Schutz nationaler oder übernationaler Gruppen begeben konnten, die Zyperngriechen und die Palästinenser, ja selbst

die Negerchristen des Sudan und die Basutos Südwestafrikas mächtige Fürsprecher gefunden haben, ist ein kurdisches Problem offiziell überhaupt nicht existent. Die Kurdische »Volksarmee«, seit vierzehn Jahren an der Spitze der Freiheitssehnsucht eines Zehn-Millionen-Volkes ohne Staat, ist als Befreiungsbewegung völkerrechtlich nicht »anerkannt«. So chaotisch unsere Zeit anmutet — so gilt eine nationale, rassische oder religiöse Befreiungsbewegung nur dann als »legal«, wenn sie von einem Mitglied der Vereinten Nationen oder einer interessierten, intergouvernementalen Organisation, wie der OAU oder der Arabischen Liga »angemeldet« worden ist. Angesichts des Handicaps, seit einem Jahrtausend von fremden Völkern beherrscht zu werden, konnte die kurdische Delegation nicht einmal ihre Zulassung zur Genfer Rot-Kreuz-Konferenz im Februar 1975 erreichen, und auch die UNO-Menschenrechtskommission kann weder die Massaker noch die Hungersnot in Kurdistan zur Kenntnis nehmen, weil die DPK nicht den Status einer afro-asiatischen Befreiungsbewegung genießt.

Keines der über 150 Mitglieder der Vereinten Nationen hat es bisher gewagt, die arabische Fronde durch eine Intervention zu Gunsten der Kurden herauszufordern, und kurdische Petitionen an das Generalsekretariat der Vereinten Nationen müssen in der Portierloge des Glaspalastes am East River abgegeben werden.

Das ist die internationale Rechtssituation der »Pesch Merga«, die im Gegensatz zu anderen revolutionären Armeen in Palästina, Nordirland oder den Philippinen nicht ein einziges Mal versucht hat, ihre Ziele mit spektakulären Terroranschlägen gegen unbeteiligte Zivilisten, Frauen und Kinder durchzusetzen.

So wird den Kurden nichts übrig bleiben, als den Zeiger ihrer nationalen Uhr wieder einmal auf die Stunde Null zurückzustellen, sich tief unter den Sog ihres Unglücks zu beugen und zu versuchen, ihren ethnischen Zusammenhalt bis zu dem Zeitpunkt zu bewahren, in dem entweder ein politischer Umsturz die Machtstruktur im Mittleren Osten gewaltsam verändert, oder eine sozial-humanistische Evolution in der orientalischen

Massengesellschaft die brutalen Entnationalisierungstendenzen paralyisiert.

Als im kurdischen Hauptquartier die Nachricht von der iranisch-irakischen Einigung empfangen wurde, hörte jede Arbeit auf, und alle Anwesenden wandten sich dem alten Mann zu, der stets und auch an diesem Tage bedacht war, in seiner ganzen Haltung und Kleidung beste kurdische Tradition auszudrücken.

Barzanis Hand krampfte sich um ein Säckchen mit Nüssen, das ihm ein kleines Mädchen gebracht hatte. Dann sagte er mit leiser, gepreßter Stimme: »Wir Kurden haben in dieser Welt keine Freunde, wir haben nur uns selbst!«

Und nach einer Weile, kaum hörbar:

»Khode hafez kurdestan« — »Gott beschütze Kurdistan«

Nachwort

Dieses Buch erfüllt ein langjähriges Versprechen. Vor dem Krieg hat es zwei Freunde gegeben, die neben ihrer Begeisterung für Raufen, Fußball und mäßigen Erfolgen bei Lateinschularbeiten noch eine besondere Vorliebe für Karl May verbunden hat. Ganz besonders weit vorne rangierte der Band »Durchs wilde Kurdistan«, den sie wieder und immer wieder lasen, um dann über Dichtung und Wahrheit des Inhalts zu diskutieren, der so viele Fragen offen ließ. Bis sie den Entschluß faßten, selbst ins wilde Kurdenland zu gehen und auch ein Buch zu schreiben, eine Art Fortsetzung der Abenteuer Kara Ben Nemsis hinter der Kulisse der düsteren, geheimnisvollen Berge.

Aus dem Teamwork ist nichts geworden. Schon deshalb nicht, weil mein Freund Paul 1943 bei Woronesch gefallen ist. Und auch mir rückte der Traum von Kurdistan wie überhaupt jede schriftstellerische Beschäftigung nach Kriegsende in weite Ferne.

Er kreuzte sich unvermutet mit der Wirklichkeit an einem kalten Märztag des Jahres 1965. In einem kleinen Studentenlokal ging es hoch her. Zwei Dutzend junge Männer mit bunten Turbanen hielten sich an den Schultern gefaßt und tanzten im Kreis den Tschopih. Die rauchige Luft war erfüllt vom Stampfen der Beine und den wilden seltsamen Klängen kurdischer Lieder und von der Wand blickte eine grün-weiß-rote Fahne mit einer goldenen Sonne in der Mitte auf die Landkarte des seit tausend Jahren erträumten Staates Kurdistan. Nach ihrer Zeitrechnung feierten die Bergsöhne den 2575. Jahrestag der Erhebung des Schmiedes Kawa gegen den bösen Sagenkönig Zohak, die zur Gründung des kurdischen Volkes geführt hat.

Damit wurde ich mit zwei recht konträren Aspekten Kurdistans bekannt: der tief im Mythos des uralten Kontinents verwurzelten Wundergläubigkeit und dem unerbittlichen Existenzkampf um das nationale Überleben. Das aber ist ein Schicksal, das den Kurden schon in die Wiege gelegt wurde. Kurdistan liegt an einem der ältesten Schnittpunkte der Weltpolitik. Kurden hat es schon zur Zeit der sumerischen und assyri-

schen Großreiche gegeben, mit wechselndem Erfolg haben sie ihre wenig attraktiven Felsnester gegen biblische Könige, persische Satrapen und römische Legionen verteidigt und mitunter Gegenangriffe in die Ebenen vorgetragen, um schon den Urvätern der Geschichtsschreibung schlechthin als Modell der unbedinglichen Bergvölker zu dienen, die lieber ihr Leben verlieren als ihre Heimat und ihr nationales Erbe.

Ihre uralte Bergreligion spiegelt sich im Judentum, im Islam und im Christentum wieder, und ihre unverkennbare Spur führt quer durch den mittelalterlichen Orient bis in die Neuzeit der Donauländer, um am Beginn des 20. Jahrhunderts mit den Erdölinteressen der Weltmächte und der Nahostpolitik der Sowjetunion zu kollidieren. Aber nirgendwo ist diese einmalige historische Funktion dargestellt. Ihre großen Staatsmänner, Wissenschaftler und Religionsschöpfer werden einfach den Türken, Persern und Arabern zugeordnet und ebenso ergeht es ihren politischen und gesellschaftsverändernden Initiativen.

Es ist, als handelt es sich um ein internationales Komplott, das biohistorische Image dieser Stämme vom Bildschirm der Geschichte zu löschen, und seit dem letzten Dezennium wird deutlich, daß den Kurden überhaupt der Status einer völkischen Eigenheit aberkannt und ihr hartnäckiger, unter ungeheuren Blutopfern erkämpfter Anspruch auf einen Nationalstaat hinter einem Vorhang von Rauch und Schweigen liquidiert werden soll.

So ist aus dem Buch, das ursprünglich als Versuch konzipiert war, die Lagerfeuerromantik Karl Mays mit der Realität von heute zu vergleichen, die Verbeugung vor dem Freiheitswillen eines kleinen Volkes geworden, der in der Welt nicht seinesgleichen hat. Und vor einem tausendjährigen Ringen um diese Freiheit, zu dem sich die Unabhängigkeitsbewegung der Kolonialvölker vergleichsweise ausnimmt wie das launige Vorspiel zu einer Operettenrevolution.

Der Fährte dieses in den Fängen der Weltgeschichte verlorenen Volkes nachzuspüren, aus Legenden und vagen historischen Hinweisen den Report des wilden unbekanntes Hinterlandes der orientalischen Großreiche zu schreiben, mitzuerleben, wie Zug um Zug unter dem Firnis der Geschichte dieses Raumes

kurdische Faktoren zum Vorschein kommen, das allein war eine schriftstellerische Aufgabe einziger Art.

Daß sie zwangsläufig selbst zu einem Beitrag im Ringen um die kurdische Existenz geworden und von anderen als solcher empfunden wird, bezeugen die nächtlichen Telefonanrufe und die in arabischer Diktion verfaßten Mahnungen unter meiner Briefpost: »Nimm Dich in Acht, Kurdenfreund!«

Ob man den Kurden Freund sein kann, möge nach der Lektüre dieses Buches entschieden werden.

München, im April 1975
Hans Hauser

Institut kurde de Paris

ZEIT-TAFEL

- »Nach der Flut« Utnapischtim — Noah — landet auf dem Djebel Djudi in Kurdistan. Tamanin, das erste Dorf nach der Sintflut in Bothan wird gegründet.
Könige der Bergvölker übernehmen im Stromland die Herrschaft.
- 2637—2582 v. Chr. Sargon I. v. Akkad »stößt in die Dunkelheit vor«, Eroberung von Gutium, Kerkuk, Erbil und Diarbekr.
- 2530 Naramsin besiegt die Lulubu am »Heidenpaß«.
- 2500—2300 Guti beherrschen Babylonien und setzen eigene Könige ein.
- Um 2000 Kardaka in Keilschrifttexten erwähnt, Beginn der sprachlichen Indogermanisierung des Zagros.
- Um 1700 Hammurabi besiegt nördliche Bergvölker.
- 1746—1171 Kassitenherrschaft in Babylonien (Kardunasch)
- Um 1000 Meder und Perser sickern im Nordzagros ein; Zarathustra in Nordostkurdistan geboren.
- 880 Chald-Kult von Ardinis breitet sich in Urartu aus.
- 900—700 Guti-Kurden nehmen das Medische an; Armenier dringen von Westen her im Ararat-Gebiet ein.
- 722 Medisches Reich in Nordwestiran
- 714 Sargon II. zerstört Mussassir-Ardinis.
- 612 Assyrien von den Medern erobert
- 401 Xenophon überquert mit den »Zehntausend« die Karduchengebirge.
- 80 v. Chr. König Tigranes von Armenien besetzt »Gorduene«, Beginn der römischen Kolonisierung.
- 300—617 n. Chr. Kriege zwischen Ostrom und den Parthern.
- 637—1020 Gewaltsame Islamisierung der irakischen und persischen Kurden.
- 912 Hasanwai aus dem Stamm Barzikani (Barzan) gründet kurdische Dynastie der Hassanawiden.
- 990—1096 Kurdische Dynastie der Merwaniden in Armenien.
- 1075 Scheik Adi, Begründer der Djesidensekte in Kermanschah geboren.
- 1126 Chaddadiden erobern die armenische Hauptstadt Ani.
- 1187 Saladin, Sohn des Ayub, erobert Jerusalem. Unter dem Seldschuken Sandjar wird Provinz Kurdistan gegründet.

- 1231 Dschelaleddin von Chovaresmien von einem Kurden ermordet; türkische Oghusen treten in Dienste des Sultans von Ikonium.
- 1245 Hülagu Khan läßt den Kalifen von Bagdad ermorden. Mongolen erobern große Teile von Kurdistan.
- 1453 Sultan Mohammed erobert Konstantinopel.
- 1470 Turkmenendynastie »Vom weißen Hammel« betreibt Ausrottungspolitik gegen die Kurdendynastien.
- 1501 Shah Ismail begründet Safawidendynastie, unterwirft Teile von Kurdistan; Iran wird schiitisch.
- 1500—1840 Kurdistan wird Schauplatz der Kämpfe zwischen Osmanen und Persern.
- 1514 Schlacht von Tschaldiran zwischen Osmanen und Safawiden; Kurdistan wird dem Osmanischen Reich einverleibt.
- 1758 Kerim Khan gründet kurdisch-persische Dynastie Zand.
- 1794 Zand durch Kadjaren Mehemet gestürzt; Verwüstungen in Persien.
- 1806 Revolte Abdurrahman Paschas von Suleimania, Beginn des russischen Einflusses, Erhebung der Bilbas.
- 1826 Sultan Mahmud II. beseitigt Janitscharen; Beginn der Entmachtung der kurdischen Dere-Beys.
- 1830—1847 Kurdische Revolten unter Kor Mohammed Pascha von Rewanduz, Bedr Khan von Djesireh, Seid Beg und Nur Ullah Beg.
- 1877/78 Russisch-türkischer Krieg ermöglicht Aufstände in Hakkari, Bothan und der Hamawand. Scheik Obaidullah von Shamdinan belagert Urmia.
- 1891 Gründung der kurdischen Hamidijeh-Regimenter.
- 1897 Gründung des 1. Kurdischen Nationalkomitees und der Zeitung »Kurdistan«.
- 1900 Mustafa Barzani geboren.
- 1908 Jungtürkische Revolution, Empörung der Milli-Kurden unter Ibrahim-Pascha, Gründung mehrerer Kurdenkomitees und Zeitungen.
- 1915 Beginn der türkischen Armeniermassaker; Bedirkhaniden versuchen Befreiung von Bitlis.
- 1916 Alliierte Geheimverträge über Aufteilung der Türkei und Kurdistans. Beginn der Deportation von 700 000 Kurden nach Westanatolien.
- 1919 Antikemalistische Aktion der Kurdenführer in Malatia.
10. 8. 1920 Friedensvertrag von Sèvres rechnet Kurden zu den »befreiungswürdigen Völkern«.

- 1922—1931 Scheich Mahmud gründet in Suleimania das Südkurdische Reich; Kampf gegen Araber und Engländer.
- 1927 Türkische Ostprovinzen werden für ein Jahrzehnt hermetisch von der Außenwelt abgeriegelt; Kurdisches Nationalkomitee »Koybon« gegründet.
- 1930 Serie neuer Kurdenrevolten in der Türkei.
- 1931 Aufstand in Barzan unter Beteiligung Mustafa Barzanis. Türkisches Deportationsgesetz.
- 1936/37 Kurdischer General Bekir Sidki errichtet im Irak eine Militärdiktatur. Revolten im türkischen Dersim.
- 1943—1945 Mustafa Barzani, Achmed Barzani und Scheik Latif bringen Nordost-Irak unter kurdische Kontrolle.
13. I. 1946 Proklamierung einer Kurdenrepublik in Nordwestpersien unter sowjetischem Schutz.
- Januar 1947 Persische Truppen besetzen nach Abzug der Roten Armee Mahabad; Hinrichtung von 21 kurdischen Politikern; Flucht Barzanis über die sowjetische Grenze.
14. 7. 1958 General Kassem stürzt pro-westliches Regime im Irak. Barzani kehrt aus russischer Emigration als Nationalheld nach Kurdistan zurück.
11. 9. 1961 Bruch mit Kassem; Beginn des Kurdenkrieges durch Bombardierung kurdischer Städte.
8. 2. 1963 Sturz Kassem durch die Baath-Partei, Verhandlungen mit Barzani.
- Sommer 1963 Erbitterte Kämpfe. Mongolische Volksrepublik legt UNO-Vollversammlung Antrag auf Verurteilung des Irak wegen Völkermords vor, zieht ihn aber wenige Tage später wieder zurück.
18. 11. 1963 Oberst Aref beseitigt Baath-Regime.
5. 2. 1964 Waffenstillstand zwischen Kurden und irakischer Regierung.
9. 10. 1964 Barzani gründet kurdische Selbstverwaltung im Irak.
- 1965 Wiederaufnahme der Offensive gegen die Kurden unter Beteiligung syrischer Truppen.
- 1965/66 Innere Krise des Irak; schwere Niederlagen der Armee gegen die Kurden; Kriegsmüdigkeit der Bevölkerung.
14. 4. 1966 Staatspräsident Aref findet bei einem Hubschrauberabsturz den Tod.
2. 5. 1966 Aref II. leitet neue Offensive ein; Kurden sprengen Pipeline Kerkuk-Bagdad.
29. 6. 1966 Ministerpräsident Al Bazzaz verkündet 12-Punkte-Programm zur Lösung der Kurdenfrage; Autonomiezusage.
- Aug. 1966 Al Bazzaz wird von Offiziersjunta gestürzt.

17. 7. 1968 Aref II. von der Baath-Partei gestürzt.
- Sept. 1968 Neuerliche Großoffensive gegen die Kurden; Taktik der »Verbrannten Erde«.
11. 3. 1970 Friedensvertrag in 15 Punkten zwischen der Baath-Regierung und Barzani; Kurdistan soll autonome Provinz werden.
9. 4. 1972 Kooperationsvertrag zwischen der Sowjetunion und dem Irak; die irakische Armee wird mit modernsten Waffensystemen ausgerüstet.
- 1973 Mehrmaliger Bruch des Friedensvertrages durch irakische Armeeeinheiten.
11. 3. 1974 Bagdad verkündet einseitig Inkrafttreten des Autonomievertrages; Kurden werden zur Abgabe ihrer Waffen aufgefordert.
- April 1974 Irakische Armee beginnt unter sowjetischer Planung Großoffensive gegen Pesch Merga-Stellungen.
- Sommer/
Herbst 74 Irakische Überlegenheit erzwingt Frontrücknahme der Kurden in Richtung persischer u. türkischer Grenze; kurdische Gegenstöße im Winter. Hunderttausende Zivilisten ohne Obdach.
7. 3. 1975 Schah Reza Pahlawi und Saddam Hussein vom Irak schließen in Algier während der OPEC-Konferenz einen Versöhnungsvertrag. Iranische Grenze wird für den kurdischen Nachschub geschlossen. Beginn des kurdischen Zusammenbruchs.
- März 1975 400 000 kurdische Flüchtlinge versuchen die iranische Grenze vor Ablauf des irakischen Ultimatums zu erreichen. Die Türkei verweigert Flüchtlingen Durchzug und Asyl.
17. 3. 1975 Begegnung zwischen Barzani und Schah Reza Pahlawi in Täbris.
26. 3. 1975 Türkische Zeitungen berichten, daß tausende Pesch Merga, die sich den irakischen Truppen ergeben haben, hingerichtet wurden.
1. 4. 1975 Mustafa Barzani und seine Söhne Masoud und Idris überschreiten die iranische Grenze, das kurdische Hauptquartier wird von den irakischen Truppen besetzt. Barzani gibt Befehl zur Einstellung der Kämpfe, um die Vernichtung der Zivilbevölkerung zu vermeiden.
1. 4. 1975 Das Internationale Rote Kreuz muß auf Anordnung Bagdads Kurdistan verlassen.
10. 4. 1975 30 000 Pesch Mergas werden von iranischen Offizieren neu formiert, neu bewaffnet und als »Atout gegen den Irak« in Bereitschaft gehalten.
26. 5. 1975 Massenerschießungen im Irak »an Gegnern des irakisch-iranischen Abkommens«.

VERZEICHNIS DER WICHTIGSTEN NAMEN UND BEZEICHNUNGEN

- Abbassiden 98, 126
 Abd ul Hamid, Sultan in Stambul 8,
 181 f., 184 f.
 Achämeniden 47 f., 139
 Afghanen, Afghanistan 111, 136 f.
 Agha Mehemet Khan, Kadjare 141
 Ain Sifni 21, 264
 Akkad 53, 58 f., 77, 92, 96, 257
 Akkon 105, 128
 Al Bakr, Ahmed Hassan, irak. Staats-
 präsident 227, 240 ff., 255
 Al Bazzaz, irak. Premier 234, 236,
 240, 243
 Aleppo 100, 103, 164
 Alexander d. Große 48, 52, 128, 207
 Ali Beg, Häuptling der Djesidi 22,
 146
 Ali-Beg-Paß (Schlucht) 230, 248,
 254 f.
 Al i Haqq 64, 99
 Amadijah 21 ff., 28 ff., 45 f., 115,
 125, 188, 217, 254, 256, 258
 Aneize-Araber 157
 Ani 117, 180
 Arabische Republik = Vereinigte
 Arab. Republik 221, 216, 227
 Arbela = Arbil = Erbil 27, 81, 118,
 135, 146, 177, 199, 207, 223, 240,
 247, 251
 Ardelan 56, 115, 132, 144, 228
 Ardinis 66, 78 ff., 81 ff., 91
 Aref, abd el Rahman, irak. General
 236, 238 f.
 Aref, abd es Salem, irak. Staatsprä-
 sident 11, 221, 224 ff., 252
 Armenien, Armenier 48 ff., 63, 66,
 68, 103, 116 ff., 120 f., 128 f., 145,
 178 ff., 257
 Armeniermassaker 172, 182
 Arnauren 24, 149
 Arrapha 52, 54
 Artaxerxes II., Persischer Großkönig
 48, 68
 Aschhita 30 ff., 198
 Aserbeidschan 45, 67, 82, 197, 208 ff.
 Assyrer, Assyrisches Reich, Assur 26,
 43, 51, 61, 65, 74, 77, 81 ff., 96,
 128 f., 156, 199, 256
 Atmaly-Stamm 167
 Baath (Partei) 221, 226 f., 237, 240 ff.,
 247, 250, 252, 265
 Babani 45, 64, 112 f., 115, 135, 144,
 199, 223
 Babylonien, Babel 44, 48 ff., 56
 Bachtianen 20, 137 f.
 Bagdadpakt 213
 Barzani, Mulla Mustafa 8 ff., 46, 197,
 203 ff.
 Barzan-Stamm 46, 99, 198, 207 f.
 Bascheika 95, 265
 Baschkalah 68, 173
 Basra 97 f., 189, 235
 Bayar, türk. Staatspräsident 216
 Bedr Khan Bey, Bothanchef 29 ff.,
 146, 157, 171 f., 177, 185
 Belkh, Dr. Waldemar 67, 70 ff., 78 ff.
 Beradost-Kurden 135
 Bergkurden 55, 70, 198
 Bergtürken 195, 267
 Berwari 21 f., 29 f., 171, 217
 Bilbas-Kurden 146
 Bilinguis 77, 81
 Blaue Stein s. Kel i Schin
 Bocti 122 f.
 Bothan 35, 50, 60, 81, 171, 183 f.,
 192
 Botta, franz. Konsul 82, 86, 172
 Boumedienne, algerischer Staatsprä-
 sident 234, 261, 263
 Brautmessen 64
 Bujiden 47
 Bulbassi 114, 130
 Byzanz, Byzant. Reich 27, 47, 98,
 149, 153
 Chaddiden 117
 Chald, Chalder 66, 70, 78 ff., 91, 95,
 178
 Chaldäer 27, 37, 44 f., 65, 129, 171,
 173, 189
 Chemchamal 222, 258
 Chovaresmien 118 ff.
 Chuzier, Chuzistan 48, 117
 Cizre s. Djesireh
 Dakschuri-Kurden 24
 Darband i Gawr 58
 Darius II., Perserkönig 48, 178, 255
 Daseni s. Jeziden
 Deibokri-Kurden 70, 209
 Delitzsch, Friedr. Prof. 181, 184
 Demokratische Partei Kurdistans =
 DPK 9, 209, 217, 219, 229, 234,
 237, 246, 248, 250 ff., 268

- Dimbuli-Kurden 136
 Djaff-Kurden 114
 Djesidi s. Jeziden
 Dohuk 229, 247, 251, 254
 Dokan 212, 254
 Dreibund 187
 Dschelaleddin, türk. Sultan 118 f.,
 120
 Dschihad, kurd. Führer 104, 191
 Dschorid-Stamm 167
 Durrscharrukin 82, 86
- Eickstedt, Egon Prof. 14, 46, 54 ff.,
 61
 Elam 55, 65, 92, 257
 El Haschimi, irak. Ministerpräsident.
 201
 El Malik el Afdal, Sohn des Saladin
 104
 Erbil s. Arbela
 Ersindjan 182 f., 185, 195 f.
 Erzerum 125, 144, 146, 188, 194
- Faisal von Arabien 189, 201
 Faisal von Saudiarabien 9, 216, 234
 Fars 46, 48, 98 f., 137, 140
 Fatimiden 101 f.
 Fazlawiden 117
 Feiley-Kurden 114
 Feth Ali, General d. Kerim Khan
 139, 144
 Feueranbeter 179
- Gaurik-Kurden 70, 211
 Geiergesichter 56
 Georgien 67, 116, 145
 Grauer Stein s. Kel i Gaur
 Gumri 28 ff.
 Guran 113, 115 f., 132
 Guti, Gutium 58 ff., 63, 92, 128
- Hadbani 45, 98
 Hadji Umran 249, 263
 Hafiz Pascha, türk. Feldherr 133,
 155, 162 f., 167, 172
 Haideranli-Kurden 144
 Häk 74, 79, 81
 Hakkari 27, 37 f., 46, 68, 98 f., 110,
 113, 125 ff., 171, 174, 182, 198, 200
 Haleb s. Aleppo
 Hamadan 17, 209
 Hamavand-Kurden 175
 Hamidijeh 177, 181 f.
 Hammurabi 52, 58, 215
 Haschemiten 199, 216
 Hassanawiden 117
 Hazaraspiden 164
- Hertoschi-Kurden 67, 183
 Homs 103, 149, 164
 Hormuzd Rassam 21, 30
 Hossnkeif 110, 113, 122, 204 f.
 Hülagu Khan, Sohn des Dschingis
 Khan 108, 118
 Hurriter 65
 Hussein, König v. Jordanien 199, 213
- Ibrahim Pascha v. Ägypten 149, 164,
 168
 Ibrahim Achmed, Generalsekretär d.
 DPK 234, 248
 Inönü = Ismet Pascha, türk. Staats-
 präsident 195 f., 203
 Iranider Typus 56
 Isphahan 125, 138 ff., 143
- Jakob Rais, Nestorianer 30 ff., 39
 Janitscharen 16, 121, 147 ff., 194
 Japhetiten 56 f., 83
 Jeziden = Djesidi 21 f., 43, 64, 93,
 146, 171, 250, 254
 Jussuf ben Ayub = Saladin 102, 107,
 110, 120
- Kadjaren 111, 115, 138, 141, 143,
 147, 196
 Kalhor-Kurden (Kelhor) 55 f., 64,
 114, 116, 132,
 Kalisch 150, 156
 Karadschahissar 109, 119
 Karduchen 49 ff., 68, 77, 222, 255
 Karsann-Gebirge 133, 162, 169
 Kassiten, Kassu 52 ff., 65, 128, 207
 Kassem, abd el Kerim, irak. Staats-
 präsident 7 ff., 216 ff., 222, 252
 Kel i Gaur 70, 79 ff., 177
 Kel i Schin 68 ff., 76 ff., 111, 123
 Kel i Sipan 73
 Kentrites 50 ff.
 Kerim Khan Zand, König v. Persien
 12, 138 ff., 142, 144, 212
 Kerman 143 ff.
 Kermanschah 99, 144, 234
 Khanaquin 250, 254
 Khosnav-Kurden 134 f.
 Kimmerier 178
 Kiphas 123, 205
 Kizilbaschen 122
 Kojundschi 20, 146
 Konia 103, 119, 149, 166
 Koruni-Kurden 140
 Kossäer s. Kassiten
 Kurdische Abstammung 54 f., 60 f.
 Kurdische Autonomie 232 f., 240,
 243 ff., 249 f., 216 f.

Kurdische Volksarmee 8, 210, 268
Kurdische Volksrepublik 210
Kurmandj 113, 132

Lawrence v. Arabien 184, 188 ff.,
193, 200 f.
Layard, Sir Austin Henry 20, 94,
111, 146, 156 f., 172 ff., 198
Lehmann-Haupt, Friedrich Prof. 50,
67 f., 70 ff., 76 ff., 123, 177, 183,
211
Lichtauslöcher 179
Lizan 34 ff., 198
Lulubu 58, 117, 136
Luren 53, 64

Mahabad 9, 209 ff., 217 ff.
Mahmud II., Sultan 148, 169
Maku 121, 136
Malathia 98, 125, 183, 193, 206
Mameluken 103, 108, 110, 118, 128,
146
Mamasch-Mahmudli-Kurden 76, 130,
209
Mandatsvertrag v. 1935 214
Manichäer 65, 94
Mar Schamun, Patriarch d. Chaldäer
224
Manzur-Kurden 130
Mardin 64, 118, 123, 169, 184
Maragha 27, 118, 123, 169, 184
Maroniten 169
Marr, N. J., russ. Forscher 51, 63, 93
May, Karl 14 ff., 28, 94, 135, 171,
175 ff., 235
Meder 45, 54, 61, 119, 178
Mehemet Ali, Vizekönig d. Kadja-
rendynastie 143 ff., 149
Mehemet Pascha, türk. Befehlshaber
157, 162, 170
Merwaniden 155, 180
Mesopotamien 20, 52 f., 90, 92, 146,
156, 177, 184 f.
Milan-Kurden 131
Mohammed Khan, Wali von Van
122, 138
Moltke, Helmut Graf v., 150 ff.,
161 ff., 177
Mongolen 27, 108 ff., 118, 120, 180
Mukri 45, 54, 70, 91, 132, 209 f.
Mulla Mustafa s. Barzani
Murad III., Sultan 116, 125, 142
Murghi 33
Mursilis I., Hethiterkönig 53
Musch 144, 162, 172, 194, 196

Mussassir 78 ff., 81, 86
Mustafa Pascha, General 166, 177,
181

Nairi 65, 126
Naq i Rüstam 47
Naramsin, akkadischer König 58
Nasser, Gamal abd el, ägypt. Staats-
präsident 221, 229, 234
Nestorianer 21, 26 ff., 95, 99, 171,
173 f., 198 ff., 256
Nikitine, Basile, russ. Konsul 12, 29,
128, 130 f., 192
Ninive 20, 26, 42, 61, 82
Nisib 165, 169 ff.
Nordide 54, 77
Nureddin, Herrscher v. Mossul 102 f.
Nur Ullah Bey, Herrscher v. Hakka-
ri 29, 38 ff., 68 f., 171 ff.

Obaidullah, Scheik von Nehri 183,
189 ff.
Ochsenkult 63
Oghusen 119
Omer Pascha = Michael Latas, türk.
General 172 f.
Ommayaden 46, 101, 107
Osman Pascha, türk. General 168,
176

Parsen 90, 99
Pasua 74, 76
Pay e Taq 55 ff., 128
Penjewin 230, 251
Pesch Merga 10, 206, 219, 222 f., 230,
233, 239 ff., 251, 255, 258, 260,
263 f., 268
Piran-Kurden 130
Qala Diza 251, 254, 257
Qazi Mohammed, kurd. Politiker
209 ff.
Qazi Seif, kurd. Gendameriekom-
mandeur 209
Quassrik 183
Quudschanes 27
Qurti 58

Ranya 146, 223, 226
Ras el Ain 184 f., 191
Rawadi-Kurden 91, 101, 117
Rawlinson, engl. Major 68 ff., 111
Rayas 131 f., 180
Rewanduz 18, 81, 108, 146, 169, 207,
222, 230, 254, 256 ff.
Reza Pahlewi, Schah 206, 208 f.,
231 f., 234, 261 f.

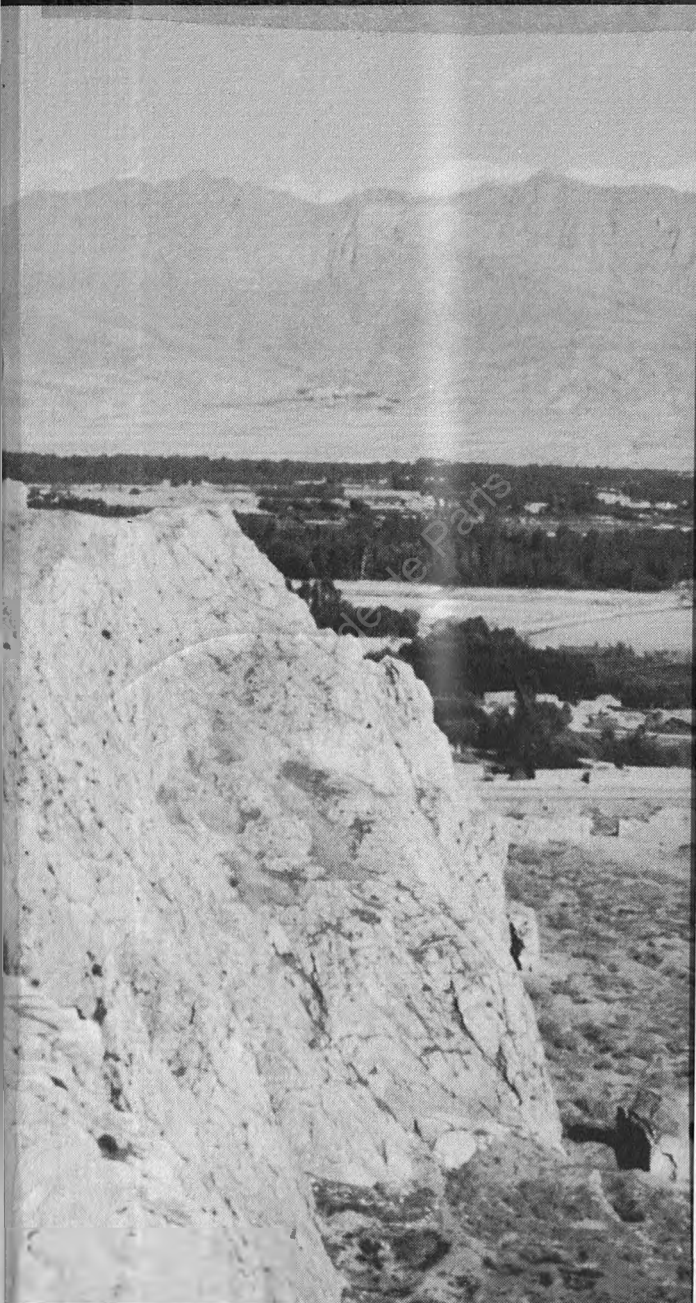
N=496

C=93

- Rich, James Claudius 100, 111, 113 ff.,
134, 144, 189
Riza Khan, Vater Reza Pahlewis
144, 196 ff.
Rummosk-Kurden 130
Ruzhegi-Kurden 123
- Sabier 68, 94
Saddam Hussein, irak. Vizepräs. 248,
255, 261
Safawiden 111, 121, 123, 137, 140 f.
Salah ed Din = Saladin 100, 102 ff.,
110, 112, 140, 194, 198, 212
Samsun 168, 195
Saparden 116, 121, 123, 136, 140,
179
Sautsch-Bulaq (Mahabad) 62, 67, 71,
209
Sayd Bey 146, 157, 161, 163, 171
Scutari 155
Seldschuken 99, 101, 103, 119 f., 179
Selim I., Sultan von Stambul 121,
123 f.
Seraskier 146, 151, 155, 168
Sèvres 193 ff.
Sidekan 70, 79 ff.
Sindjar (gebirge) 42, 93, 171, 208, 250
Sinna 113, 209, 234
Sintflut 63
Sipkan-Kurden 144
Skyten 48, 67
Söört 45, 81, 163, 204
Soran-Kurden 135
Subartu 55
Sumer 56 ff., 63, 65, 90, 92, 257
Sunniten 64, 101, 199, 232
Surschlu-Kurden 79
Susa 58, 128
Sykes-Picot-Abkommen 188
Schah Ahmed, Vorgänger Riza Khans
143, 196
Schah Reza Pahlewi s. Reza Schah
Schäkür Agha, Reformator d. anatoli-
schen Angelegenheiten 181, 183
Schamanen 94
Schammar-Araber 43, 157, 265
Schargallischarri, letzter König v. Su-
mer 59 f.
Schatt el Arab 201, 231 f., 261
Scheich Omar, Führer d. Milan 131
Scheik Adi 23, 65, 94 ff.
- Schemseddin, Großvater Scherefs 122,
125
Scheref v. Bitlis 116 ff., 122 f., 125 f.,
133, 135, 140
Scheref Nameh 110 f., 116, 212
Schiiiten 101 f., 121 f., 220, 248
Schirkuh, kurd. Heerführer 102, 199
Schiras 115, 139 ff., 143
Schirwan-Kurden 198
Schloß des Vergessens 123, 179, 205
Schulz, Friedrich Prof. 16, 29, 68
- Täbris 118, 121, 125, 208 ff.
Talabani, Jalal, kurd. General 197,
222, 224 ff., 234, 248
Tarich el Akrad 111, 115, 118, 120,
122, 129, 136, 140, 144, 172, 207
Teufelsanbeter 19, 23, 42 f., 64, 93 ff.,
179, 264
Tigranes, armenischer König 128, 178
Tijari 20 ff., 32, 157, 171, 198
Tkoma 21, 31, 37, 39 ff., 171 f., 198
Tschadarlistamm 167
Turkmenen 108, 121, 156
- Ur 55
Urartu 65 f., 78 ff., 82 ff.
Urmia 48, 130, 183, 211
Uschnu 68, 73, 76, 80, 135
- Van 48, 65, 87, 121 f., 172 ff., 183,
188, 192, 194, 196
Vereinigte Arabische Republik s. Ara-
bische Republik
Vogelnasengesichter 55
- Xenophon 49 ff., 81, 168
- Zab 20, 26, 33, 35, 81 ff., 91, 212
Zakho 229, 240, 254, 256
Zand, Zandiden 136, 138 ff., 143 f.
Zarathustra = Zoroaster 65, 88 ff.,
95, 98, 101, 140
Zeinel Bey, Kurdenhäuptling 33
Zeki Pascha, türk. Kommandant 182,
184 f.
Zerza-Kurden 79, 211
Zibari-Kurden 198, 217
Zikurtu 51, 68
Zoroaster s. Zarathustra

Institut kurde de Paris





egal, unter welcher Regierung es auch leben mußte. Und es ist ihm auch trotz Aufspaltung (heute leben Kurden im Irak, im Iran, in der Türkei, in Syrien und in der Sowjetunion) gelungen, sein nationales Erbe zu bewahren. Erst in unserer Zeit, in der Mitte des 20. Jahrhunderts droht ihm der endgültige Untergang: Es ist in das kräftepolitische Spannungsfeld der Erdölinteressen geraten.

Hans Hauser, der Autor dieses Buches, hat sich schon früh mit den Problemen der Kurden beschäftigt. Angeregt durch Karl May, machte er es sich nach zahlreichen Reisen und profunden Studien zur Aufgabe, den Schleier über der Vergangenheit dieses »sagenumwobenen« Volkes zu heben. Sein Werk will keine Dokumentation der aktuellen Probleme sein, sondern er erläutert und erklärt in leicht verständlicher, gut lesbarer Form die kulturgeschichtliche Herkunft dieses Volkes, das mehr zu bieten hat als Kampfärm, verwegene Krieger und herumgaloppierende Reiterhorden. Für ihn stehen geschichtliche und soziologische Fragen im Vordergrund, so z. B.: Warum haben sich die Kurden nicht schon früher zu einer Einheit formiert, die es ihnen ermöglicht hätte, gegenüber den umliegenden Völkern zu bestehen.

Die erste wichtige Biographie der Kurden, vervollständigt durch ausgezeichnetes, bisher unveröffentlichtes Bildmaterial.

*Die aktuelle und hochbrisante
Biografie der Kurden, eines
»sagenumwobenen« Volkes*

Institut kurde de Paris